Der phantastische Ritt

I.V. Emilian



Ion Valeriu Emilian

DER PHANTASTISCHE RITT

Rumäniens Kavallerie an der Seite
der Deutschen Wehrmacht
im Kampf gegen den Bolschewismus

Dies ist die Geschichte des rumänischen Reiterheeres, das am 22. Juni 1941 um 03.15 Uhr an der Seite der Deutschen Wehrmacht zum Kampf gegen den Bolschewismus antrat, um die rumänischen Provinzen Bessarabien und Nord-Bukowina zurückzugewinnen, die mitten im Frieden nach kurzfristigem Ultimatum von der Sowjetunion militärisch besetzt worden waren.

In seiner Bedrängnis bat am 27. Juni 1940 König Carol II. von Rumänien die deutsche Reichsregierung um die Entsendung einer Militärmission und um deutsche Lehrtruppen. Ion Antonescus Plan, das bis dahin nach französischem Muster ausgebildete, dürftig und veraltet ausgerüstete rumänische Massenheer nach deutschem Vorbild umzuschulen und umzurüsten und zwölf motorisierte Kampfbrigaden aufzustellen, ließ sich im Verlauf eines Jahres nicht verwirklichen.

Rumänien hatte sich am 23. November 1940 dem „Stahlpakt" angeschlossen, der zwischen Deutschland, Italien und Japan schon bestand, und war damit zum Verbündeten der „Achsenmächte" geworden. Bei Kriegsbeginn standen 29 Infanterie-, Kavallerie- und Gebirgsdivisionen bereit. Unter ihnen das Kalaraschen-Regiment 2, dessen langen, beschwerlichen und gefahrvollen Ritt der Autor aus eigenem Erleben in ebenso spannender wie eindrucksvoller Form den Leser miterleben läßt. Rittmeister der Reserve Dr. Ion Valeriu Emilian gewährt einen Einblick in das Wesen und in die Geschichte der rumänischen Kavallerie und seiner treuen Kalaraschen, diesen anspruchslosen Reitern

VERLAG K. W. SCHÜTZ K
PREUSSISCH OLDENDO

SCHÜTZ-BÜCHER



Künder der historischen Wahrheit



VERLAG K.W. SCHÜTZ KG
4994 PREUSS. OLDENDORF



Emmy Göring **An der Seite meines Mannes**
Begebenheiten, Bekenntnisse 332 S. - Ln. - 24 Bilds. **DM 28,—**
Ein packendes Buch von historischer Bedeutung. Die Zusammenfassung von Erlebnissen, Erinnerungen und Gedanken über viele tragische Probleme der Hitlerzeit. Es gelang der Verfasserin die Kennzeichnung der zweifellos schicksalhaften Stellung, die der „zweite Mann" im Staat innegehabt hatte.



Bernhard Ramcke
Vom Schiffsjungen zum Fallschirmjägergeneral
266 S. - 24 Bildt. - Ln. - Goldpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Von den Schiffsplanken des kaiserlichen Segelschulschiffes S. M. S. „Stosch" des Jahres 1905 führte der Lebensweg dieses großen Soldaten durch die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges über die Freikorpskämpfe bis zu den ruhmreichen Fallschirmjägereinsätzen des Zweiten Weltkrieges.



Fallschirmjäger **— damals und danach —**
268 S. - 16 Bildt. - Ln. - Goldpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Bericht vom Kampf der 2. Fallschirmjäger-Division 1944/45. Ausführlich schildert Ramcke auch seine Erlebnisse in der Gefangenschaft, in den französischen Gefängnissen, und vor dem Rachetribunal der „Résistance-Richter".



Dr. Rolf Hinze **Plenni dawai** 2. verbesserte Auflage
Nachkriegsdrama hinter Stacheldraht - Ein Dokumentarbericht
432 S. - 8 Bildt. - Goldpr. - farb. Schutzu. - Ln. **DM 35,—**
Über dreieinhalb Millionen Soldaten haben den Weg in die sowjetische Gefangenschaft antreten müssen. Wo sind sie geblieben? Dieser Dokumentarbericht gibt den Überlebenden, der heranwachsenden und der kommenden Generation Antwort auf viele Fragen, die unsere offizielle Geschichtsschreibung nicht zu beantworten wagt.



Léon Degrelle **Die verlorene Legion**
Der erregende klassische Erlebensbericht des Kommandeurs der belgischen „Légion Wallonie".
2. Aufl. - 512 S. - Foto des Verfassers - Ln. - 2farb. Prägung auf Titel und Rücken - 4farb. Schutzumschl. **DM 29,80**
Léon Degrelle, Träger des Eichenlaubes zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, Inhaber der Nahkampfspange in Gold, Gefreiter, Ordonnanzoffizier und Kommandeur der belgischen Legion Wallonie, schrieb dieses Buch.



Paul Hausser **Waffen-SS im Einsatz**
8. Aufl. - 240 S. - 64 Bildt. - Silberpr. - Schutzu. - Ln. **DM 28.—**
Dieses erste grundlegende Buch über die ehemalige Waffen-SS, nunmehr in 8. Auflage, ist ein „Bericht" — ja, ein unpolitisches Buch, soweit die Darstellung militärischer Ereignisse während eines gewaltigen politischen Ringens überhaupt unpolitisch sein kann. — Dieses Werk ist ein offenes soldatisches Wort des 1. Soldaten dieser Truppe über seine Männer, die im Kriege ihre Pflicht taten und für ihren Einsatz einen hohen Blutzoll entrichteten.



Flugkapitän Hans Baur
Mit Mächtigen zwischen Himmel und Erde
Chefpilot bei Adolf Hitler 332 S. - 30 Fotos - Ln. **DM 28,—**
2farb. Coverluxumschl. **DM 18,80**
Wie ein Abenteuerroman rollt vor dem Leser ein ungewöhnliches Fliegerleben ab. Art.-Flieger des 1. Weltkrieges — Pilot des Bayerischen Luftlloyd und Junkers Luftverkehr — Unter den ersten sechs der Deutschen Lufthansa — Pionier der Alpenüberquerung — 13 Jahre Chefpilot bei Hitler — Bis zuletzt im Führerbunker — Kriegsverbrecher — Heimkehr.



Felix Steiner **Die Armee der Geächteten**
352 S. - 16 Bilds. - Ln. DM 28,— Coverlux DM 18,80
Dieses Buch soll nicht der sogenannten Rehabilitierung der Waffen-SS und ihrer Soldaten dienen; es buhlt nicht um die Gunst des Zeitgeistes, sondern stellt diese junge, im Krieg ebenso bewunderte wie gefürchtete Waffen-SS in den Rahmen einer wehrgeschichtlichen Entwicklung, in der sie einen hervorragenden Platz einnimmt.



Ingo Petersson **Ein sonderlicher Haufen**
2. veränd. Aufl. - 232 S. - 20 Fotos - Coverluxu. **DM 16,80**
Ln. - Silberpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Dieses Sturmbataillon der Waffen-SS war sicher der eigenartigste Haufen des ganzen deutschen Heeres. Sie griffen an ohne Rücksicht auf Verluste, schlugen sich verbissen und fielen. „500 hält oder fällt!" Wer durch schwere Verwundung seine Kameraden behinderte, erschoß sich.



Ingo Petersson
Die Flucht des Untersturmführers „Vorwärts"
2. Aufl. - 244 S. - farb. Coverluxumschl. **DM 16,80**
Ln. - Silberpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
„Vorwärts", durch seinen heldenhaften Einsatz weit bekannt, steht im Mittelpunkt. Petersson hat es meisterhaft verstanden, den schicksalhaften Weg, den „Vorwärts" aus russ. Gefangenschaft wählte, wirklichkeitsnah niederzuschreiben.



Ingo Petersson
Die Waldwölfe **Unter balt. Freiheitskämpfern 1947—1950**
264 S. - Ln. - Silberpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Jahrelang nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges kämpften in der Ukraine, Weißrußland, Polen, Litauen, Lettland und Estland Freiheitsarmeen gegen die Sowjetunion. Unter ungeheuren Strapazen war jeder der Waldwölfe bereit, für die Freiheit seines Volkes ohne Zögern sein Leben einzusetzen.



Ingo Petersson **Baska und ihre Männer**
Die tapfere, unvergessene Wolfshündin
267 S. - Silberpr. - farb. Schutzumschlag - Leinen **DM 26,—**
Die treue und tapfere Wolfshündin Baska hat nicht nur als Kampfhund im Felde, bei Fallschirmeinsätzen hinter den feindlichen Linien und im Häuserkampf Einzigartiges geleistet, sondern beim Auffinden und Bergen von Verwundeten zwischen den Fronten.



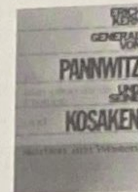
Erich Kern **Der große Rausch** **Rußlandfeldzug 1941—45**
4. Aufl. - 232 S. - 20 Fotos - Coverluxumschl. **DM 16,80**
Ln. - Silberpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Dieser spannungsgeladene Tatsachenbericht über den Feldzug im Osten und seine grenzenlose Härte nimmt seinen Ausgang in Griechenland. Das erste Buch in der Welt, welches die Verteidigung des deutschen Soldaten und der Männer der Waffen-SS gegen die Diffamierung aufnahm.



Felix Steiner
Die Freiwilligen der Waffen-SS **Idee und Opfergang**
5. Aufl. - 329 S. - 32 Bildt. - 33 Skiz. - Silberpr. - farb. Schutzumschl. - Ln. **DM 28,—**
Der Name des Verfassers ist aufs engste mit der Freiwilligenbewegung des Zweiten Welckrieges verbunden. An dem Beispiel der von ihm geschaffenen und durch ihre Waffentaten weltbekannt gewordenen SS-Division „Wiking" hat der Autor erstmalig den Beweis geführt, daß es möglich war, aus soldatischen Menschen verschiedenartigster Nationalität einen innerlich homogenen, kameradschaftlich verbundenen und militärisch integrierten operativen Verband zu schaffen.



Erich Kern
Die letzte Schlacht **Kampf in der Pußta 1944—45**
Verbesserte Neuaufl. - 328 S. - 16 Bildt. - Ln. - Silberpr. auf Titel und Rücken - farb. Schutzumschl. **DM 28,—**
In diesem Erlebnisbericht schildert Erich Kern einen der tragischsten, aber auch packendsten Schauplätze des Zweiten Weltkrieges: Ungarn. — Mitten in der Masse der deutschen Armee und der wenigen kampfbereiten ungarischen Einheiten kämpften Divisionen der Waffen-SS und das Kampfgeschwader unter Hans-Ulrich Rudel ihren letzten heldenhaften Kampf.



Erich Kern
General von Pannwitz und seine Kosaken
Sie kämpften für die Freiheit und starben am Westen
3. Aufl. - 220 S. - 40 Fotos - Skizz. - Coverluxu. **DM 16,80**
Ln. - Silberpr. - Schutzumschl. **DM 26,—**
Erich Kern gelang es als erstem, den Einsatz und die Geschichte der Kosaken im Zweiten Weltkrieg an deutscher Seite mit Hilfe ehemaliger Kosakenoffiziere unter Auswertung von Aufzeichnungen und vieler hundert Briefe des Generals von Pannwitz gegen den Bolschewismus wahrheitsgetreu aufzuzeigen.



Mirko Jelusich **Der Soldat — Scharnhorst**
Neuaufl. - 336 S. - 1 Bildt. - Ln. - Präg. - Schutzu. **DM 28,—**
Jelusich, Hunderttausenden von Lesern durch seine großen Romane „Cäsar", „Hannibal", „Der Löwe", „Der Ritter" und „Cromwell" ein Begriff, hat dem Soldaten Scharnhorst ein großartiges Denkmal gesetzt.



Anton Graf Bossi-Fedrigotti **Standschütze Bruggler**
Neuaufl. - 360 S. - 16 Bilds. - Ln. - Schutzumschl. **DM 28,—**
Der große Erfolgsroman über die Tiroler Standschützen — lange auf dem Büchermarkt vermißt — ist nun wieder da! Das Buch erreichte schon Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg höchste Verkaufsauflagen und wurde unter dem gleichnamigen Titel verfilmt. Die Erlebnisse des 16jährigen Standschützen Toni Bruggler und seiner Kameraden im Hochgebirgskampf stehen im Mittelpunkt des spannenden Romans.



Robert Verbelen **Die Nonne und der Partisan**
Zwei Schicksale zwischen Liebe und Gewissen
260 S. - Ln. - Goldpr. - farb. Schutzumschl. **DM 26,—**
Der bekannte Schriftsteller — seine Bücher erschienen mit viel Erfolg in 22 Ländern — hat für sein neues Werk ein gewagtes Thema gewählt. Eine deutsche Nonne gerät in die Hände jugoslawischer Partisanen, die in ihr eine Spionin vermuten. Leutnant Misic weigert sich, an einer Untat mitschuldig zu werden: er rettet die Gefangene.



Erich Kern **Der Sieg der Soldaten**
320 S. - Coverluxumschl. **DM 9,80**
In diesem Band mit Themen aus der deutschen Geschichte stellt Kern den kämpferischen Mann in den Vordergrund des Geschehens, der sich dem Schicksal stellt und sich bewährt. Mit starker Eindringlichkeit läßt uns Kern seine Menschenschicksale miterleben.



John W. Eppler **Geheimagent im Zweiten Weltkrieg**
Zwischen Berlin, Kabul und Kairo — 376 S. - 20 Bildt. - farb. Skizz. - farb. Schutzu. - Präg. auf Titel u. Rücken **DM 28,—**
Der Verfasser des weltweit bekannten Buches „Rommel ruft Kairo", das in mehreren Sprachen übersetzt und verfilmt wurde, legt nunmehr seinen umfassenden atemberaubenden Bericht über seine Agententätigkeit und die der Geheimdienste auf dem Balkan und im Vorderen Orient vor, dessen Kronzeuge er war.

SCHÜTZ-BÜCHER



Künder der historischen Wahrheit



VERLAG K.W. SCHÜTZ KG
4994 PREUSS. OLDENDORF

Der phantastische Ritt

Der phantastische Ritt

I.V. Emilian



Ion Valeriu Emilian

DER PHANTASTISCHE RITT

Rumäniens Kavallerie an der Seite
der Deutschen Wehrmacht
im Kampf gegen den Bolschewismus

Dies ist die Geschichte des rumänischen Reiterheeres, das am 22. Juni 1941 um 03.15 Uhr an der Seite der Deutschen Wehrmacht zum Kampf gegen den Bolschewismus antrat, um die rumänischen Provinzen Bessarabien und Nord-Bukowina zurückzugewinnen, die mitten im Frieden nach kurzfristigem Ultimatum von der Sowjetunion militärisch besetzt worden waren.

In seiner Bedrängnis bat am 27. Juni 1940 König Carol II. von Rumänien die deutsche Reichsregierung um die Entsendung einer Militärmission und um deutsche Lehrtruppen. Ion Antonescus Plan, das bis dahin nach französischem Muster ausgebildete, dürftig und veraltet ausgerüstete rumänische Massenheer nach deutschem Vorbild umzuschulen und umzurüsten und zwölf motorisierte Kampfbrigaden aufzustellen, ließ sich im Verlauf eines Jahres nicht verwirklichen.

Rumänien hatte sich am 23. November 1940 dem „Stahlpakt" angeschlossen, der zwischen Deutschland, Italien und Japan schon bestand, und war damit zum Verbündeten der „Achsenmächte" geworden. Bei Kriegsbeginn standen 29 Infanterie-, Kavallerie- und Gebirgsdivisionen bereit. Unter ihnen das Kalaraschen-Regiment 2, dessen langen, beschwerlichen und gefahrvollen Ritt der Autor aus eigenem Erleben in ebenso spannender wie eindrucksvoller Form den Leser miterleben läßt. Rittmeister der Reserve Dr. Ion Valeriu Emilian gewährt einen Einblick in das Wesen und in die Geschichte der rumänischen Kavallerie und seiner treuen Kalaraschen, diesen anspruchslosen Reitern

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

bäuerlicher Herkunft, die ihr Pferd und dessen Ausrüstung von zu Hause mitbrachten, um als tapfere Soldaten ihrem Vaterland zu dienen. Der Kriegseinsatz im Osten führte sie über Pruth und Dnjestr bis auf die Krim, an den Kuban im Kaukasus, in die Trostlosigkeit der Kalmükkensteppe und schließlich an den großen Donbogen. Wie in jeder Armee der Welt gab es leuchtende Beispiele überragender Tapferkeit ebenso wie bekannte Erscheinungen bedrückenden Versagens. Der Autor läßt uns beide Seiten des Geschehens miterleben, so daß ein überzeugendes, wahrheitsgetreues Bild vom Verbündeten des deutschen Soldaten entsteht.

Alle Höhen und Tiefen dieses Krieges — Vormarsch und Rückzug, Siege und Niederlagen — ziehen am Auge des Lesers vorbei. Rittmeister Emilian schildert in ergreifender Form das bittere Ende, das die rumänischen Soldaten durch Verrat und Staatsstreich im Rücken der Front am 23. August 1944 dazu zwang, ihre Waffen gegen den ehemaligen Verbündeten, die deutschen Soldaten, zu richten.

Wir erfahren, wie es dem aufrechten Rittmeister und seinen Kalaraschen dennoch gelang, ihrer Überzeugung treu zu bleiben und bis zur endgültigen Kapitulation den Bolschewismus und die Unfreiheit zu bekämpfen. Mit den Resten seiner Kalaraschen erreichte er unter großen Anstrengungen die deutsche Front, um dann als Angehöriger der Waffen-SS den Endkampf vor dem völligen Zusammenbruch zu erleben.

Rund eine Million rumänischer Soldaten standen von 1941 bis 1944 im Kampf an der deutschen Ostfront, nicht weniger als 443 000 fanden dabei den Soldatentod.

Dieses Epos des treuen und tapferen rumänischen Soldaten ist lebendige Geschichte, die nicht vergessen bleiben darf. Sie wurde meisterhaft niedergeschrieben von einem Patrioten, dem sein Vaterland keine Heimat mehr gewährt. Sein Herz schlägt für Rumänien, seine Kameradschaft gilt Deutschland und seine Hoffnung ist ein freies Europa.

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF



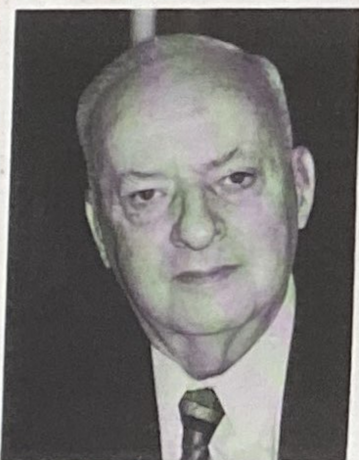
Ion Valeriu Emilian entstammt einer alten rumänischen Familie aus Siebenbürgen und wurde am 14. Dezember 1906 in Craiova, der Hauptstadt der kleinen Walachei, geboren. In Bukarest besuchte er die Sankt-Joseph-Schule, erlernte dort u. a. die deutsche Sprache, um danach mit elf Jahren die schmucke Uniform des traditionsreichen Militärgymnasiums „Manastirea Dealu" anzuziehen, dem der Ruf vorausging, die beste Oberschule Rumäniens zu sein.

Natürlich wollte I. V. Emilian, wie der Vater, aktiver Offizier werden, doch er mußte sich dem väterlichen Willen beugen und Rechtswissenschaften studieren. Schon als junger Rechtsanwalt erzielte er aufsehenerregende Erfolge vorrangig in politischen Prozessen, die ihn im ganzen Land bekannt machten.

So mit der Politik in Berührung gekommen, machte sich der junge Advokat auch politisch und publizistisch einen Namen. Als Leiter der Jugendorganisation der LANC (Christlich-nationale Wehrliga) verbuchte er mehrere Wahlerfolge und wurde Präfekt des Regierungsbezirks Neamtz.

Mit der ersten rumänischen Mobilmachung gegen den Einmarsch der Roten Armee in Bessarabien und in der Bukowina rückte I. V. Emilian freiwillig zur Armee ein, die ihm bis zum bitteren Ende zur Heimat und auch zum Schicksal wurde. Seinen Weg schildert dieses Buch. Nicht erwähnt wird in ihm, daß er Träger von vierzehn rumänischen und deutschen Kriegsauszeichnungen ist, darunter auch die höchste „Michael der Tapfere".

Mit dem Kriegsende mußte der Rittmeister und Hauptsturmführer der Waffen-SS sein Vaterland verlassen. Er beteiligte sich maßgeblich an mehreren Organisationen patriotischer Exilrumänen, mit denen er auf politischem Feld den Kampf gegen den Bolschewismus fortsetzte.



Ion Valeriu Emilian

SCHÜTZ-VERLAG

ISBN 3 87725 084-X

Der phantastische Ritt

I.V. Emilian

Ion Valeriu Emilian

Der phantastische Ritt

Rumäniens Kavallerie an der Seite der Deutschen Wehrmacht im Kampf gegen den Bolschewismus



VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Gesamtherstellung: Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

ISBN 3 87725 084-X

VORWORT

Als mich der Verfasser dieses denkwürdigen Buches über den Kampf des verbündeten rumänischen Heeres an der Seite der deutschen Wehrmacht um ein Geleitwort zu seinem Epos bat, zögerte ich keinen Augenblick, seinem Wunsche zu entsprechen.

Ist es mir doch eine Ehre und eine Gewissenspflicht zugleich, aus eigenem Erleben unseres gemeinsamen Kampfes gegen den Bolschewismus und seine Rote Armee unserer rumänischen Kameraden in Dankbarkeit zu gedenken.

Denn immerdar waren sie bereit, ihrem Oberbefehlshaber, dem von uns hochgeachteten Marschall Antonescu, in Treue bis in den Tod zu dienen, um der Zukunft und der Ehre ihrer Heimat willen.

Wiederholt waren mir in schwierigen Lagen in der Ukraine und im Kaukasus rumänische Truppen unterstellt. Oft genug haben sie dabei trotz mancher Entbehrungen an Bewaffnung und Versorgung gegenüber den meist überlegenen sowjetischen Verbänden bis zum letzten Mann standgehalten, dem Vaterland damit Ehre erwiesen.

Dabei sei besonders der rumänischen Infanterie und Kavallerie, darunter der bekannten „Kalaraschen" gedacht, die gar manches Mal ihre Stellungen mit Bajonett und Säbel behauptet haben.

Um so tragischer war dann der jähe Wandel, als diese tapferen Soldaten, durch schnöden Verrat gezwungen, nicht nur ihren heldenhaften Marschall dem Tode preisgeben, sondern auch ihre Waffenehre durch Unterwerfung dem Feind opfern mußten!

Nur wenigen ist es damals gelungen, sich zum deutschen Verbündeten durchzuschlagen und an seiner Seite das bittere Ende zu erleben.

„Die Treue ist das Mark der Ehre" — dieses denkwürdige Wort des greisen deutschen Marschalls von Hindenburg ist und bleibt auch die Ehre dieser getreuen, tapferen Soldaten der rumänischen Armee, denen durch ihren vorbildlichen Kameraden, Rittmeister Dr. Ion Valeriu Emilian, dieses Denkmal gesetzt wird.

Möge es bleiben ein Zeichen des Dankes und der Hochachtung der ehemaligen Deutschen Wehrmacht und ihrer Gebirgsjäger!

H. Lanz
General der Gebirgstruppe a. D.
Kommandierender General des XXII. Geb.-Korps

München, im März 1977

INHALT

GEFALLEN 1945

Ich bin 1945 im Kampf gefallen. Das heißt, daß mehrere mich gesehen haben wollen, wie ich, mit verschränkten Armen, tot auf einer Trümmerstätte lag. Zwei dieser angeblichen Zeugen haben sogar noch mehr behauptet. Sie wollen mit eigenen Augen das schwarze Loch der Kugel inmitten meiner Stirn gesehen haben. Es gibt keinen Zweifel, ich gelte als tot . . .

Um genauer zu sein: ich bin am 17. Januar 1945 getötet worden, als ich an der Spitze der Reiter des rumänischen Kalaraschen-Regiments 2, im slowakischen Erzgebirge und südlich des Städtchens Rosenau-Roznava, von den Deutschen die Höhe 672 eroberte.

Kurz danach haben die sowjetischen „Verbindungsoffiziere“ im Rahmen meiner eigenen und der benachbarten Divisionen meinen Opfergeist gerühmt. Mit Männern meines Schlages, so sagten sie, werden die nazistischen Monster vernichtet. Man schrieb darüber in den Zeitungen, und man sprach im Rundfunk davon. Außer dem sowjetischen Tapferkeitsorden, der mir schon vorher verliehen worden war, zeichnete man mich auch noch „post mortem“ mit der sowjetischen Siegesmedaille aus . . .

In Wirklichkeit habe ich weder die Anerkennungsansprachen noch die sowjetischen Orden verdient. Denn durch das „Beispiel“ meiner Person, rumänischer Kavallerieoffizier, ziemlich bekannt in der Armee, wollten die sowjetischen Politruks lediglich die unter ihr Kommando gestellten rumänischen Truppen anfeuern. Das war kein glücklicher Gedanke. Sie waren schlecht beraten mit dieser Legende.

In Bukarest bekam meine Mutter zweimal einen Herzanfall, als sie das rote Kästchen mit der Auszeichnung bekam und man ihr sagte, daß ich im „antifaschistischen Krieg“ als Held — zum Ruhme der Sowjets — gefallen sei. Arme, liebe Mutter.

Zur gleichen Zeit aber war ich, nachdem ich den Bataillonskommandeur-Lehrgang in Güstrow (Mecklenburg) bestanden hatte, als Angehöriger der Führerreserve-Süd auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim in Niederösterreich gelandet. Ich trug die Uniform eines Hauptsturmführers, mit zwei Litzen, drei Sternen und SS-Runen am Kragen, der Waffenrock mit dem Eisernen Kreuz und dem Infanteriesturmabzeichen geschmückt, den Krimschild, den ich 1942 aus der Hand von Generalfeldmarschall von Manstein bekommen hatte, am linken Ärmel. Mit einer entsprechend bearbeiteten Mütze sah ich aus, als ob ich von Anfang an Offizier der Waffen-SS gewesen wäre . . .

Südlich von Döllersheim, auf der Straße, die von Horn über Zwettl und Freistadt nach Linz an der Donau führt, bewegen sich in westlicher Richtung die Kolonnen der Flüchtlinge. Es herrscht ein Durcheinander von Trecks deutscher Bauern aus Ungarn und Rumänien, ukrainischer und slowakischer Familien, ungarischer Beamter, Polizisten und Federhüte tragender Gendarmen, aber auch Einwohnern der an der Grenze liegenden österreichischen Gemeinden. Viele folgen zu Fuß den pferdebespannten, vollbeladenen Wagen. Aber auch sie, Greise, Frauen und ganz junge Buben, manche in HJ-Uniform, schleppen Koffer, Bündel und Rucksäcke, so daß man sich nur wundern muß, wie ein Mensch so viel Gepäck auf einmal tragen kann. Es ist die Kraft der Verzweiflung, die übermenschliche Anstrengung, um sich vor der roten Sintflut zu retten.

In der Hoffnung, Bekannte oder jemanden zu finden, der mir über die letzte Entwicklung Auskunft geben kann, bin ich zu der Straßenkreuzung geritten. Mein Pferd ist ein prächtiger schwarzer Wallach, und ich frage mich, wie lange ich noch Gelegenheit haben werde, auf seinem Rücken zu sitzen. Ich möchte dieses Pferd bis zum Ende behalten, mag dieses Ende auch noch so bitter sein . . .

Ich bin nicht wie jedermann in diesen Krieg gezogen, ich habe ihn auch nicht wie jedermann erlebt, und ich sehe nun auch keinen Grund, ihn anders als jedermann zu beenden. Auf jeden Fall wird „mein" Krieg erst dann ein Ende finden, wenn ich meinen Geist aufgeben werde. Solange ich die Zügel meines Pferdes noch halten kann, werde ich den Kampf weiterführen. An dem Tag, an welchem meine Knie die warmen Flanken eines Pferdes nicht mehr umschließen können, wäre es für mich so, als ob der Drache den Heiligen Georg zertrampelt; für mich wäre die Zeit der Finsternis angebrochen und ein Weiterleben sinnlos.

Ich habe das Pferd geliebt, weil es zugleich auch meine Freiheit bedeutet hat. Deshalb will ich den Krieg beenden, wie ich ihn freiwillig 1941 begonnen habe: zu Pferd. Von Rumänien aus bin ich bis in die trostlosen Steppen am Rande Europas auf dem Rücken eines Pferdes gelangt, immer an der Spitze meiner Kalaraschen, dieser harten, wilden, doch zugleich weichen und träumerischen Bauernsoldaten meines Vaterlandes.

Von feindlichen Kampfflugzeugen gehetzt, manchmal durch Artilleriefeuer galoppierend, haben sie ihre Pferde mit sicherer Hand geführt, bis das Kommando zum Absitzen kam, um dann als Infanteristen Lücken zu kitten oder zum Gegenangriff vorzugehen.

Es wird der Stolz meines Lebens sein, solche Männer im Kampf gegen den Bolschewismus geführt zu haben, wie ich heute stolz bin, etwas aus ihrer Geschichte berichten zu können, jedoch mit jeder Zeile befürchtend, daß ich ihrer Zurückhaltung und Bescheidenheit nicht genug Rechnung trage, denn Zurückhaltung und Bescheidenheit sind die Hauptcharakterzüge des rumänischen Bauern.

Über den rumänischen Beitrag an Opfern im Zweiten Weltkrieg wurde bis jetzt geschwiegen. Von 1941 bis 1945 sind 450 000 rumänische Soldaten gefallen oder in sowjetischen Lagern, gleich nach der Gefangennahme, umgekommen. Wer hat darüber gesprochen, und wer ist bereit zu sprechen?

In der gleichen Zeitspanne hat das große und mächtige Amerika, ob auf dem pazifischen Kriegsschauplatz, in Japan oder in Europa, im Kampf gegen die Achsenmächte weniger als 250 000 Mann verloren. Bücher wurden geschrieben und viele Filme darüber gedreht. Um uns hat man mehr als nur einen Eisernen Vorhang gezogen, man hat eine Mauer des Schweigens errichtet . . .

Ich bin Rumäne, ein Mann, der an seinem Volk hängt und der sich dessen bewußt ist, daß er die Pflicht hat, ein Erbe zu verteidigen. Gewiß können nur sehr wenige von uns an den Wurzeln ihres Stammbaumes einen römischen Legionär und eine dakische Frau vorweisen. Nach dem Abzug der römischen Legionen, vor und nach der Entstehung des rumänischen Volkes, hat sich in diesem Raum sehr viel abgespielt. Völker und Stämme sind gekommen, gegangen, wieder gekommen und manche auch geblieben. Jeder hat etwas hinterlassen, Gutes und Schlechtes, aber der Stempel der Latinität ist geblieben und hat dazu beigetragen, daß wir ein nationalbewußtes Volk geworden sind, das sich einer Sprache bedient, die keine Dialekte kennt.

Unser Bekenntnis zur Latinität und die Tatsache, daß wir nicht gewillt waren, uns slawisieren zu lassen, hat uns eine immerwährende Kette von Leiden gebracht. Unter dem Vorwand, uns von den Türken zu befreien und die Orthodoxie zu verteidigen, haben die Russen seit 1711 begonnen, elfmal die rumänischen Länder zu überfallen. Jeder dieser Überfälle war von Verwüstungen, Morden und Verschleppungen gekennzeichnet. Dies und die mehr als hundert Jahre dauernde Herrschaft der Fanarioten haben in uns einen solchen Hang zur Freiheit eingepflanzt, daß wir immer bereit waren, alles für die Freiheit zu opfern und auch sehr weit von unseren Grenzen entfernt die Freiheit zu suchen.

Für unsere Freiheit sind wir 1941 in den Krieg gegangen. Jawohl, an der Seite der Deutschen! Und? — Für ihre Freiheit sind auch die Kosaken, Don-, Kuban-, Terek-Kosaken, Krimtataren, Kaukasier und Kalmücken an unserer Seite geritten, in der Hoffnung, daß die westlichen Großmächte den Sinn ihres Kampfes verstehen würden. Doch sie haben ihn nicht verstanden, wie sie heute noch immer nicht verstehen können und wollen, daß bei Stalingrad nicht die Deutsche Wehrmacht besiegt wurde, sondern Europa, das seit damals eine Niederlage nach der anderen einstecken muß. Bis auf den heutigen Tag . . .

Nach allem, was im Sommer 1942 geschah, glaubten wir, daß die Sowjets tatsächlich besiegt waren und daß die bolschewistische Gefahr für immer überwunden wurde. Ohne die massive amerikanische Hilfe wäre die Wende sicherlich auch nicht möglich gewesen.

Wenn ich an den erschütternden Rückzug denke, an die Erfrorenen, an die zurückgelassenen Verwundeten, an die treuen Kosaken, Kalmücken und Tataren, und auch daran noch denke, daß die Sowjets — um uns zu allem Unglück auch moralisch zu vernichten — am Ende von uns verlangt haben, die Waffen gegen unsere Verbündeten des Vortages, gegen die Deutschen, zu richten, wenn ich daran denke, wie wir verkauft, gedemütigt, angelogen und abgeschrieben worden sind, dann bin ich geneigt zu glauben, daß es so ist, wie offiziell behauptet wird . . .

Ich bin im Kampf gefallen!

Man hat mich am 17. Januar 1945 tatsächlich getötet. Seitdem bin ich nur mein eigener Schatten, und aus dem Schatten habe ich auch den geheimen Krieg der Schatten geführt, in der vagen Hoffnung, wenigstens auf diese Weise meinem Volk und der Sache der Freiheit weiter dienen zu können.

KALARASCHEN-REGIMENT 2

Es ist Ende März 1939. Um 5 Uhr in der Frühe weckt mich dreimaliges kurzes Läuten der Türglocke auf. Ein Telegramm: „Melden sie sich sofort feldmarschmäßig beim Kalaraschen-Regiment 2 in Caracal."

Fünf Monate vorher habe ich die erste Waffenübung als Oberleutnant der Reserve absolviert, aber diesmal muß es sehr ernst sein. Ich springe in meine Stiefel, packe vorschriftsmäßig die Feldtruhe und eile zum Bukarester Nordbahnhof. Man kann sich vor Reservisten kaum bewegen. Die Züge werden im Sturm genommen und fahren los, sogar auf den Dächern der Wagen sitzen die Männer. Als wir in Piatra Olt ankommen, meldet der Zugführer, daß unterwegs vier der auf den Dächern reisenden Fahrgäste beim Überqueren einer Brücke getötet worden sind.

In Caracal gleicht die Umgebung unserer Kaserne einem riesigen Jahrmarkt. Die Kalaraschen von fünf Jahrgängen sind mit ihren Eltern, mit ihren Frauen, Kindern, Bräuten und selbstverständlich mit ihren Pferden gekommen. Keine Rede davon, daß diese Menge im Inneren des Kasernenhofes aufgenommen werden kann. Die Hauptwachtmeister der einzelnen Schwadronen mit ihren Fourieren und Beschlagschmiedgefreiten sind gezwungen, Männer und Pferde draußen, im Freien, in Empfang zu nehmen. Auch das Sattelzeug wird auf diese Weise zugeteilt. Es wird nicht nur das Regiment auf den Kriegsstand gebracht, sondern alle Formationen, die es mobilmachen muß: drei Aufklärungsabteilungen, zwei Marschschwadronen, zwei Transportkolonnen usw.

Der Anblick dieses Gewimmels von Reitern, die aufsatteln, und Pferden, die wiehern, ist einmalig. Für mich ist dieses Kalaraschen-Regiment 2 das Schönste, was es geben kann. Ich lebe wie im Rausch, dem aber sicher bald die Ernüchterung folgen wird . . .

Der Oberst hat mich der sMG-Schwadron zugeteilt, also den bespannten Kastenwagen . . . Mein Traum von kühnen kavalleristischen Handstreichen ist schnell ausgeträumt. Vorläufig! Durch diese Zuteilung mache ich die Bekanntschaft mit dem Leutnant der Reserve Mihai Coliopol, der wie ich auch an der Spitze eines sMG-Zuges steht. Coliopol ist groß, sehr schlank, hat eine hohe Stirn, durchdringende dunkelbraune Augen und eine sehr weiße Haut.

Trotz seiner feurigen Augen ist sein Blick eher melancholisch. Obwohl er in Frankreich und in Belgien Wirtschaftswissenschaften studiert hat, spürt man, daß er von einem inneren Feuer zerrissen wird. Er ist ein Bewunderer von Charles Baudelaire und trägt „Die Blumen des Bösen“ ständig in Taschenformat bei sich.

Was mich anbetrifft — ich muß es gestehen — sind meine Kenntnisse über dieses Werk von Baudelaire sehr verschwommen. Coliopol will mich überzeugen, daß in der Dichtung von Baudelaire viel vom Pferd die Rede ist, und zitiert mir ständig aus seinem Büchlein, das für ihn eine Art Evangelium ist. Mit seinen Zitaten bringt mich Coliopol langsam aus der Fassung. Je mehr ich aber mit ihm ins Gespräch komme, um so mehr entdecke ich, daß mein neuer Kamerad ein außergewöhnlicher Mensch ist. Die Ahnen seines Vaters waren Griechen, aber die Mutter ist eine echte Kleinwalachin bäuerlicher Abstammung. Von Politik versteht er sehr wenig. Im Gegensatz zu unserer Generation, die in ihrer überwiegenden Mehrheit rechtsstehenden Organisationen angehört, ist er niemals einer Partei oder einer politischen Bewegung beigetreten. Man kann sagen, daß er eine gewisse Abscheu vor aller Politik hat, aber besonders vor Politikern, die sich die Haare raufen, um damit zu demonstrieren, daß sie waschechte Demokraten sind.

Coliopol stammt aus der Gegend von Vladuleni, wo seine Eltern 100 ha Ackerland besitzen. Nicht weniger als acht Leute aus Vladuleni oder aus der benachbarten Gemeinde Osica dienen jetzt in seinem Zug. Er liebt seine Soldaten, er kennt ihre Vergangenheit, ihre Sorgen und ihre Gedanken. Sehr rasch ist sein Zug der am besten zusammengeschweißte der ganzen Schwadron. Wenn es sich um Kalaraschen handelt, ist es für den Vorgesetzten nicht gerade leicht, diesen Zustand zu erreichen.

Die Kalaraschen, die mit ihrem eigenen Pferd zum Wehrdienst eingezogen werden, sind Nachbarn, Verwandte oder alle untereinander verschwägert. Sie bilden zusammen eine sehr geschlossene, fast eine geheime Zelle. Seit ihrer Kindheit sind sie untereinander befreundet und durch unsichtbare Fäden so verbunden, daß sie auf den „fremden“ Offizier, der mit ihnen zu tun haben wird, den Eindruck machen, eine undurchdringliche Festung aus Beton zu sein. Wenn einer von ihnen etwas angestellt hat, ist es möglich, von den anderen auch nicht die geringste Aufklärung zu bekommen . . .

*

Es ist jetzt wohl an der Zeit, einiges über die Organisation der rumänischen Kavallerie zu sagen.

Vor dem Zweiten Weltkrieg besaß Rumänien eine imposante Kavallerie, bestehend aus zwölf Roschiori-, dreizehn Kalaraschen-Regimentern, einem Regiment Gardereiter und eine Abteilung zu vier Schwadronen Jäger zu Pferd. Die Kalaraschen-Regimenter waren zu 75 Prozent aus Männern des sogenannten „Wechseldienstes“ (cu skimbul) zusammengesetzt, eine sehr alte Institution, die schon im 15. Jahrhundert in den Fürstentümern Moldau und Walachei existierte. Erst nach Vereinigung dieser Fürstentümer, 1859, hat Fürst Alexadru Ion Cuza alle Schwadronen und Trupps in Kalaraschen-Regimenter zusammengefaßt, und seit damals bestand auch schon das Kalaraschen-Regiment 2.

Die Kalaraschen des Wechseldienstes traten ihren Dienst, und zwar für fünf Jahre, stets mit eigenem Pferd an und mußten sich auch die Uniform einschließlich der Paradeuniform, mit der dazugehörigen, von den Mädchen sehr bewunderten Husarenpelzmütze, selbst anschaffen. Vom Staat bekamen sie nur die Waffen und das Sattelzeug. Im allgemeinen konnten sich nur Söhne wohlhabender Bauern so etwas leisten, aber auch andere, die ärmer waren, sparten aus Ehrgeiz, oder weil die Tochter jemanden aus dem Kalaraschenstand heiraten wollte, Jahr für Jahr und arbeiteten doppelt so viel, um bei den Kalaraschen dienen zu können. Aus diesen Tatsachen geht hervor, daß die Kalaraschen eine Elitetruppe waren, die allerdings, was den ständigen Dienst anbetraf, über Begünstigungen verfügten.

Im ersten Dienstjahr wurde der Kalarasch nach Absolvierung der Grundausbildung und der sogenannten Schwadronsschule entlassen und ging mit dem Pferd in sein Dorf zurück. Im Juni und im Herbst desselben Jahres mußte er für je einen Monat zu der Einheit zurückkehren. Im zweiten Dienstjahr war der Kalarasch im ganzen drei Monate unter den Waffen, im dritten Dienstjahr zwei Monate und im vierten nur einen Monat. Im fünften Dienstjahr wurde der Mann nicht mehr für Waffenübungen einberufen, er mußte jedoch mit seinem Pferd zweimal vor einer Kommission erscheinen, die die Tauglichkeit des Pferdes prüfte. Außerdem war der Kalarasch in den ersten vier Dienstjahren verpflichtet, bei Paraden und Inspektionen dabeizusein.

Um das Sammeln zu erleichtern, waren die einzelnen Schwadronen eines Regiments auf Ortschaften des betreffenden Ergänzungsbezirks verteilt. Deshalb hatte die Waffe der Kalaraschen einen territorialen Charakter.

Das Schicksal des Reiters war mit dem des Pferdes eng verbunden. Es war ihm verboten, sein Dienstpferd für schwere Arbeit zu verwenden, und es wurde immer genau geprüft, ob der Stand des Pferdes einem Kavalleriepferd entsprach. Bei Verstößen gegen diese strengen Bestimmungen verlor der Besitzer des Pferdes auf der Stelle das Recht, Kalarasch zu sein. Der Kalarasch sorgte für sein Pferd wie eine Mutter für ihr Kind, er liebte es und war sich dessen bewußt, daß dieses Pferd auch seine Jugendzeit bedeutete, die schönsten Jahre seines Lebens.

*

Leutnant Coliopol, der Bewunderer von Baudelaire, kennt dies alles, weil er unter Kalaraschen aufgewachsen ist, bis tief in ihre Seele schauen kann, und weiß, wie man ihre Zurückhaltung brechen kann. Seine Soldaten hängen an ihm und gehorchen, wie man nur dem Häuptling eines Volksstammes gehorcht.

Inzwischen haben wir alle angefangen, unsere Leute für die große Probe vorzubereiten, in der festen Überzeugung, daß wir an die östliche Grenze gebracht werden, an den Dnjestr, jenseits dessen das große Imperium der Sowjets anfängt. Von überall hört man das Singen von antibolschewistischen Kampfliedern . . .

Aber es kommt anders!

Nachdem wir die Friedensgarnison in sechs Transportzügen verlassen haben, werden wir im äußersten westlichen Dreieck des Banats ausgeladen, an der Grenze zu Ungarn und zu Jugoslawien. Wir hätten beinahe vergessen, daß Rumänien zur Kleinen Entente gehört und daß unsere Anwesenheit an dieser Grenze mit dem Zerfall der Tschechoslowakei im Zusammenhang stehen muß . . .

Gleich am nächsten Tag kommen zu uns höhere Offiziere des Generalstabes, um den Zustand unserer Waffen, die Munitionsvorräte, unsere Fernmeldeausrüstungen usw. zu kontrollieren. Unsere Bewaffnung ist sehr bunt. Die Schützenschwadronen unseres Regimentes verfügen über alte Mauser-Karabiner, das Roschiori-Regiment 10, mit welchem wir eine Brigade bilden, ist mit Mannlicher-Karabinern ausgestattet. Bei den lMG handelt es sich um französische, um Gauchats M 15 „Gladiator“, 9 kg schwer, die ständig an Ladehemmungen leiden. Die sMG unserer Schwadron sind 8 mm Schwarzlose, sechzehn an der Zahl.

Beim Nachbarregiment sind es aber 6,5 mm rumänische Maxim. Pakgeschütze haben wir bis jetzt noch keine gesehen. Die 1. Kavalleriedivision, zu welcher wir jetzt gehören, soll sogar über eine 4,7-cm-Skoda-Pakkompanie verfügen, die dem 1. leichten mot. Infanteriebataillon zugeteilt ist. Und das alles verdanken wir dem König Carol II. und seiner Regierung, die uns seit Jahren versichern, daß alles für die Ausstattung der Armee mit modernen Waffen getan wird . . .

An der Grenze ist alles ruhig, und es besteht nicht einmal der geringste Anschein, daß jemand beabsichtigt, zu uns zu kommen. Die Schwaben aus Warjasch, Pesac, Lovrin, Gottlob und Triebswetter, wo sich unsere Schwadronen jetzt befinden, arbeiten fleißig auf ihren Feldern. Für die Landwirtschaft wird es ein sehr gutes Jahr sein. Das Wetter ist herrlich.

Ein Befehl trübt unsere Ruhe. „Aufsitzen! Ihr sollt nach Arad reiten, um an der Parade des 10. Mai teilzunehmen.“ Der 10. Mai ist der Tag der Unabhängigkeitserklärung und wird seit 1878 in ganz Rumänien mit Militärparaden gefeiert. Eigentlich können wir auch an unserem jetzigen Standort paradieren. Warum in Arad?

Das ist die Idee unseres Divisionskommandeurs, der mit Vornamen Peter heißt, aber der allgemein „Petrica Politicossu“, d. h. Peter der Höfliche, genannt wird, denn wenn er einem den Kopf wäscht, bedient er sich eines Vokabulars, das geeignet ist, die Besucher der dunkelsten Hafenkneipen erblassen zu lassen. Sonst ist aber Peter der Höfliche, mit seinem Schnurrbart à la Kaiser Wilhelm II., ein sympathischer, gutherziger Mensch, mit viel Verständnis für die unteren Dienstgrade. Weil er vor seiner Pensionierung steht, will er diese einmalige Gelegenheit nicht verpassen. Er befiehlt allen Einheiten der Division, für die 10.-Mai-Parade in Arad anzutreten.

Es war eine großartige Idee, weil sowieso von der Seite der Nachbarn nichts zu befürchten war . . . Vier Reiterregimenter, ein reitendes Artillerieregiment und ein motorisiertes Infanteriebataillon, alles in allem über 6000 Pferde, sind auf der Hauptstraße von Arad im Trab vorbeimarschiert, mit blitzenden Säbeln und blasenden Trompetern, sechzehn Trompeter an der Spitze jedes Regiments.

Wer das gesehen hat, kann es niemals vergessen. Es ist anzunehmen, daß dies die letzte Kavallerieparade solchen Ausmaßes in der Militärgeschichte war.

Die Einwohnerschaft von Arad war begeistert, weniger die Stadtbediensteten, die drei Tage lang Pferdemist wegschaffen muß-

ten. Peter der Höfliche allerdings wurde nach diesem Ereignis vorzeitig pensioniert.

Als wir in unsere provisorischen ländlichen Standorte zurückkehren, wartet eine andere Überraschung auf uns. Die Armeeführung denkt, daß wir zu wenig beschäftigt sind und gibt uns den Befehl, die Eingänge der Ortschaften mit Hindernissen zu sperren, und zwar mit von Einwohnern requirierten Gegenständen. Wir bemühen uns, nur solche Dinge zu benutzen, die die Bauern nicht brauchen: alte Fuhrwagen, ausgediente landwirtschaftliche Maschinen, Leitern und Ziegel, weil Steine weit und breit nicht zu finden sind. Die Befehlsgeber glauben wahrscheinlich, daß Panzer vor diesen Hindernissen stehenbleiben werden. Lächerlich!

Ende Mai geschieht aber etwas Positives, wir werden mit neuen Infanteriewaffen ausgerüstet: tschechischen 7,9-mm-Karabinern, lMG und sMG Praga-ZB. Man gibt uns auch einen neuen Stahlhelm, einen holländischen. Mit der neuen Bewaffnung wird die Truppe rasch vertraut gemacht, und man kann sagen, daß wir mit den Resultaten der Schießübungen zufrieden sind.

Im Spätherbst 1939 wird unser Regiment aus dem Verband der 1. Kavalleriedivision herausgezogen und der 3. Kavalleriedivision, die sich in Südbessarabien befindet, zugeteilt. Die Fahrt dauert drei Tage. Wir werden in Basarabeasca ausgeladen, das seit geraumer Zeit den Namen Romanesti führt, eine Bezeichnung, die einem Witz gleicht, da die Ortschaft zu vier Fünfteln von Juden bewohnt ist, die Handel treiben. Keine Stallungen, kein Futter, keine Unterkünfte für die Mannschaft, nur Buden und Kneipen. Und was für ein Dreck!

Zu unserem Glück befinden sich in der Nähe deutsche Siedlungen, deren Namen an den Feldzug gegen Napoleon erinnern: Ulm, Leipzig, Berezina, Borodino, Paris, Katzbach, Gross-Fère Champenois, Klein-Fère Champenois . . . Es gelingt unserem neuen Obersten, dem dritten, seit wir Caracal verlassen haben, die einzelnen Schwadronen auf diese Ortschaften zu verteilen. Eine Schützenschwadron aber soll in Marsch gesetzt werden, um die Grenztruppe*, die am Dnjestr Wache hält, zu verstärken. Es gelingt mir, zu dieser Schwadron versetzt zu werden.

Auf dem Wege zum Dnjestr machen wir für zwei Tage in Manzir halt, einem Marktflecken, der hauptsächlich von Gagautzen be-

* Die Grenztruppe ist Bestandteil der rumänischen Armee und aus 8 Grenzjäger- und 2 Grenzartillerieregimentern zusammengesetzt.

wohnt ist, das sind christianisierte Türken, nicht gerade wohlhabend, aber gutmütig und uns loyal gegenüberstehend. Dann geht es weiter nach Olonesti, einer größeren, rein rumänischen Gemeinde, die direkt am Dnjestr liegt. Hier werde ich mit einer Realität konfrontiert, von der ich früher ab und zu nur aus Zeitungsberichten etwas erfahren habe.

Es ist Winter und schneit. Ich gehe auf einem Schneeteppich den Dnjestr entlang, der teilweise, meist in der Nähe des Ufers, gefroren ist. Ich schaue hinüber, um irgendwo etwas zu entdecken, das mir Auskunft über die Absichten unseres großen Nachbarn geben kann.

Auf einmal sehe ich sechs bis sieben schwarze Punkte, die in der Nähe des sowjetischen Ufers, auf dem Eis, einmal dahin und einmal dorthin springen. Sind es sowjetische Soldaten, die sich auf diese Weise erwärmen wollen?

Das Prasseln von Schüssen aus einer automatischen Waffe läßt mich auf der Stelle erstarren. Dann kreuzt eine andere Waffe ihr Feuer mit dem Feuer der ersten. Die schwarzen Punkte werden größer und fangen wie verrückt an hin und her zu taumeln. Jetzt sind es nur noch drei Punkte. Auch diese verschwinden. Wurden sie vom Strom verschluckt? Vom lMG niedergelegt?

Auf unserem Ufer eilen Grenzjäger, um festzustellen, was geschehen ist. Alle zusammen wollen das Geheimnis lüften. Es ist nicht leicht, denn über dem Dnjestr ziehen Nebelfetzen hin und her. Die Zeit scheint still zu stehen. Nach einer Weile, vielleicht nach einer Viertelstunde, lenkt ein starkes Plätschern unsere Aufmerksamkeit fünfundzwanzig Meter stromabwärts.

Das Wasser abschüttelnd, zitternd, versuchen zwei Männer am Ufer Fuß zu fassen. Sie stürzen, erheben sich und stürzen wieder. Wir nehmen sie auf unsere Arme und tragen sie in das erste Haus. Wir ziehen ihre Kleider aus und fangen an, sie abzureiben. Einer von ihnen, etwa dreißig Jahre alt, ist leicht verletzt. Unter dem Schlüsselbein, zwischen Hals und Schulter, hat ihn eine Kugel durchbohrt, ohne jedoch den Knochen zu berühren. Wegen der Wärme des Raumes blutet er jetzt stärker. Der andere, ein Junge von sechzehn Jahren, weint leise vor sich hin.

Seine Mutter und seine Schwester seien geblieben, erklärt uns in russischer Sprache der Verwundete. Vorige Woche sei sein Vater mit Fußtritten getötet worden, weil er sich geweigert habe, die letzte Kuh abzugeben. Und die anderen? Wie viele waren es?

Neun! Die anderen kämen von sehr weit, aus dem Norden, über hundert Werst weit von hier. Sie wollten lieber niedergeknallt werden, als weiter mitzumachen . . . Sie sind tot auf der Strecke geblieben. „Besser tot . . . Nicht wahr, Fedor?“

Fedor weint nicht mehr, er zittert am ganzen Leib, atmet seufzend und sieht uns an, als wolle er uns um Gnade bitten.

Das ist meine erste Begegnung mit Überläufern von „drüben“, Menschen, die ihren gesamten Besitz ihren Peinigern und Henkern zurücklassen, unter Kugelhagel das Risiko auf sich nehmen, einen noch nicht ganz vereisten Strom zu überqueren, um am anderen Ufer des Stromes die Freiheit zu erreichen.

Am ersten Tag sind es nur sechs oder sieben schwarze Punkte, die hin und her taumeln, aber von da an und bis der Frühling kommt, sehe ich mehr Menschenleichen als Eisschollen stromabwärts treiben. Und in Olonesti sagt man mir, daß sich jeden Winter am Dnjestr das gleiche Geschehen abspielt, seit auf dem anderen Ufer die Sowjets Wache halten.

Die Division wird umformiert, im südlichen Abschnitt umgruppiert, der Hauptteil des Regiments sammelt sich in Papuschoi, einem Vorort von Cetatea Alba, und unsere Schwadron wird nach Schaba verlegt, das an dem riesigen, zwischen sieben und zwölf Kilometer breiten See liegt, in den sich der Dnjestr verwandelt, bevor sich sein Wasser ins Schwarze Meer ergießt.

Mit seiner malerischen Lage, mit seinen vielen Gärten und seinem Strand hätte Schaba ein idealer Ferienort sein können. Ich weiß nur, daß hier ein trockener, vorzüglicher Wein angebaut wird.

Gemäß meiner Gewohnheit unternehme ich ohne Begleitung einen Erkundungsspaziergang durch den Ort. Vor dem Eingang eines Hauses sind drei Männer mit angegrauten Haaren in ein temperamentvolles Gespräch verwickelt. Sie sprechen ein akzentfreies Französisch. Als ich mich ihnen nähere, verstummen sie. Ich grüße und frage sie, ebenfalls in Französisch:

„Sind sie Franzosen, meine Herren?“

„Nein, wir sind Schweizer, *Suisses du Canton Vaud*.“

Wir haben sehr rasch Freundschaft geschlossen, und der Hausherr lädt mich auf ein Glas Wein in seine Wohnung, eine blitzsaubere Wohnung mit der dazugehörigen Kuckucksuhr und einer großen Anzahl aufgestellter bunter Teller. Er erzählt mir ihre Geschichte, wie sie 1822 von Zar Alexander I. hierher gebracht worden sind, um Weinstöcke zu pflanzen, wie sie anfangs hart arbeiten mußten und

wie es ihnen schließlich gelungen ist, durch ihren sehr geschätzten Wein den heutigen Wohlstand zu erreichen. Über die Zukunft sind sie allerdings sehr besorgt, da alles — wie der Alte sich ausdrückt — zu wanken angefangen hat.

Am nächsten Tag besuche in den reformierten Gottesdienst in ihrer mit einem Hahn aus Eisen auf der Turmspitze geschmückten Kirche, und auch das kleine Museum, das u. a. über eine Sammlung von griechischen, römischen, venezianischen und genuesischen Münzen verfügt. Es ist alles so friedlich und freundlich in Schaba! Und noch dazu ein Wein mit einer selten zu findenden Blume . . .

Gegenüber von Schaba, am anderen Ufer des Dnjestr-Limans, wo dieser enger wird, liegt die Ortschaft Rokscholani, deren Einwohner Rumänen sind, die im sowjetischen Machtbereich als „Moldowaner“ bezeichnet werden. Mittels eines winzigen Bootes kommen eines nachts zwei Burschen aus Rokscholani zu uns. Sie erzählen uns, daß sich westlich von Odessa sowjetische Panzereinheiten sammeln. Auch meine schweizerischen Freunde haben etwas darüber gehört und stellen mir die besorgte Frage:

„Glauben Sie, daß sie über das Wasser hierher kommen werden, Herr Oberleutnant?“

„Wenn sie es wagen, über das Wasser zu kommen, dann werden sie im Wasser stehenbleiben und nichts mehr tun als Wasser trinken!“

Was kann ich, rumänischer Offizier, der mit seiner Truppe zur Wehr hier steht, mehr als das sagen?

„Gott soll uns helfen, Herr Oberleutnant . . .“

Anläßlich der orthodoxen Ostern gibt man uns den Befehl, eine Abordnung aus jeder Schwadron bereitzumachen, alles auf Hochglanz zu bringen, da der Premierminister Gheorghe Tatarescu nach Cetatea Alba kommen wird, um die Truppen zu besichtigen. Alle befohlenen Abordnungen begeben sich in die Zitadelle von Cetatea Alba, die 1484, als sie nach langer Belagerung von den Türken genommen wurde, den Namen Akkerman bekam. Die Zitadelle besteht eigentlich aus drei Festungen, die älteste ist eine genuesische, dann eine von dem moldauischen Fürsten Stefan dem Großen gebaute mit dem Wappen der Moldau am Eingang, und schließlich die von den Türken vergrößerte Festung, innerhalb deren noch das Minarett einer zerfallenen Moschee zu sehen ist.

Über zweitausend Mann, darunter mehr als hundertundfünfzig Offiziere, sind vor den Mauern der moldauischen Festung ange-

treten. Auch Generalleutnant Mihai Pantazi*, unser Divisionskommandeur, ist da.

Tatarescu, Führer der Liberalen Partei, hat sich, wie die meisten Spitzenpolitiker der rumänischen Parteien, die sich selbst als demokratisch bezeichnen, der Diktatur des Königs angeschlossen und ist jetzt der fünfte Premierminister seit 11. Februar 1938, seit das neue Regime besteht. Er hat den Ruf, ein guter Redner zu sein.

Nachdem er eine Stunde lang alles mögliche aus der rumänischen Geschichte erzählt und uns die Erfüllung unserer Pflicht, gemäß des Fahneneides, empfohlen hat, schließt Tatarescu seine Rede mit folgenden Worten:

„Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften! Hier, unter diesen stolzen und heiligen Mauern, schwöre ich euch, daß wir niemandem nicht einmal einen Quadratzentimeter von unserem nationalen Territorium abtreten werden!"

„Stillgestanden! Präsentiert das Gewehr!"

Oh ihr unbescholtenen und redlichen Minister und Politiker! Zwei Monate nachher können wir den Wert eines solchen Schwures ermessen, denn von demselben Tatarescu kommt der Befehl: „Sämtliche Truppen, die sich in Bessarabien befinden, ziehen sich sofort hinter den Pruth zurück. In keinem Fall und unter keinem Vorwand darf man von Feuerwaffen Gebrauch machen."

Es ist der 28. Juni 1940, drei Tage nachdem Carol II. in Bukarest hochtrabend erklärt hat, daß er das Land mit einer einzigen Mauer aus Beton, Stahl und Feuer umgeben habe. Gemäß einem sowjetischen Ultimatum, das Rumänien heute bekommen hat, müssen wir innerhalb von drei Tagen ganz Bessarabien und einen Teil der Bukowina räumen, und noch dazu — „als Entschädigung" — den Kreis Hertza im Gebiet von Dorohoi, der niemals weder zum russischen Reich noch zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehört hat.

Der Oberst, der mir vom Gefechtsstand des Regiments telefonisch dies alles mitteilt, weil der Schwadronschef sich im Urlaub befindet, fügt hinzu, daß ich den Troß sofort in Marsch setzen müsse und mit der Schwadron sechs Stunden vor Ablauf der Frist in Cahul zu sein habe.

Ein aus dem Ort stammender Oberschüler, der mit dem Fahrrad von Cetatea Alba kommt, erzählt mir, daß in der Stadt Polizei-

* Verteidigungsminister unter Marschall Antonescu, wurde am 23. August 1944 verhaftet und von den Kommunisten so lange gefoltert, bis er im Gefängnis von Gherla starb.

beamte vom Mob entwaffnet werden und daß auf der Zitadelle bereits eine rote Fahne mit Hammer und Sichel wehe, also auf den „heiligen Mauern", vor welchen Tatarescu den Schwur ablegte, daß er „nicht einmal einen Quadratzentimeter des nationalen Territoriums" verschenken werde. Stattdessen zwingen er und die „königliche" Regierung uns jetzt, die Flucht zu ergreifen, ohne einen einzigen Schuß abzugeben.

Vor Schande zermalmt, kann ich meinen Soldaten nicht mehr in die Augen sehen, und ich weiß auch nicht, wie ich die Schweizer trösten soll, die in Scharen zu mir kommen, um mich zu fragen, was aus ihnen werden wird. Alle wollen weg, auch die wenigen Angehörigen der russischen Minderheit von Schaba....

Es ist uns ausdrücklich gesagt worden, daß wir keine Zivilisten evakuieren dürfen. Trotzdem verlassen ein gutes Dutzend von ihnen, darunter die zwei Flüchtlinge aus Rokscholani, als rumänische Soldaten verkleidet, die Ortschaft mit unserem Troß. Die anderen weinen ...

Schließlich kommt auch für uns die Zeit, den Rückmarsch anzutreten. Die Schwadron setzt sich in Bewegung, und fast alle drehen sich im Sattel um und blicken ein letztes Mal zum Dnjestr, zum Turm der Zitadelle von Cetatea Alba, zu den Hügeln mit den Weinstöcken und den wunderschönen Obstgärten, zu allem, was wir verteidigen sollten und jetzt kampflos verlassen müssen. Obwohl die Sonne noch hoch am Himmel steht, ist für uns die Nacht gekommen, die Nacht der Schande ...

Mehr Feldwege als richtige Straßen benützend, erreichen wir das Städtchen Sarata. Vor dem Eingang der ersten Häuser blicken mit Maschinenpistolen bewaffnete Rotarmisten grinsend auf uns. Es sind Fallschirmjäger, die bereits in der ersten Stunde nach der Bekanntgabe des Ultimatums abgesprungen sind.

Auf dem Hauptplatz versperren uns dreihundert bis vierhundert mit Stöcken, Eisenstangen, Spaten und Hacken bewaffnete Juden den Weg. Aus Leibeskräften schreien sie ununterbrochen: „Gebt die Pferde her, die ihr uns gestohlen habt, ihr Banditen, Cuzisten und Legionäre der Eisernen Garde ... Ihr werdet barfuß den Pruth erreichen."

Die weitere Entwicklung der Dinge abwartend, schauen die Rotarmisten amüsiert diesem Spektakel zu, mischen sich aber nicht ein. Was nun? Ein paar Warnschüsse hätten genügt, um die aufgebrachte Menge auseinanderzutreiben, aber wir haben strikten Befehl, kom-

me, was kommen mag, keinen Gebrauch von der Schußwaffe zu machen. In dem Befehl ist jedoch nur von Schußwaffen die Rede...

„Unteroffizier Smarandake, zu mir! Du kennst den Befehl: kein Gebrauch von Schußwaffen. Wir müssen aber weiter. Nimm deine Gruppe und mach uns den Weg frei. Weißt du, wie du das schaffen kannst?"

„Jawohl, ich weiß es genau!"

Mit gezogenem Säbel reiten die zwölf Männer der Gruppe in die Menge hinein, mehr mit der Breite als mit der Schneide der Säbel links und rechts hinhauend . . . Fluchtartig, zu Boden stürzend, schreiend zerstreuen sich die „Demonstranten" in alle Winde. Auf die Reaktion der Rotarmisten bin ich gespannt. Sie grinsen nicht mehr, sie lachen aus vollem Halse...

Wir sind weitergeritten, und zwar in etwas besserer Stimmung. In zwei von Nichtrumänen bewohnten Dörfern können wir sogar Quartier beziehen, ohne daß jemand uns in irgendeiner Weise zu stören versucht hat. Rechtzeitig und vollzählig erreicht die Schwadron die Stadt Cahul. Was wir sehen, ist mehr als deprimierend. Die aus nordöstlicher Richtung kommenden bespannten Truppenteile und Trosse sind unterwegs von kommunistischen Banden angegriffen, teilweise entwaffnet, Soldaten und Offiziere bis auf die Unterwäsche entkleidet und mit Stöcken geschlagen, mit Steinen beworfen, bespuckt worden...

Alles als Folge des Befehls, es ist „unter allen Umständen verboten, Gebrauch von der Schußwaffe zu machen". Überall Flüchtlinge und abermals Flüchtlinge, die sogar mit ochsenbespannten Karren hierher gekommen sind, denen aber von der sowjetischen Kommission, die an der Brücke steht, der Übergang über den Fluß verweigert wird. Nur den Staatsbeamten wird der Übergang nach Rumänien gestattet.

Hier in Cahul bringt uns Oberstleutnant Balaban, der Ia unserer Division, die erschütternde Nachricht von dem dramatischen Ende des Rittmeisters Ion Epure, dem besten, berühmtesten Turnierreiter Rumäniens, Gewinner des Hitler- und Mussolinipokals, Gewinner in Aachen, München, Neapel und Rom...

„Epure befand sich mit seiner Schwadron in Cosautzi, das zehn Kilometer nordwestlich von Soroka liegt, direkt am Dnjestr, genau gegenüber von Jampol, sowjetische Garnisonsstadt und Sitz einer Sonderabteilung des Staatssicherheitsdienstes NKWD. Die Ortschaft Cosautzi sollte um 19 Uhr am 28. Juni von rumänischen

Truppen geräumt werden, aber die Politruks aus Jampol waren schon um 14 Uhr an Ort und Stelle. Sie verlangten von Epure die sofortige Räumung des Platzes, was für ihn dem Verlust des Trosses gleichkam.

Die Art und Weise, auf welche Epure das Gespräch führte, gefiel einem der Politruks nicht, und er hob die Hand, als ob er den Rittmeister schlagen wollte. Epure wehrte sich, drehte seinen Gesprächspartnern den Rücken zu und ging zurück zu der marschbereiten Schwadron. Er rief den rangältesten Offizier zu sich und sagte zu diesem mit Nachdruck, jedoch, völlig ruhig: ‚Sie übernehmen das Kommando und treten mit der Schwadron den Rückzug an. Ich bleibe hier. Einer muß die Schande auslöschen.'

Dann zog er blitzschnell die Pistole aus der Pistolentasche und schoß sich eine Kugel in die Schläfe. Rittmeister Epure trat den Rückzug nicht an und blieb für immer am Dnjestr..."

Der Oberstleutnant beendet seine Worte, nimmt Haltung an, wendet sich in Richtung Osten und grüßt. Stumm folgen wir seinem Beispiel. Dann nimmt jeder sein Pferd am Zügel, und so gehen wir zur Brücke. Gedemütigt, mit gesenktem Blick und verwüsteter Seele überqueren wir den Pruth.

MARSCHALL ION ANTONESCU

Nach der Preisgabe Bessarabiens an die Sowjetunion kannte die Empörung in Rumänien keine Grenzen, aber noch wagte es niemand, seine Meinung offen zu äußern. Einer tat es: der Kommandierende General des III. Armeekorps. Sein Name: Ion Antonescu, ein verhaßter Widersacher der Hofkamarilla, der korrupten und opportunistischen Politiker, der unfähigen, vom König emporgehobenen Offiziere und Paradegeneräle, der aber in der Masse der Armee und auch bei breiten Schichten des Volkes über große Sympathien verfügte.

Schon vor Jahren als Chef des Generalstabes und als Verteidigungsminister hatte Antonescu es abgelehnt, bei einem Diner im königlichen Schloß Tischnachbar von Madame Lupescu zu sein. Er

war derjenige, der dem König die Wahrheit ins Gesicht sagte und sich immer über die sehr mangelhafte Ausrüstung der Armee und über die Unfähigkeit mancher Kommandeure beklagte. Als Carol II. den Chef der Eisernen Garde, Corneliu Zelea Codreanu, verhaften und aburteilen ließ, sagte Antonescu dem König: „Sie begehen einen großen Fehler, Majestät, und Sie werden damit das ganze Land ins Unglück stürzen . . .“

Diesmal gab Antonescu einen Tagesbefehl, der wegen der Verwirrung während des Rückzuges nicht allen Truppenteilen seines Korps zur Kenntnis gebracht werden konnte, den aber fast jeder Offizier als hektographiertes Flugblatt in die Hand bekam. Unter anderem wurde in diesem Tagesbefehl gesagt: „Eine derartige Demütigung ist nicht zu verzeihen. Unsere Schulterstücke wurden mit Schande befleckt. Diese Schande muß ausgelöscht werden. Das Gericht der Geschichte und der Nation wird über die Verantwortlichen sein hartes Urteil sprechen.“

Als Folge nahm ihm der König sein Kommando und schickte ihn ins Kloster Bistritza in Arrest, das in ein Militärgefängnis umgewandelt wurde. Im Bewußtsein, daß die Entwicklung der Dinge auf der politischen Bühne Europas ihm noch andere Überraschungen bringen könnte, glaubte Carol II. den Weg zu einer Annäherung an Deutschland gefunden zu haben, indem er Tatarescu durch Ion Gigurtu ablösen ließ, der den Ruf hatte, deutschfreundlich zu sein. In der neuen Regierung wurde Mihail Manoilescu Außenminister, ein Verfechter des Korporatismus und Bewunderer von Mussolini. Mehr als das: der König scheute sich nicht, seinen Todfeinden, den Legionären der Eisernen Garde, Minister- und Staatssekretärsposten anzubieten. Horia Sima wurde Kultusminister und Augustin Bideanu, Radu Budisteanu und Dr. Vasile Noveanu Staatssekretäre. Es war aber zu spät, und das Schicksal von Carol II. war schon besiegelt.

Nach dem Wiener Schiedsspruch und der durch ihn erzwungenen Abtretung der Hälfte von Siebenbürgen an Ungarn kam es im ganzen Lande, aber hauptsächlich in Bukarest vor dem Königsschloß, zu Demonstrationen gegen Carol II., seine Geliebte und seine Hofkamarilla. Es fielen Schüsse . . .

Antonescu, der schon vorher aus seiner Verbannung entlassen worden war, ging zum König und sagte ihm, daß der Zorn des Volkes so groß sei, daß man nur durch einen völligen Wandel noch Herr der Lage werden könne. Als erstes müsse der König auf eine

Reihe seiner Vorrechte verzichten, auch auf den Oberbefehl über die Streitkräfte.

Anfangs zögerte der König, eine klare Antwort zu geben, bestellte General Coroama, den Kommandeur der Gardedivision, zu sich und fragte ihn: „Coroama, kann ich mich auf die Gardedivision verlassen? Ist die Division bereit, auf die meuternde Menge zu schießen?“ Coroama gab eine kurze Antwort: „Nein, Majestät!“

Von der anwesenden Generalität erklärte sich nur ein einziger bereit, gegen das Volk vorzugehen; das war General Gheorghe Mihail, ehemaliger Flügeladjutant, der aber keine Truppe befehligte.

Am 6. September 1940 dankte Carol II. ab, General Antonescu wurde Staatschef (Conducator) und Premierminister. Er gab aber dem abgedankten König sein Wort, daß dieser ungehindert und unversehrt das Land verlassen dürfe.

Antonescu wußte jedoch, daß viele Legionäre Carol II. nicht ohne weiteres die Abreise antreten und die Grenze passieren lassen würden. Er hatte in den letzten Jahren Hunderte und Aberhunderte ihrer Besten auf grausame Weise aus dem Hinterhalt, meist durch Erwürgen oder Erschießen, ermorden lassen. Man hatte Antonescu darüber informiert, daß in Timisoara kurz vor der Grenze ein Anschlag auf den Zug des Königs geplant war. Deshalb schickte er per Sonderflugzeug einen Mann dorthin, der energisch genug war und über genügend Autorität in den Reihen der Legionäre verfügte, um den geplanten Anschlag zu verhindern. Der Geistliche Vasile Boldeanu, dies war der Mann, tat sein bestes, aber der Bahnhof von Timisoara war groß . . .

Einige Schüsse sind doch gefallen, die zwei bis drei Fensterscheiben des Salonzuges zerschlugen. Die Begleitung des Königs und seine Geliebte, Madame Lupescu, warfen sich zu Boden, um Dekkung zu nehmen. Aus einem Winkel schluchzte der abgedankte König: „Meine Rumänen, meine Rumänen, was habe ich ihnen getan, daß sie so etwas machen?“

Er wagte es noch, eine solche Frage zu stellen!

450 000 Rumänen mußten ihr Leben auf dem Schlachtfeld opfern, um die Geschichte des Landes von der Schande seiner Regierung zu reinigen und um mindestens einen Teil von allem, was er verschenkt hatte, zurückzugewinnen.

Nun hatte sich das Blatt gewendet. Antonescu ging nach Berlin, um mit Hitler zu sprechen, ihn über seine politischen Ziele zu infor-

mieren und hauptsächlich, um ihn davon zu überzeugen, daß der Hauptgegner Rumäniens die Sowjetunion sei und daß wir bereit wären, alles zu tun und alles zu opfern, um die verlorenen Gebiete, alle verlorenen Gebiete, zurückzugewinnen.

Adolf Hitler hatte sich einen rumänischen General wahrscheinlich ganz anders vorgestellt. Trotz der Tatsache, daß er wie viele rumänische Offiziere gemäß der französischen Schule die Stufen seiner militärischen Laufbahn Schritt um Schritt aufgestiegen war, war Antonescu, durch sein Aussehen, seine Haltung, durch seine Nüchternheit und Sachlichkeit in der Argumentation, durch seine Abweichung von jeder Prahlerei und besonders durch die feste und männliche Art und Weise, in welcher er in knapper Rede die Lage und Ziele schildern konnte, alles andere als einer, den man etwa als Südländer bezeichnen konnte.

Antonescu war im wahrsten Sinne des Wortes der Typ, sogar das Ebenbild eines preußischen Offiziers. Gleich bei der ersten Begegnung hatte er das Vertrauen von Hitler gewonnen und diesen für sich eingenommen. Deshalb konnte er bei den nachfolgenden Treffen dem Führer seine Wünsche offen auf den Tisch legen, zur allgemeinen Verwunderung der Umgebung Hitlers manche Meinung durchsetzen und wurde immer als ein Partner und nie als ein Befehlsempfänger betrachtet.

Nach dem ersten Treffen mit Hitler in Berlin ist Antonescu, als dritter Mann der Achse, nach Bukarest zurückgekehrt. Das Problem der schlechten Ausrüstung der Armee, das durch die Versäumnisse aller Regierungen zwischen den beiden Weltkriegen und die Verschwendung der Staatsfinanzen seitens Carol II. entstanden war, konnte Antonescu in ein paar Monaten nach seiner Machtergreifung allerdings auch nicht meistern. Zu lange war die Armee vernachlässigt worden.

Er hatte ursprünglich beabsichtigt, die operativen rumänischen Streitkräfte auf zehn bewegliche vollmotorisierte Brigaden umzugliedern. Die Beschaffung des hierfür notwendigen Materials stieß aber auf Schwierigkeiten, weil Deutschland Panzer und panzerbrechende Waffen nicht so schnell liefern konnte. Man verzichtete auf die zehn motorisierten Brigaden und hielt einsatzbereit, was man hatte. Die neuaufgestellten Kavalleriebrigaden, darunter auch die unsere, wurden aus zwei Reiterregimentern, einem motorisierten Kavallerieregiment und einem reitenden Artillerieregiment zusammengesetzt. Mit Ausnahme einer berittenen Pionierschwadron

waren die übrigen Formationen der Kavalleriebrigade ebenfalls motorisiert. Dennoch war das kaum eine halbe Lösung, die sich später bitter rächen sollte.

*

Schon Anfang des Jahres 1941 wurde unser Regiment, daß jetzt zur neuaufgestellten 8. Kavalleriebrigade gehörte, in den Norden des Landes verlegt, in die Bukowina, an die seit einem Jahr bestehende neue Grenze zur Sowjetunion, etwa zehn Kilometer nördlich von Radautz.

Seit Mitte Juni hatte die ganze Brigade Sicherungsstellungen bezogen, ein bis zwei Kilometer hinter der Grenze. Links von der Brigade befand sich die 1. rumänische Gebirgsbrigade und rechts davon ein Regiment der 239. deutschen Infanteriedivision, weiter rechts unsere 5. Kavalleriebrigade. In der zweiten Linie, die als Armeestellung bezeichnet wurde, befanden sich die 7. rum. Infanteriedivision und die Masse der 239. deutschen Infanteriedivision. Der Gefechtsstand unseres Regiments war in Fratautz. Der neue Regimentskommandeur, Oberstleutnant Ioan Christea, ein älterer, gutmütiger Herr, der von allen als „Väterchen“ (Tatutzu) bezeichnet wurde.

Mit meinem Zug und einer Gruppe sMG stand ich am linken Flügel der Schwadron als Bindeglied zu den Gebirgsjägern. Unsere linken Nachbarn waren eigentlich auch Kavalleristen, ein Zug Jäger zu Pferd, der eine Waldung nördlich von Bilca besetzt hatte.

Zog man in Betracht, daß nach dem Absitzen ein Kavalleriezug nur noch über dreißig Mann verfügte, einschließlich der Melder, so zählten wir zusammen mit den Bedienungsmannschaften der zwei schweren Maschinengewehre im ganzen zweiundvierzig Mann, die die Straße Radautz—Patrautz sperrten.

Bis zur Grenze waren es genau 1200 Meter. Dazwischen stand ein Dutzend leerer Häuser, deren Einwohnerschaft vor einer Woche evakuiert worden war. Eine alte Mühle diente jetzt als Grenzhaus und war von einer Gruppe Grenzjäger besetzt.

Die Grenze selbst verlief am Rand des dichten Waldes von Valva entlang, wo Tannen und Buchen sich untereinander mischten. Die Sowjets hatten es leicht, uns zu beobachten, weil sie die Höhen beherrschten, was auch der Zweck dieser neuen Grenzziehung war.

Auf sowjetischer Seite wurden alle in der Nähe der Grenze liegenden Dörfer von Rumänen bewohnt. Wenn es dunkel wurde, kam immer einer von drüben, so daß wir ziemlich genau über die Lage jenseits der Grenze unterrichtet waren.

Der erste sowjetische Überläufer kam zu uns, ein Ukrainer aus Czernowitz, der in der rumänischen Armee gedient hatte und jetzt einer sowjetischen Batterie zugeteilt war. Er sagte uns, daß unmittelbar hinter der Grenze die gesamte 60. sowjetische Division stehe und im Raum Storozynetz, also etwa zwanzig Kilometer nördlich von uns, ein ganzes Panzerkorps zusammengezogen werde. Von den vier Wachttürmen, die die Sowjets im Wald von Valva gebaut hatten, diente einer, der größer und besser getarnt war als die anderen, als Beobachtungsstelle der sowjetischen Artillerie, die ihre Stellungen östlich von Corcesti und südlich der Höhe 455 bezogen hatte.

Wir hatten den Überläufer sofort zur Brigade geschickt, wo seine Aussagen offenbar mit viel Interesse aufgenommen wurden, denn man verständigte uns, daß wir bald mit dem Besuch eines deutschen Offiziers, dem Chef des DVK (Deutsches Verbindungskommando) unserer Brigade, rechnen müßten.

Es war das erste Mal, daß ich mit einem deutschen Offizier sprechen konnte. Major Allert, ein Berliner und Kavallerist, ehemaliger Turnierreiter, der am Frankreich-Feldzug als Kommandeur einer motorisierten Aufklärungsabteilung teilgenommen hatte. Ein wenig überrascht, daß man eine ziemlich wichtige Aufgabe einem Reservisten wie mir übertragen hatte, überzeugte Allert sich sehr rasch davon, daß ich von der Sache etwas verstand, und er war auch sehr froh, daß er im Gespäch mit mir auf die Dienste seines Dolmetschers, eines rumänischen Fähnrichs, der auf der TH in Zürich studiert hatte, verzichten konnte.

Da ich ihn nach seinen Erfahrungen im Frankreich-Feldzug fragte, wo er auch seine Auszeichnungen erhalten hatte, erzählte der deutsche Major mir eine Episode, die — wie er sagte — das eindrucksvollste Erlebnis seiner ganzen Soldatenlaufbahn gewesen sei.

„Vor Saumur sind wir plötzlich auf Widerstand gestoßen. Es waren die Kadetten der dortigen Kavallerieschule, die alles versuchten, um uns auch nur ein paar Stunden aufzuhalten. Für Frankreich war alles verloren, und es bestand überhaupt nicht die geringste Aussicht, noch etwas zu retten. Diese Kadetten aber, fast noch im Jünglingsalter, haben sich einer nach dem anderen geopfert, für

die Ehre ihrer Nation und für die Ehre ihrer Waffe — der Kavallerie."

Es lag kein Pathos in seinen Worten, aber eine Würdigung der Tapferkeit des ehemaligen Gegners, die ihm Ehre machte. Ich wußte jetzt, daß ich nicht nur einen ausgezeichneten deutschen Kavallerieoffizier vor mir hatte, sondern einen Ritter im wahren Sinne des Wortes. Diese Erfahrungen der ersten Stunde haben meine späteren Handlungen und Entschlüsse wesentlich beeinflußt.

Der Besuch von Major Allert und die Tatsache, daß bei der Brigade jetzt auch ein deutsches Verbindungskommando bestand, veranlaßte uns zu hoffen, daß bald etwas geschehen würde.

Am 21. Juni gegen 17.30 Uhr weckte mich das Rattern eines Kraftrades aus meinen Träumen. Aus dem Beiwagen stieg Rittmeister Neculce, der vorläufig dem Brigadestab zugeteilt war, kam im Eilschritt zu mir, flüsterte mir ins Ohr: *„Alea jacta est!"* (Der Würfel ist gefallen.) und drückte mir einen gelben Umschlag in die Hand.

Kaum meine Aufregung beherrschend, öffnete ich den Umschlag und las den Inhalt: „Sie überschreiten die Grenze am 22. Juni um 03.00 Uhr, jedoch keine Feuereröffnung vor 03.45 Uhr. Sie ergreifen alle notwendigen Maßnahmen, um den Wachtturm mit der Artilleriebeobachtungsstelle zu sprengen. Ende der Operation: 06.00 Uhr."

Zuerst stand ich wie gelähmt, dann fühlte ich mich hin- und hergestoßen und -gehetzt. Eine Weile wußte ich nicht, was ich zuerst tun sollte. Alles fieberte in mir ...

Also endlich können wir jetzt die Rechnung mit den Eindringlingen in Bessarabien begleichen. Unsere Brüder werden befreit und die anderen auch. Wir werden alle Demütigungen vom Vorjahr heimzahlen und Rittmeister Epure rächen. Aber gleichzeitig denke ich an meine vierundvierzig Männer, für die ich verantwortlich bin und die ich jetzt in einen richtigen Kampf führen werde, einen Kampf, der manchem den Tod bringen kann. Wer wird von diesen vierundvierzig bis zum Schluß am Leben bleiben? Die Gedanken über Leben und Tod bohren ständig in meiner Seele. Und Dac, mein liebes und braves Pferd, wie wird es sich während dieser Probe benehmen. Ich stellte mir selber Fragen und abermals Fragen, die ich nicht beantworten konnte ...

Eigentlich hatte ich noch Zeit genug, aber ich konnte es nicht mehr aushalten und ließ meine drei Gruppenführer und Leutnant Colio-

Die Truppenbereitstellung in Rumänien am 22. Juni 1941

Beim Aufmarsch gegen die Sowjetunion stellten sich im Rahmen eines gemischten deutsch-rumänischen Heeresverbandes unter dem Oberkommando von Marschall Ion Antonescu und der Befehlsführung von Generaloberst Eugen Ritter von Schobert 29 rumänische Infanterie-, Kavallerie- und Gebirgs-Divisionen bereit.

pol zu mir kommen. Durch gespielte Gelassenheit meine Gefühle verbergend, meinen Blick nach oben gerichtet, sagte ich: „Diese Nacht ist die kürzeste des ganzen Jahres. Sie wird in euren Erinnerungen die längste eures Lebens bleiben. Meine Kameraden, meine Freunde, heute nacht ziehen wir in den Krieg, um unsere geraubten Provinzen zu befreien und den Kommunismus zum Rückzug zu zwingen, überall dort, wo er sich befindet."

Mit einem Sprung stieß Coliopol an die Decke der Hütte. Ich hatte den Eindruck, daß er vor Freude tanzen möchte, sogar nach russischer Art. Wer hätte gedacht, daß ein Bewunderer von Baudelaire auf solch explosive Weise seine seelische Zufriedenheit zum Ausdruck bringen könnte.

„Zur Durchführung unserer Aufgabe werden wir das Forsthaus, wo sich die meisten sowjetischen Grenzsoldaten befinden, unter Feuer nehmen, um diese zu binden. Gleichzeitig wird die Beobachtungsstelle gesprengt. Die Gruppe für die Ablenkungsaktion übernehme ich selber. Die Sprengung wird von einem Freiwilligentrupp ausgeführt. Wer von euch will diesen Trupp führen?"

Alle drei Unteroffiziere sagten „ich", aber das „Ich" von Smarandake wurde so laut geschrien, daß er die beiden anderen übertrumpfte. Smarandake fand rasch die Leute, die er brauchte. Obwohl er in Sprengungen sehr gewandt war, schickte uns das Regiment einen Spezialisten von der Pionierschwadron, so daß der Trupp jetzt sechs Mann zählte. Auch die Gruppe, die ich selbst führen sollte, wurde zusammengesetzt, aber als Coliopol merkte, daß er nicht mit von der Partie sein sollte, beschwor er mich mit Tränen in den Augen, ihn auch mitzunehmen.

Ich sah die Flamme, die in seinen Augen loderte, und konnte in seinen Gedanken lesen wie in einem Buch. Dabei zu sein bei diesem Handstreich und in dieser Nacht bedeutete die Erfüllung eines inneren Wunsches, der über allen Wünschen stand. Andererseits wußte ich genau, daß es nicht empfehlenswert und gegen die Vorschrift war, die Truppe ohne Offizier zu lassen, aber ich nahm dieses Risiko auf mich. Auf diese Weise war ich gezwungen, das Kommando über die Zurückbleibenden dem Unteroffizier Datcu zu übergeben und Leutnant Coliopol als Schütze eines zweiten leichten Maschinengewehrs einzusetzen.

Nachdem alle ihre Sporen abgelegt und die blanken Rosetten — Messingknöpfe, die unsere Kavalleristen an den Stiefeln trugen — entfernt und noch andere glänzende oder klingende Dinge abge-

legt hatten, bewegten wir uns in Reihe in Richtung der alten Mühle...

Unsere Grenzjäger wußten, worum es ging und was in dieser Nacht geschehen würde. Sie hatten ihre Unterkünfte verlassen und Stellung hinter der Mühle bezogen. Einer von ihnen, der uns den Weg zeigen sollte, wartete schon: der Obergefreite Moldovanu, der alle Fußsteige und Lichtungen des Waldes kannte und über den Streifenplan und über die Stellen, an denen die Sowjets auf der Lauer lagen, genau informiert war. Mit ihm an der Spitze gingen wir weiter. Es sah nicht so aus, als ob das die Nacht der Sommersonnenwende wäre. Der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, und der Mond machte nicht den geringsten Versuch, sein Gesicht zu zeigen.

Zuerst ging es bergauf, dann bergab. Einer nach dem anderen sprangen wir über ein Bächlein, dessen Wasser leise murmelte. Moldovanu flüsterte: „Wir sind drüben ... !"

Wir waren im Wald von Valva. Gigantische Tannen und jahrhundertealte Buchen hielten hier Wache. Ein Fußpfad, der nach rechts abbog. An ihm mußte sich Smarandake orientieren, um in die Nähe der Beobachtungsstelle zu kommen. Im Flüsterton sprechend, drückte ich ihm die Hand und wünschte ihm viel Glück. Wir schauten uns beide in die Augen, und ich möchte ihn fragen, ob er heute noch Zeit gehabt hätte, etwas in sein Tagebuch einzutragen, denn dieser einfache Bauer, der mit seiner tadellosen Uniform und seiner strammen Haltung wie ein vorbildlicher Kadett aussah, führte ein Tagebuch in alexandrinischen Versen. Niemand hätte gedacht, daß der Meister im Niedersäbeln vom Vorjahr in Sarata auch ein Dichter war...

Wir warteten eine Weile, bis Smarandake und seine Leute vom Dunkel und von der Todesstille des Waldes verschluckt wurden. ... Jetzt ging es weiter!

Manchmal, wenn das Reisig unter dem Druck unserer Stiefel stärker krachte, machten wir halt. Mit raschem Flügelschlag das Gebüsch streifend, suchte sich eine Eule einen anderen Andachtsplatz ... Erschreckte Vögel suchten das Weite...

Es sah aus, als ob ich eine wunderschöne Geschichte aus meiner Kindheit erlebte ... Eine Waldlichtung, in ihrer Mitte ein Haus, aus einem Fenster fällt Licht!

Moldovanu sagte mir mit sehr leiser und etwas aufgeregter Stimme: „Das ist es! Hier sind sie, die sowjetischen Grenzsoldaten!"

Zwischen uns und dem Forsthaus lagen riesige Baumstämme. Wir stellten unsere leichten Maschinengewehre dahinter. Ich schaute auf die Uhr. Es waren noch acht Minuten. Mein Herz klopfte stärker, und ich hörte den Atem meines Nachbarn, des Obergefreiten Ikonaru.

Noch einmal ein Blick auf die Uhr: 03.42 Uhr. Gleichzeitig aber knatterten aus südwestlicher Richtung Schüsse und dann Dauerfeuer. Ikonaru schimpfte nicht allzu leise: „Teufelskerle, diese Jäger, sie haben ihre Uhr vorgestellt, damit sie uns zuvorkommen!"

„Feuer!" befahl ich.

Coliopol und Bakanu, der beste lMG-Schütze der ganzen Brigade, belegten das Forsthaus mit mehreren Garben. Das Licht brannte nicht mehr, aber vorläufig antworteten auch keine Schüsse.

Auf unserer rechten Seite brachte eine gewaltige Explosion die Bäume zum Beben, Blätter fielen. Smarandake hatte die Beobachtungsstelle in die Luft gejagt. Jetzt wurde aus einigen Baumwipfeln in unserer linken Flanke auf uns geschossen. Einige Schüsse gingen knapp an meinem Ohr vorbei.

Coliopol hatte genau gesehen, von welcher Stelle geschossen wurde. Er richtete sein Maschinengewehr entsprechend und schoß. Ein Schrei, jemand schaukelte in den Ästen, um gleich darauf wie ein Stein zu Boden zu fallen. Von einem anderen Baum wurde noch einmal geschossen, aber diese Schüsse waren weniger genau und gingen weit über unsere Köpfe hinweg. Unsere Operation war beendet.

In kurzen Sprüngen setzten wir uns ab. Langsam wurde es hell, und im Wald war es wieder still geworden. Nicht aber am Himmel, wo das Brummen immer ohrenbetäubender wurde. Es waren deutsche Bomber auf dem Rückflug. Sie hatten den sowjetischen Militärflugplatz von Czernowitz bombardiert.

Wir befinden uns also im Krieg und sind uns dessen bewußt, daß unser kleines nächtliches Unternehmen an der Grenze der Anfang eines Feldzuges gewesen ist, eines Feldzuges, der das Schicksal Europas bestimmen soll und von dem keiner von uns auch nur im geringsten ahnen kann, wann, wo und wie er sein Ende finden wird.

Als wir zurückkommen, teilt mir Datcu außer der vorschriftsmäßigen Meldung „keine besonderen Vorkommnisse" zusätzlich mit, daß die deutschen Bomber auf dem Flugplatz von Czernowitz zweihundert sowjetische Flugzeuge am Boden zerstört haben. Ich vergesse ihn zu fragen, von wo er das erfahren habe, weil meine Gedanken bei Smarandake und seinen Leuten weilen, die noch nicht zurückgekommen sind. Coliopol sieht, daß ich darüber besorgt bin, und versucht mich zu beruhigen, indem er mir etwas Lustiges erzählt.

Endlich kommen sie, aber es sind fünf statt sechs, und an ihrer Spitze marschiert nicht Smarandake, sondern der Obergefreite von der Pionierschwadron. Dieser schlägt die Hacken zusammen und erstattet mir Meldung: „Auftrag durchgeführt, feindliche Artilleriebeobachtungsstelle in die Luft gesprengt!"

Fast schreiend, frage ich ihn: „Und Smarandake?"

„Gefallen . . ."

„Wie?"

„Kopfschuß! Er war auf der Stelle tot. Als der Wachtturm einstürzte, wurden wir von allen Seiten mit mindestens drei leichten Maschinengewehren angegriffen. Wir setzten uns befehlsgemäß ab. Wie vom Blitz getroffen, stürzte Unteroffizier Smarandake zu Boden und bewegte sich nicht mehr. Es war uns nicht mehr möglich, ihn aus dem Gebüsch herauszuholen. So war es, Herr Oberleutnant!"

„Danke! Abtreten!"

Ich kann es kaum glauben. Mein bester Unteroffizier ist tot, in der ersten Stunde . . .

Aus meiner Kartentasche ziehe ich ein Heft, in welchem über drei Spalten fett gedruckt zu lesen ist: *„Funktion, Dienstgrad, Name."* Die ersten zwei Spalten wurden kalligraphisch mit Tinte ausgefüllt, die dritte Spalte aber, in die der Name eingetragen werden soll, mit Bleistift, vierundvierzig mal, angefangen mit meinem

Namen und als letzter der Name des Wachtmeisters, der mein Stellvertreter ist und das Kommando über die Pferdestaffel ausübt.

Ich nehme den Radiergummi in meine erstarrrten Finger, und in der verrückten Hoffnung, daß es mir nicht gelingen werde, versuche ich den Namen Smarandake, Paul, auszulöschen. Kaum lesbar, einige Buchstaben bleiben wie eingraviert auf dem Papier. Auf den grauen Fleck schreibe ich einen anderen Namen: Raitscha, Ion.

Dieser Radiergummi, ich betaste ihn länger zwischen Daumen und Zeigefinger. Weder Fisch noch Fleisch, ein drolliges Weichtier, ohne Knochen und Rückenschild, ein grausames Ding, eine perfide Entdeckung, die imstande ist, Menschenwesen aus ihrem Dasein auszulöschen und von ihrem Namen nur einen lästigen, grauen Flecken übrig läßt, der sich schlangenförmig windend auf dem Papier zurückbleibt.

Ich stelle mir selber die unausstehliche Frage, die eine genauso unangenehme Antwort herausfordert: Wie oft werde ich einen Befehl geben, dessen Ausführung mich hinterher zwingen wird, von diesem Radiergummi Gebrauch zu machen? Von wie vielen dieser Namen, die in meinem Heft mit Bleistift eingetragen sind, werden nur graue schmutzige Flecken bleiben?

Glockengeläute erreicht meine Ohren. Coliopol hat das Kofferradio auf Maximalstärke eingestellt. Dann folgt ein Kommentar des Ansagers:

„Sie haben eben die Glocken unserer gefangenen Kirchen und Kathedralen gehört, die Glocken von Kischinau, Czernowitz, Chotin, Cetatea Alba . . . Jetzt wird General Antonescu, der Staatschef und Oberbefehlshaber der Streitkräfte, zu Ihnen sprechen:"

„Soldaten!

Seit dem ersten Tage meiner Regierung und meines nationalen Kampfes habe ich versprochen, euch zum Sieg zu führen.

Ich habe euch versprochen, den Schandfleck aus unserer Geschichte und die Demütigung, die ihr auf euren Stirnen und Schulterstücken tragen müßt, auszulöschen.

Heute hat die Stunde unseres heiligsten Kampfes geschlagen. Es ist der Kampf für unsere urväterlichen Rechte, der Kampf für unsere Heimat und für die rumänischen Stätten, die uns heilig sind.

Soldaten!

Ich befehle euch: Überschreitet den Pruth!

Zerschlagt den Feind aus dem Osten und aus dem Norden. Befreit vom roten Joch des Bolschewismus eure brutal unterjochten Brüder. Bringt wieder zurück, was uns genommen wurde: den uralten rumänischen Boden Bessarabiens, die fürstlichen Wälder Bukowinas, eure Felder und eure Almen.

Soldaten!

Ihr beschreitet heute den Weg der Siege von Stefan dem Großen, um mit eurer Opferwilligkeit zurückzunehmen, was unsere Ahnen durch ihren Kampf erobert haben.

Vorwärts!

Seid stolz darauf, daß die Jahrhunderte uns als Wache der Gerechtigkeit und als Festungsmauer des Christentums ausersehen haben. Seid stolz auf die rumänische Vergangenheit.

Soldaten!

Ihr werdet Schulter an Schulter und Seele an Seele an der Seite der glorreichsten Armee der Welt kämpfen.

Wagt es, eure Tapferkeit zu zeigen, damit eure deutschen Kameraden stolz auf euch sein können.

Diese Kameraden kämpfen auf moldauischem Boden für unsere Grenzen und für die Weltrechte.

Soldaten!

Vorwärts!

Kämpft für den Ruhm unserer Nation.

Das verlangt von euch das Volk, der König und euer General.

Soldaten!

Der Sieg wird unser sein.

Zum Kampf. Mit Gott, nach vorn!“

„Hurra“, schreien die Soldaten, die sich um das Kofferradio geschart haben . . . Und, wie alle Soldaten der Welt immer treuherzig gesagt haben, fügen sie hinzu: „Wir werden mit ihnen schon fertig!“

Was mich betrifft, so sehe ich im Moment nur, daß sie mit Smarandake fertig geworden sind, aber ich muß feststellen, daß der Kampfgeist meiner kleinen Schar nichts zu wünschen übrig läßt.

Wie als Antwort auf das, was das Radio übertragen hat, schießt die russische Artillerie aus allen Rohren. Die Granaten schweren Kalibers scheinen miteinander zu wetteifern. Salve auf Salve heult über unsere Köpfe, aber sie schießen viel zu lang, weit über die Kommandostelle der Schwadron hinaus. Mit der Munition sparen die Sowjets nicht. Sie geben uns ein ohrenbetäubendes Konzert, das den ganzen Tag andauert.

Am 24. Juni bekommen wir den Befehl uns vorwärtszu„tasten“, was mir Anlaß gibt, wieder an den verdammten Radiergummi zu denken . . . Mysteriös und auch bei Tag fast so finster wie bei Nacht, verschluckt uns der Wald von Valva. In aufgelockerter Formation schieben wir uns vor wie die Krabben. Diesmal bin ich an der Spitze des Keiles.

Sieh an! Das Forsthaus! Wir kreisen es ein, aber die Stille, die um dieses Haus herrscht, ist kaum zu ertragen. Eine Handgranate in der Hand und eine zweite zwischen den Zähnen, gehe ich als erster hinein. Niemand! Die unbeschreibliche Unordnung enthüllt die Eile, mit welcher die Rotarmisten die Flucht ergriffen haben. Zwischen den Füßen eines umgestürzten Stuhles liegt ein Selbstladekarabiner mit zehn Schuß, für uns eine Neuigkeit. Überall Konservenbüchsen, zerschlagene Wodkaflaschen, eine jedoch intakt. Vorsicht, Garbis! Aber Garbis, der vom ersten Stockwerk die Treppen schimpfend heruntersteigt, gibt uns bekannt, was er oben entdeckt hat:

Verflucht noch einmal. Sie haben Frauen bei sich gehabt. Schauen Sie sich das mal an. Verblüffende khakifarbene Frauenunterwäsche, die aus dem ordinärsten Zeltbahnstoff der Armee zugeschnitten worden ist. Büstenhalter und Unterhosen, alles in einer Größe, die der Schenkelbreite von Kaltblutpferden entsprochen hätte.

In der Eile des Aufbruchs haben die Rotarmisten vergessen, ihren toten Kameraden zu begraben, den Coliopol vom Baum geschossen hat. Er liegt im Gras, Patronentasche und Seitengewehr umgeschnallt, die versteinerten Augen zum Himmel gerichtet. Ein athletisch gebauter junger Mann, dessen Gesicht marmorweiß ist, mit rabenschwarzem Haar und hellblauen Augen. Ein wirklich schöner Mann, ein Kaukasier, wahrscheinlich Georgier. Seine vollen Lippen scheinen den glühenden Wunsch zu leben auszudrücken. Auf seiner Brust, genau über der Stelle, wo ihn die Kugeln durchlöchert haben, ist das Abzeichen des Finnlandfeldzuges angesteckt.

Einer von uns, der Reiter Vacaru aus Celeju an der Donau, beugt sich mit der Absicht nieder, das Abzeichen als Andenken an sich zu nehmen, aber ich halte ihn an der Schulter fest: „Laß das, Vacaru. Er ist ein Soldat wie du, was ihm passiert ist, kann auch dir passieren. Es ist sein Abzeichen, das er sich verdient hat. Also soll er es auch im Tode tragen. Laß ihn in Ruhe!“

Ungefähr zweihundert Meter weiter in östlicher Richtung ist der Wachtturm, der als Beobachtungsstelle diente, von den starken

Sprengladungen vollkommen zerstört worden. An seinen eingestürzten Balken hängen zerrissene, mit Blut beflekte Uniformstücke. Die Leiche eines Russen ist sehr hoch zwischen die Äste eines Baumes katapultiert worden. Ihn herunterzuholen, wird die Aufgabe von anderen sein.

Wir suchen weiter nach Smarandake und finden ihn auch. Ein wenig gekrümmt, wie im Schlaf, sein Stahlhelm liegt daneben. Die tödliche Kugel hat ihn genau in der Mitte der Stirn getroffen. Warum hat er den Stahlhelm abgenommen, vielleicht um sich den Schweiß abzuwischen?

Inaintarea! Vorwärts! Wir marschieren jetzt auf der Straße, die in nördlicher Richtung nach Petrautzi führt, aber bevor wir aus dem Wald heraus sind, kommen uns Frauen und Kinder aus Corcesti entgegen, mit Blumensträußen und Obstkörben.

„Die Russen sind weg, sie haben auch Kupka geräumt und ziehen sich in Richtung Storozynetz zurück!“

Wir haben aber strikten Befehl, am Rande des Waldes haltzumachen, ohne die kaum einen Kilometer weiter liegende Ortschaft Corcesti zu berühren. Es ist schwer, den Soldaten beizubringen, daß die sowjetischen Truppen jetzt eingekreist werden und daß sie versuchen werden, wenn irgend möglich, vorzustoßen, um aus der Einkesselung herauszukommen.

Ohne weitere Berührung mit dem Feind zu haben, bleiben wir noch einige Tage am Rande des Waldes, bis wir von einer Kompanie des Infanterieregiments 16 aus Falticeni abgelöst werden. Die Toten der ersten Stunde, Smarandake und der Kaukasier, sind auf dem Kirchhof einer kleinen Kirche in Neufratautz, das auf einem Hügel liegt, beigesetzt worden.

Bei Nacht sind wir zu Fuß zurück nach Radautz zu unseren Pferden marschiert, die, unter Aufsicht von Plutonier* Jacob und seiner „Tzine-cals“** in der dortigen Kaserne der reitenden Artillerie untergebracht sind.

* Kavalleriewachtmeister.

** Pferdehalter. Nach dem Absitzen teilt sich die Kavallerieuntereinheit in zwei Staffeln: die kämpfende Staffel und die Pferdestaffel. Von jeder Gruppe bleiben vier Mann bei den Pferden, d. h., daß von jedem Zug zwölf Mann „Tzine-cal“ sind und noch dazu ein „Tzine-cal“ für die Pferde der Melder und das Pferd des Offiziers. Wenn die Ausfälle bei der kämpfenden Staffel zu groß sind, wird der Stand der „Tzine-cals“ auf die Hälfte reduziert, so daß jeder „Tzine-cal“ sechs Pferde am Zügel halten und führen muß, weil die Pferdestaffel der kämpfenden Staffel immer zu folgen hat, sehr oft unter feindlichem Beschuß oder von der feindlichen Luftwaffe angegriffen, eine nicht leichte Aufgabe.

Wir durchschreiten die schlafende Stadt in ihrer vollen Breite, weil die Kaserne an ihrem südlichen Ende liegt. Einmal angekommen, sucht jeder mit stummer, aber nichtsdestoweniger tiefer Freude sein Pferd. So auch ich. Dac wiehert diskret und befriedigt, prustet, schnauft mit seinen warmen und feuchten Nüstern an meinem Hals herum, hinter dem Ohr, so als ob er mir sagen wollte, wie glücklich er über das Wiedersehen ist.

Wegen der langen Reise die uns bevorsteht, sind die Pferde den ganzen Tag vom Stabsveterinär, dem Hauptbeschlagmeister und allen ihren Gehilfen genau untersucht worden. Unsere Schwadron hat diese Prüfung glänzend bestanden, so daß alle Pferde als „gut für den Kriegsdienst“ erklärt worden sind.

Es ist schon so weit! Satteln, fertigmachen!

Die Wolldecke wird mit Liebe auf dem Rücken aufgesetzt, genau zwischen Widerrist und Kreuz, der Sattel ins Gleichgewicht gebracht und der Sattelgurt an die richtige Stelle gerückt.

Obwohl jeder Reiter den Inhalt seiner Packtaschen auswendig kennt, schaut er noch einmal hinein. Die linke Packtasche gehört ausschließlich dem Pferd. Hier befinden sich Bürste, Striegel, die Halfter, ein Säckchen mit Hafer, einige Zuckerwürfel und verschiedene selbstpräparierte Hautsalben, deren Zusammenstellung von Dorf zu Dorf verschieden ist und fast geheimgehalten wird.

Die rechte Packtasche gehört dem Reiter. Dort hält er die Wäsche, zwei Paar Strümpfe und, in einem schön gestickten Handtuch eingepackt, unbedingt alles, was ihn ständig an sein „Zuhause“ erinnert: von seiner Frau oder von seiner Braut gestickte Taschentücher, eine Haarlocke seines Kindes, eine Erdscholle von seinem Feld, getrocknetes Basilienkraut aus seinem Garten, Bilder, die anläßlich des letzten Jahrmarktes aufgenommen wurden, eine winzig kleine Ikone und manchmal auch die Medaille, die sein Großvater oder Urgroßvater 1877 im Unabhängigkeitskrieg erworben hat, weil dieser, genau wie er, Kalarasch des Wechseldienstes gewesen ist. Dieses Bündel in der Packtasche ist mehr als ein Tresor, es ist ein kleiner Altar ...

Wie oft während unseres phantastischen Rittes habe ich die Kalaraschen alle diese Sachen auspacken und mit zitternden Händen auf dem ausgelegten gestickten Handtuch ordnen gesehen, mit der Leidenschaft eines Priesters, der eine Messe zelebriert.

In der normalen Reihenfolge der Schwadronen setzt sich das Regiment, bevor es hell wird, samt Troß in Marsch. Nach etwas mehr

als drei Stunden erreichen wir Gramesti, eine große Landgemeinde in unmittelbarer Nähe des Sereth-Flusses, deren Häuser sich in Obstgärten verstecken. Es wird abgesattelt. Die Männer können sich hinlegen, aber stattdessen fängt fast jeder an, Briefe zu schreiben.

Vom Regimentsstab, der sich in einer Schule eingerichtet hat, bekommen die Offiziere Generalstabskarten, die das ganze Gebiet bis zum Dnjestr und jenseits davon umfassen.

In den Höfen, wo die Soldaten einquartiert worden sind, herrscht reger Betrieb. Es werden verschiedene Sachen verteilt. Zuerst eine gelbe Armbinde, die jeder am linken Arm tragen muß, um uns von den Sowjets zu unterscheiden, weil unsere Uniformen auch khakifarbig sind und weil unsere neuen holländischen Stahlhelme eher den sowjetischen als den deutschen Stahlhelmen ähnlich sind. Mit dieser Maßnahme wollen die Deutschen eventuelle Versehen ausschließen.

Es werden auch Fähnlein in rumänischen Farben verteilt, zwei für jeden Reiter, die wahrscheinlich für den Einzug in Bessarabien bestimmt sind. Vorläufig bindet jeder dieses Fähnlein an die Packtaschen links und rechts des Sattels. Die kartonierten Gebetbücher, die ebenfalls verteilt werden, steckt jeder, fast ohne Ausnahme, in die linke Brusttasche des Waffenrocks, in der Überzeugung, daß so sein Herz geschützt wird, was sich übrigens später in mehreren Fällen als richtig erwiesen hat. Raitscha, der mehr als ein Gebetbuch in seine Brusttasche gesteckt hat und dessen Waffenrock zu eng geworden zu sein scheint, kommt mir entgegen und sagt strahlend: „Ich habe etwas Besseres als die Fähnlein von Herrn Oberst, Herr Oberleutnant.“ Dann macht er die Knöpfe auf und zeigt mir eine ziemlich große rumänische Fahne, die er wie einen Bauerngürtel um den Körper angelegt hat.

„Und was willst du damit machen?“

„Ich werde sie auf den Mauern des Kremls aufpflanzen!“

„Gut, Raitscha, wenn unser Weg dorthin führen wird. Laß dir Zeit ...“

Am Spätnachmittag sind alle Schwadronen hoch zu Roß am Rande der Sereth-Auen angetreten. Die Bäume der Au stehen nicht dicht beieinander, und die Deckung, die das Laub uns bietet, ist ziemlich locker. Was für eine Beute für die gegnerische Luftwaffe! Aber diese hat sich noch nicht gezeigt und scheint vorläufig vollkommen ausgeschaltet zu sein.

Im kleinen Galopp reitend, hinter sich die Standarte, die von dem ältesten Unteroffizier des Regiments, Stabswachtmeister Crischan, getragen wird, erscheint der Oberst vor der Front der Schwadron und macht halt. Wir grüßen ihn und die Standarte mit gezogenem Säbel. Ich muß gestehen, daß ich vor Aufregung nicht alles verstehe, was er uns sagt. Er spricht von dieser Standarte, von der Tradition des Regiments, das einen Ehrenplatz in unserer Geschichte hat ...

Dann, sich in die Steigbügel stellend, grüßt uns der Oberst: „*Sanatate!*“ (Gesundheit.)

Wie ein einziger Mann antwortet die Schwadron:

„*Izbanda sau moarte!*“ (Sieg oder Tod.)

In der Abenddämmerung setzen wir uns in Marsch, immer den Auen entlang, bis wir die Stadt Sereth erreichen. Halt! Wir warten, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, ohne zu wissen, warum und weshalb. Der einfache Troupier kann die Pläne und die Absichten der Armeeführung niemals erraten.

Endlich geht es weiter. Wir überschreiten den Sereth, biegen dann in östlicher Richtung ein, und nach zwei Kilometern bleiben wir wieder stehen.

„Oberleutnant Emilian, zum Herrn Oberst!“

Trotz des langen Wartens sehr gut gelaunt, zeigt der Oberst mir auf der Karte die Marschroute bis zum Pruth-Fluß, dann sagt er auf einmal mit ernster Stimme zu mir:

„Du bildest mit deinen Leuten die Spitze unserer Vorhut, zu welcher auch eine Batterie gehört. Ich kann mich auf dich verlassen. Hals- und Beinbruch! *Noroc!*“ (Glück.)

Es ist eine stockfinstere Nacht. Im starken Trab reiten wir rechts von den abgebrannten Häusern des Dorfes Sinautzi und durchqueren die Ortschaft Mihoreni. Aus dem Schlaf geschreckte Menschen, Landsleute, die wir wegen der Finsternis nicht sehen können, rufen uns zu: „Willkommen, willkommen! Wir warten schon seit zwei Tagen auf euch. Die Russen sind weg!"

Mihoreni ist die erste Ortschaft des Kreises Hertza im Distrikt Dorohoi, der niemals zur Bukowina oder zu Bessarabien gehört hat und trotzdem Ende Juni 1940 an die Sowjets abgetreten werden mußte, wahrscheinlich, weil er stets eine Hochburg der L.A.N.C.[*] gewesen ist. Die ganze Gegend ist mir wohlbekannt aus der Zeit, als ich die L.A.N.C.-Jugend führte und hier im Propagandaeinsatz stand.

Einmal Schritt, einmal Trab und wieder Schritt und wieder Trab ... Der Tag bricht an, aber der Himmel ist tief bedeckt.

In Buda Mare und Buda Mica kommt uns die gesamte Einwohnerschaft hinter den alten Fahnen der L.A.N.C., der rumänischen Trikolore mit dem schwarzen Svastika[**] im gelben Feld entgegen. Das gleiche auch in Godinesti, wo wir die Straße verlassen und über Feldwege direkt in Richtung Mamornitza vorstoßen.

Es gelingt der Sonne, die finsteren Wolken zu verjagen, und als wir den Bergkamm erreichen, liegt das Pruth-Tal vor uns, mit seinen Weizenfeldern, Auen und Dörfern im hellen Sonnenglanz. Nordwestlich steigt dicker Rauch zum Himmel. Die Sowjets haben die Depots von Czernowitz in Brand gesteckt.

Wir hätten bei Mamornitza besser den Fluß überqueren sollen, man befahl uns aber, uns in südöstlicher Richtung zu bewegen und die Straße, die parallel zum Pruth nach Molnitza führt, zu benützen. Anfangs schimpfen wir wegen dieses Umweges, aber bald zeigt sich, daß wir dafür reich belohnt werden. Bis Molnitza steht die Bevölkerung aller umliegenden Dörfer an der Straße Spalier, mit Blumen und unseren mir wohlbekannten Fahnen. Unbeschreiblicher Jubel, Freudentränen, ein tiefergreifendes Erlebnis, das jeden von uns ins Herz trifft. Es ist, als ob sich ein ganzes Volk für einen Augenblick an einer Kreuzung seines immer veränderlichen Schicksals wiedergefunden hat ...

[*] L.A.N.C. = Christlich-nationale Wehrliga, antikommunistische Organisation, die von Professor A. C. Cuza geführt wurde, weshalb ihre Mitglieder auch „Cuzisten" genannt wurden. Aus dieser Organisation, die besonders im nördlichen Teil Rumäniens über viel Anhängerschaft verfügte, ist die Eiserne Garde von Corneliu Codreanu entstanden.

[**] Svastika, das in Sanskrit „glückliches Leben" bedeutet, ist in Rumänien ein sehr verbreitetes Dekorationsmotiv, sowohl in den bäuerlichen Stickereien, als auch als Ornament auf einer Anzahl von Kirchen und Grabmälern.

Absitzen! Wir müssen warten bis das ganze Regiment eintrifft. Inzwischen haben unsere Gebirgsjäger einige Kilometer nordwestlich schon einen Brückenkopf gebildet. Der Gefechtslärm entfernt sich langsam und kündet an, daß die Gebirgsjäger ihren Brückenkopf bereits erweitern. Um 14.00 Uhr ist es soweit. Unter glühendheißer Sonne reiten wir in den Fluß. Gegen den Strom, eine mehr oder weniger sichere Furt benützend, gehen unsere Pferde dicht hintereinander, bis zur Brust ins Wasser hinein. Die Gegenströmung wird immer stärker, und Dac, der als erstes Pferd ins Wasser gegangen ist, zögert, hebt den Huf ein wenig zu hoch, dann tritt er auf der Stelle ... Mit einem guten Wort, aber auch mit Hilfe der Kandare gelingt es mir, ihn zur Vernunft und auf das Trockene zu bringen. Meine Stiefel sind voller Wasser.

Sulitza Noua, die erste bessarabische Ortschaft, ein Marktflecken, den wir durchziehen, scheint zunächst menschenleer zu sein, doch da warten schon Frauen mit Blumensträußen und riesigen Bauernbroten, die gerade aus dem Backofen kommen, auf uns. Ein junges Mädchen nimmt Dac an den Zügel und küßt meinen Stiefelschaft. Ich bin zu Tränen gerührt, und auch die anderen, die hinter mir reiten, haben kein trockenes Auge mehr.

Der Zug des Leutnants Barbu, der erst vor einem Monat sein Offizierspatent bekommen hat, bildet jetzt die Spitze.

„Vorwärts, maaarsch!"

Hinter mir meine drei Melder: Garbis, Varzaru und Mazilu, dann Raitscha mit seiner Gruppe. „Raitscha und Garbis, zu mir!"

Ihre Pferde links und rechts neben Dac lenkend, melden sich beide sofort zur Stelle. Mich einmal zu Raitscha und dann wieder zu Garbis wendend, fange ich an zu berichten:

„Etwa zehn Kilometer nordöstlich von dieser Stelle liegt die Ortschaft Rakitna, ein Name, den jeder Kavallerist sich merken muß. Hier fand während des Ersten Weltkrieges eine Kavallerieattacke eines polnischen ‚Chevaux-légers'-Regiments gegen eine zahlenmäßig stärkere russische Kavallerieeinheit statt."

„Und haben die Polen gesiegt?" fragt mich Raitscha.

„Jawohl, sie haben gesiegt, und seitdem trug das betreffende polnische Regiment den Namen ‚Rakitna' und die Angehörigen des Regiments wurden ‚Rakitanski' genannt."

Beeindruckt bleibt Raitscha nachdenklich, ohne noch ein Wort zu sagen.

Vor uns die ersten Häuser von Dinautzi; der Spitzenzug ist stehengeblieben, bringt die Pferde in Deckung, und seine abgesessenen Reiter stellen sich in Schützenkette auf. Wir tun das gleiche und nähern uns ihrer Flanke. Weiter links, im Innern des Dorfes, das recht groß zu sein scheint, krachen einige Schüsse. Am Dorfeingang ist ein zerschossener sowjetischer Panzerspähwagen im einem Graben umgekippt. Leichen von sowjetischen Infanteristen. Alles zeigt, daß hier hart gekämpft wurde, auch mit der blanken Waffe. Da ein toter Russe, dessen Schädel von einer Handgranate zerschmettert wurde. Ein scharfer und gleichzeitig schwefliger Geruch von Schießpulver schwebt in der Luft, beißt in den Augen und brennt in der Nase. Es wird mir übel . . .

Langsam wird es dunkel, aber die Dunkelheit wird plötzlich vom Tanz einiger Lichter zerrissen, so, als ob jemand mit einer Taschenlampe signalisieren will. Raitscha, Garbis und Bakanu, der mit seinem leichten Maschinengewehr Feuerschutz geben will, sind in meiner Nähe. Wir bewegen uns alle in Richtung dieser flackernden Lichter. Noch ein paar Meter, dann lüftet sich das Geheimnis:

Mitten auf der Hauptstraße liegen — einer neben dem anderen — drei tote rumänische Gebirgsjäger. Am Kopfende eines jeden brennt eine große Kerze, die ihre fleckigen Gesichter wie eine tanzende Strahlenkrone, einmal stärker, manchmal blasser, beleuchten. Drei lebendige Feuer, die wahrscheinlich von frommen Frauen, die sich irgendwo versteckt halten, angezündet worden sind. Drei leuchtende Flammen für drei Rumänen, deren Leben vom Krieg ausgelöscht worden ist — im geraubten und nun wieder befreiten Vaterland . . .

Die Gebirgsjägerkompanie, die die Sowjets in hartem Kampf vertrieben hat, ist am nördlichen Rand des Dorfes in Stellung gegangen. Wir müssen aber weiter. „Aufsitzen!" Trab, Schritt, Trab! Der Spitzenzug reitet voran, aber genau drei Kilometer weiter, westlich der Ortschaft Doljoc, wird er von feindlichem Feuer empfangen. Wir eilen zur Verstärkung an die linke Flanke unserer Kameraden. Wir sind noch zu Pferd, da wird aus fünfundzwanzig

Meter Entfernung von einer Eiche herab auf mich geschossen. Die Schüsse pfeifen knapp an meinem Ohr vorbei.

Dac bäumt sich auf. Rafail Bakanu erwidert sofort vom Sattel aus das Feuer. Ein einziger Schuß, und der Schütze fällt vom Baum, aber er ist nicht tot. Einfach nicht zu glauben! Wir schauen uns auch seine Waffe an. Es ist eine Maschinenpistole mit 71 Schuß in der Trommel, ein sowjetischer Rückstoßlader, den wir zum erstenmal zu sehen bekommen.

Es ist jetzt klar, daß der Feind eine hinhaltende Taktik anwendet, damit er Zeit gewinnt, um seine Kräfte umgruppieren und über den Dnjestr setzen zu können.

Das hat auch Raitscha begriffen, und deshalb macht er mir einen Vorschlag: „Diese Kerle wollen sich aus dem Staub machen. Wie wäre es, wenn ich sie mit meiner Gruppe ausheben würde?"

„Genehmigt, Raitscha!"

Schließlich könnte uns Raitscha ein paar Gefangene bringen. Das wäre nicht schlecht, weil der vom Baum gestürzte Sowjetarmist keine Auskunft mehr geben kann.

Bis zu den Haufen, die uns den Weg zum Dorf versperren, ist es nicht weit, aber das Zwischenfeld bietet überhaupt keine Deckung. Schätzungsweise haben wir kaum mehr als ein Dutzend Rotarmisten vor uns. Aber immerhin, die Kerle scheinen nicht im geringsten gewillt zu sein, sich überrumpeln zu lassen.

„In zehn Minuten geben wir dir Feuerschutz, Raitscha. Sieh was du machen kannst, aber sei vorsichtig!"

„Ich werde das Unglück nicht selber suchen, Herr Oberleutnant", antwortet Raitscha, der in seiner nicht ganz in Ordnung befindlichen Uniform sehr drollig aussieht, etwas aufrührerisch.

Wie abgemacht nehmen wir nach zehn Minuten die Feindstellung unter heftiges Feuer. Verblüfft und erschreckt höre ich, wie Pferde in gestrecktem Galopp unter wildem Gebrüll der Reiter in die Flanke des Feindes geführt werden. Raitscha hat die tollkühne Idee, mit zehn Mann eine Kavallerieattacke zu reiten.

„Feuer einstellen, Feuer einstellen!" schreie ich so laut, daß auch die Leute von Leutnant Barbu mich hören.

Es ist alles wie ein Blitzschlag im Gewitter. Was dort eigentlich passiert ist, kann ich nicht genau wissen, aber es steht fest, daß die Russen mit dem Säbel zur Flucht gezwungen worden sind, daß sie ihre Ausrüstung auf dem Platz zurücklassen müssen. Als die Gruppe zurückreitet, koche ich vor Wut.

„Hast du den Verstand verloren? Wer hat dir den Befehl gegeben, so etwas zu unternehmen, das zum Verlust aller Pferde führen konnte?"

Voller Schweiß, keuchend wie eine Lokomotive, sitzt Raitscha ab, versucht sein Hemd in die Hosen zu bringen, die noch tiefer nach unten gerutscht sind, schlägt die Sporen zusammen, schaut mir direkt in die Augen und gibt die Antwort:

„Sie haben mir befohlen zu sehen, was ich machen kann. Ich habe nachgesehen und festgestellt, daß ich nur das machen konnte, was ich gemacht habe. Sind wir denn keine Kalaraschen mehr, Herr Oberleutnant?"

Dann, sich in die Brust werfend: „Männer und Pferde, alle vollzählig. Keine Verluste, Herr Oberleutnant!"

Im Grunde hat er recht, denn was schließlich bei einem solchen Unternehmen zählt, ist, ob man Erfolg hat oder nicht. Raitscha hat uns den Weg freigemacht, das steht fest, aber für sein übermütiges Handeln möchte ich ihn trotzdem tadeln. Bakanu, der zwar zur Gruppe 1 gehört, aber als lMG-Schütze nicht an dem Angriff teilgenommen hat, will etwas sagen, doch Garbis, der sicherlich der älteste Kalarasch des Wechseldienstes vom ganzen Regiment ist, läßt ihn nicht zu Wort kommen und sagt:

„Schauen Sie, Herr Oberleutnant, als Sie uns die Geschichte von den polnischen Reitern bei Rakitna erzählten, die ihrem Regiment den Namen gaben, hat Raitscha die Gelegenheit benützt, um auch für uns einen zusätzlichen Namen als Erbe zu hinterlassen. Außerdem, warum soll Osica* außer seinen vielen Wirtshäusern nicht auch ein Denkmal auf dem Hauptplatz haben?

Die Kalaraschen lachen sich fast zu Tode, und ich muß mir auf die Lippen beißen, um nicht auch in Lachen auszubrechen. Garbis hat die rettende Lösung gebracht, und damit ist der Fall erledigt.

„Aufsitzen! Trab maaarsch!"

Jetzt bilden wir die Spitze. Nicht mit allzu großen Abstand folgt uns Barbu. Zwei Stunden lang wird die Stille nur vom rhythmischen Trab unserer Pferde unterbrochen, aber wir haben das Gefühl, daß jede Talmulde, jedes Gebüsch ein Geheimnis birgt.

Als wir Njedabautzi erreichen, versteckt sich der Mond hinter den Wolken. Abgesessen, Gewehr im Arm, einer hinter dem anderen die

* Mit Ausnahme von Bakanu stammen alle Männer der Gruppe Raitscha aus Osica, und fast alle sind mit ihm verwandt oder verschwägert. Als wohlhabender Bauer und Metzgermeister ist Raitscha auch Gemeinderat von Osica.

Hürdenzäune beiderseits der Straße entlang, ziehen wir in den Ort ein. In kurzem Abstand folgt uns die Pferdestaffel mit Wachtmeister Jacob.

Vorwärts! Wir durchstöbern der Reihe nach Höfe, Getreidespeicher und Häuser. Überall die gleiche schaudererregende Einsamkeit. Umsonst schauen einige auch in die Hühnerställe hinein; nirgends Federvieh zu finden . . . Obwohl keiner darüber spricht, spüre ich, daß jeder sich darüber den Kopf zerbricht: Weshalb diese geisterhafte Öde?

Weiter, in Richtung Ortsmitte. Im Hofe eines Anwesens herrscht großes Durcheinander, düster leuchten die verkohlten Überreste eines vom Brand verzehrten Lastkraftwagens. Wir treten auf halbverbrannte Papiere und Aktenbündel: „Königreich Rumänien, Munizipalität der Stadt Czernowitz."

Hinter einem Bretterzaun: drei Leichen. Es sind rumänische Bauern aus dem Buchenland, mit schwarzumsäumten weißen Joppen und weißen engen Bauernhosen. Mit dem Gesicht zur Erde und auf dem Rücken gefesselten Händen, tragen alle drei den charakteristischen Einschuß im Genick. Wer sind sie? Wer hat sie hierher gebracht? Eine Antwort auf diese Fragen zu finden, wird die Aufgabe anderer sein.

Inaintarea! Vorrücken! Die Ortschaft ist sehr ausgedehnt. Wir lassen Dorfstraßen und Ziehbrunnen hinter uns. Es ist nicht zu glauben: Keiner bleibt stehen, um Wasser zu trinken, wie es bei den Rumänen Gewohnheit ist. Unter den Stiefeln knackt ab und zu ein trockenes Reis, aber die rätselhafte und beklemmende Stille dauert an.

Piu! Piu! Piu! Von rechts wird aus einer Nebenstraße auf uns geschossen. „Hinlegen!" Wir werfen uns in den Straßengraben. Von uns schießt keiner, aber von hinten schießen die „Tzine-cals". Ihre Kugeln fliegen surrend über unsere Köpfe.

„Hört auf zu schießen, ihr Trottel", schreit Unteroffizier Datcu so laut, daß die ganze Ortschaft erzittert. In kurzen Sprüngen, sich dicht an den Zäunen haltend, bewegt sich die Gruppe Raitscha in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen sind. Die Schatten unserer Kameraden verschwinden in der Nacht. Nur mit dem Ohr können wir eine Zeitlang ihre Tritte verfolgen . . . Dann nichts mehr als tiefe Finsternis und Totenstille . . .

Die Schwadron ist ebenfalls stehengeblieben. So ist die Regel in solchen Fällen. Neben mir seufzt Mazilu vor Ungeduld. Die Zeit

scheint stillzustehen. Aber auf einmal durchbohrt ein heiducken-artiger greller Pfiff die Stille. Das ist unser eigener Signalcode. Man hört wieder Schritte, diesmal sind es mehr Menschen. Die Kameraden melden uns das Ergebnis ihrer Unternehmung: eine buntgemischte Gruppe von sowjetischen Soldaten und Zivilisten.

Sich den Schweiß mit einem ungewöhnlich großen Taschentuch von der Stirn wischend, erstattet Raitscha Meldung und stellt uns den mitgebrachten Haufen vor:

„Die Jungens sind brav aussehende Kerle, sie haben sich von denen, die auf uns geschossen haben und gleich danach in Richtung Chotin abgehauen sind, abgesetzt. Für die Zivilisten, finstere Erscheinungen, möchte ich allerdings meine Hand nicht ins Feuer legen. Sie sind suspekt, und das Weib ist wahrscheinlich ihr Chef."

Was Raitscha als „Jungens" präsentiert, sind harmlose Väterchen, Ukrainer aus der Gegend von Storozynetz, die auch gut Rumänisch sprechen. Erst vor einigen Wochen eingezogen, sind sie als „Füllsel" zu einer Einheit gesteckt worden, die in aller Hast in Czernowitz aufgestellt worden ist. Mit ihren kahlgeschorenen Köpfen, die Mützen wie Blätterkuchen aufgestülpt, mit dem verkehrt zugeknöpften Mantel und ihren viel zu kurzen schwarzen Wickelgamaschen sehen die armen Kerle übermäßig komisch aus.

Von den Zivilisten ist einer ein Hüne, dreißig Jahre alt, mit reichlichem dunkelbraunem, rechts gescheiteltem Haar. Aller Wahrscheinlichkeit nach ein Matrose. Der andere, klein, mager und schlank wie ein getrockneter Bückling, mit Spitzbart und steifem Kragen, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Trotzki, halb Buchhalter, halb Küster. Weder der eine noch der andere spricht Rumänisch.

Viel interessanter ist die Frau. Sie hat Würde in ihrer Haltung, intelligente Augen und ein mokantes Lächeln. Sie trägt einen blauen, sehr kurzen Rock, der die gutgeformten Waden hervorhebt, und Juchtenstiefel. Sie ist jung, schön und anziehend. Trotz dieser Feststellung muß ich sofort an die drei mit Genickschuß getöteten Bauern denken, die im aufgewühlten Hof mit gefesselten Händen und dem Gesicht nach unten liegen . . .

Ich spüre auch, was meine Leute, die alle Bauernsöhne sind, von mir jetzt erwarten, nämlich daß ich mit den beiden Zivilisten und mit dieser jungen schönen Frau kurzen Prozeß mache, Zahn um Zahn, so will es ihr Ordnungssinn.

Nein, das ist nicht meine Aufgabe, schießt es mir durch den Kopf.

„Ikonaru, nimm noch jemanden mit und bringe alle zur Schwadron!"

Der Obergefreite, der in Braila und in Bukarest Obst verkaufte, hat während seines Herumreisens auch gute Manieren gelernt. Er nimmt die Gefangenen in Empfang, und dann, das Schloß seines Karabiners streichelnd, macht er der Frau die galante Aufforderung: „Nach Ihnen, Gnädigste!"

Das bringt die Kalaraschen wieder zum Lachen und vertreibt ihre Rachegedanken.

Weiter, vorwärts! Die Straße steigt eine Biegung hinauf, läßt noch einige Häuser hinter sich und verläßt die Ortschaft an der Stelle, wo sechs Windmühlen stehen. Hier müssen wir haltmachen und auf weitere Befehle warten.

Nachdem wir eine halbe Stunde lang alle sechs Windmühlen durchgesucht haben, machen wir uns an die Arbeit, eine Stellung auszugraben. Todmüde, scheinen die Soldaten keine Lust zum Schaufeln zu haben. Auf der Seite liegend, wühlen sie nur ein wenig in der Erde. Glücklicherweise kommt ein erlösender Befehl. Die 3. Schwadron löst uns ab.

Kurz nach Mitternacht gehen wir zur Ruhe zu unserer Pferdestaffel. Gemäß einer Anweisung von „Oben" und aufgrund seiner Kenntnisse über den „Kampf in den Ortschaften und Wäldern" hat Wachtmeister Jacob sich ausgerechnet in einem Zuckerrübenfeld eingerichtet. Kein Stroh, kein Heu, nur Feldraine und Schlamm . . . Wie gewöhnlich sucht jeder sein Pferd, das auch sein Hab und Gut mit sich führt.

Dac nimmt zur Begrüßung die Schnauze aus dem Futtersack und nickt mit dem Kopf. Ich lege mich neben ihn. Aus der Ferne, von Norden, hört man Geschützdonner. Dac knabbert zufrieden und pustet mir seinen warmen Atem vor die Brust. Vom Himmel fallen Regentropfen, die wie Tränen mein Gesicht herabfließen . . .

„Herr Oberleutnant, wünschen Sie einen Kaffee", fragt mich Garbis, mir ein Kochgeschirr mit duftendem, heißem Kaffee vor die Nase haltend, nachdem er mich heftig gerüttelt hat.

Aufgewacht, blicke ich umher, um festzustellen, wo ich mich befinde. Wie war es ihm möglich, in diesem Zuckerrübenfeld Kaffee zu kochen? Dieser Teufelskerl war sicherlich im Dorf, wo er seiner Gewohnheit gemäß alles Notwendige organisiert hat. Jedoch eine ausgezeichnete Idee ...

Ich trinke genießerisch Schluck für Schluck und sehe mir diesen fabelhaften Kerl an, der mit allen Wassern gewaschen ist und für den ich mich beim Rittmeister zweimal verwenden mußte, um ihn vom Oberreiter zum Obergefreiten zu befördern, damit er als Ältester von allen besser dasteht.

Aus einer seit mehreren Generationen in Corabia ansässigen armenischen Familie stammend, besuchte Garbis fünf Jahre lang das dortige Gymnasium, das sechste Jahr war ihm schon zu viel. Gleich nach den Weihnachtsferien ist er von zu Hause durchgebrannt, um sich auf einem Passagierschiff als Steward anheuern zu lassen. Seitdem wechselte er nicht nur die Schiffe, sondern auch die Berufe wie andere ihre Hemden: Zirkusdiener, Statist beim Operettentheater, Kellner in vornehmen Restaurants, Nachtportier, Rausschmeißer im Nachtlokal und Steptänzer beim Tingeltangel.

Sein großer geschmeidiger Körper ist für den Tanz wie geschaffen. Die kleinste Musiknote erfüllt seine kleinen asiatischen Augen, die außerordentlich beweglich in einem Gesicht mit ausgeprägten Backenknochen sitzen, mit Leben; seine langen Beine zucken wider seinen Willen. Dem Militärdienst hat er sich entzogen — aber bei der ersten Mobilmachung 1939 ist er von selbst zum Militärgericht gegangen und hat erklärt, „das Versäumnis" jetzt wieder gutzumachen.

Statt einer Strafeinheit zugeteilt zu werden, brachte er das Kunststück fertig, trotz seines Alters als Kalarasch des Wechseldienstes akzeptiert zu werden. Wie der Rittmeister geringschätzig behauptet, hat er sich das notwendige Geld für den Kauf des Pferdes durch Mogeleien beim Karten- und Würfelspiel beschafft. Die Männer des Zuges sprechen ihn mit „Nene", das heißt Onkel, an, nur der Unteroffizier Datcu, der auch aus Corabia stammt, nennt ihn „Herr Garbis".

Im Sattel sitzt er ganz gut und reitet nach der Art von Gary Cooper, oder besser gesagt, man hat den Eindruck, daß seine Füße ständig den Boden streifen wollen. Sein Pferd, eine fuchsrote Stute, die „Donau" heißt, könnte man auf den ersten Blick für eine Schindmähre halten, die den Sprung über das kleinste Hindernis verweigert und den Reiter mit einem Satz abwirft. Unter einem anderen Reiter wäre „Donau" vielleicht eine Schindmähre, aber nicht unter Garbis. Diese renitente Stute, sehr nervös, störrisch, ungelehrig und sogar boshaft, gehorcht ihrem Herrn aber ohne Zögern. Die beiden „Ungehorsamen" scheinen einen Vertrag miteinander abgeschlossen zu haben und passen wunderbar zusammen.

„Besten Dank, Garbis, für den Kaffee!"

Aus Mazilu, dem zweiten Melder meines Zugtrupps, der aus Deveselu bei Caracal stammt, wollten die Eltern einen Priester machen. Das paßte ihm aber nicht, und er meldete sich freiwillig beim Kalaraschenregiment 2. Erst bei Kriegsausbruch ist er 18 Jahre alt geworden. Soldat vom Scheitel bis zur Sohle (ein echter Kalarasch), möchte er gerne so schnell wie möglich Unteroffizier werden.

Einstweilen ist er sehr glücklich, daß ich ihn meinen Feldstecher tragen lasse. Immer mit Farbstift und Papier versorgt, wird er deshalb allgemein „Chef des Stabes" genannt. Weil er die Verbindung mit der Schwadron sichert, erzählt er mir immer, was er dort von den Meldern gehört hat, die vom Regiment kommen. Auch heute ist er über die Lage informiert. Schlechte Nachrichten bringt er uns: kaum einen Kilometer weit von hier ist die 3. Schwadron auf starken sowjetischen Widerstand gestoßen, von unserer Brigade ist bis jetzt nur eine einzige Artilleriebatterie über den Pruth gekommen. An der linken Flanke unserer Aufgliederung konnte die Verbindung mit den Gebirgsjägern nicht aufgenommen werden, mit der rechten Flanke hängen wir in der Luft . . . Das sind schöne Aussichten.

Das Gedröhn, das in diesem Augenblick aus unmittelbarer Nähe östlich von uns kommt, stammt von den Granatwerfern des Roschiori-Regiments 4, dessen Soldaten auf diese Weise den Sonnenaufgang begrüßen wollen ...

Jetzt kommt auch Varzaru zu mir, mein dritter Melder, der von Beruf Schafhirte ist und infolgedessen auch Flötenspieler. Er gehörte dem Trompeterkorps des Regiments an, und als er uns zugeteilt wurde, brachte er auch seine Trompete mit, die er stets im Schultergehänge am Rücken trägt, so wie es im 19. Jahrhundert Brauch war:

„Herr Oberleutnant, zum Herrn Oberst!“

Ahnungsvoll gebe ich den Befehl zum Fertigmachen und in Bereitschaft zu bleiben; dann sitze ich auf und trabe zum Oberst, der seinen Gefechtsstand in einer Kalkgrube nicht weit von den Windmühlen, die wir gestern nacht durchsucht haben, eingerichtet hat.

„Väterchen“, der sich eine sowjetische Trommel-Maschinenpistole um den Hals gehängt hat, kommt mir lächelnd entgegen, fordert mich auf, die Karte aufzuschlagen, und dann sagt er in seiner malerischen, moldauischen Mundart, mit dem Zeigefinger auf der Karte spazierenfahrend, zu mir:

„Schau, mein Lieber, Iwan hat Nae* hier, auf diesem Hügelchen, zum Stehen gebracht. Der arme Nae wurde schwer verwundet, und Leutnant Firulescu, der das Kommando übernommen hat, plagt sich, um weiterzukommen, aber es gelingt ihm nicht, weil er nur noch wenig Leute hat. Die Schwadron hat Tote und Verwundete, zu viele Tote, zu viele Verwundete. Wir verlieren viel zu viel Zeit, mein Lieber. Laß deinen Zug aufsitzen und manövriere diese bolschewistischen Lumpen aus. In Deckung südlich der Kote 287 schleichst du dich bis zum südlichen Rand des Akazienwäldchens westlich von Capilauca, wo du deine Leute absitzen läßt und diese Lumpen mit Feuer eindeckst. Dann aufsitzen und in starkem Trab in Richtung Hauptstraße. Bei diesem Brunnen, schau, genau hier, wo die Karte gefaltet ist, bleibst du stehen und wartest auf mich. Klar?!“

„Klar, Herr Oberst, verstanden!“

Gewiß, „Väterchen“ ist ein wunderbarer Mensch, überhaupt nicht streng und steif, immer freundlich, sehr mutig, ein Vorgesetzter, den jeder liebt und schätzt, aber ich habe den Eindruck, daß er mir diesmal ein Husarenstück befohlen hat. Vielleicht wird er bis zum Jüngsten Gericht bei dem Brunnen auf uns warten …

„Aufsitzen!“

Der Zug überquert das Gelände über Stock und Stein; es geht bergauf, bergab, einmal durch Gebüsch, dann durch morastiges Brachfeld. Nach Möglichkeit versuchen die Reiter, den normalen Abstand einzuhalten, aber der Zug hat sich viel zu sehr auseinandergezogen. Mit der Hand gebe ich den Befehl: Halt und zusammenschließen. Dann, den Karabiner am Sattelknopf und den Finger am Abzug, stoßen wir in klassischer Formation, die Gruppen in

* Rittmeister Nicolae Fortunescu, damals Chef der 3. Schwadron, der später als Versehrter zum Mitarbeiterstab von Marschall Antonescu gehörte.

einer Reihe und die Reiter jeder Gruppe einer hinter dem anderen, ins offene Feld. So wollte es der Oberst haben.

Zwei Maschinengewehre wären genug, um uns alle innerhalb einer halben Minute niederzumähen. Eiskalte Schweißtropfen bedecken meine Stirn, mein Gaumen ist trocken, und ich erwarte jede Sekunde, daß es aus dem Maisfeld, das vor uns liegt, knallt. Tatsächlich bewegen sich mehrere Spitzen der Maispflanzen, wie vom Wind berührt. Aber es ist kein Wind!

Höchst erstaunt, daß wir in einem solchen Paraderitt in ihre Flanke einfallen, fangen einzelne Russen, vielleicht zehn an der Zahl, zu laufen an, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern. Was sollen wir jetzt machen? Absitzen und in Schützenrudeln das Gelände mit Feuer säubern?

Nein, in noch stärkerem Trab geht unser Ritt weiter …

Andere Rote springen aus einem Zuckerrübenfeld und aus der Luzerne heraus und laufen in das Maisfeld hinein. Keiner von ihnen schießt, weil viele bereits die Waffe weggeworfen haben. Einige heben die Hände hoch. Es ist kaum vorstellbar, daß es sich um dieselben Russen handelt, die der 3. Schwadron so viel zu schaffen gemacht haben.

Wir sind jetzt an der Hauptstraße, bei dem vom Oberst angegebenen Brunnen. Varzaru bekreuzigt sich dreimal und sagt: „Es muß jemand unter uns sein, der dem lieben Gott gefällt!“

„Absitzen!“

Diesmal wird Dac von Varzaru in Empfang genommen, der bei der Pferdestaffel bleibt, die gleich in den Maisfeldern verschwindet. Wir warten auf den Oberst und bleiben auf beiden Seiten der Straße in Bereitschaft.

Mit einem dreiachsigen Tatra-Geländewagen, strahlend vor Zufriedenheit, kommt unser „Väterchen“ in Begleitung des deutschen Majors Allert, der genauso zufrieden zu sein scheint, endlich angefahren.

Der Oberst, der die erbeutete sowjetische Maschinenpistole wahrscheinlich im Wagen liegen hat und eine Reitpeitsche in der Hand hält, spricht uns allen mit lauter Stimme seinen Dank aus:

„Bravo, meine Jungs. Ihr habt es gut gemacht, ihr habt es sehr gut gemacht!“

Dann zu mir, mit der Reitpeitsche in Richtung des Waldes von Rucsin zeigend, der etwa zwei Kilometer westlich von uns liegt:

„Eine sehr schwere Aufgabe für die Gebirgsjäger, die den Wald durchqueren müssen, um nördlich von Chotin an den Dnjestr zu gelangen. Wir werden südlich der Stadt den Strom erreichen. Wir werden es leicht schaffen ...“

Ob das so leicht sein wird, wie „Väterchen“ meint, bleibt abzuwarten.

Auf die Ankunft unserer Schwadron wartend, schaue ich in Richtung Njedebautzi zurück. So weit der Blick reicht, strömen Soldaten herbei, Fußpfade durch die Getreidefelder tretend. In Schützenkette kommt das ganze Regiment.

Wir gliedern uns neu auf. Rechts von der Straße rückt nur unsere Schwadron vor, gestützt auf meinen Zug, der die Mitte hält. Zwischen mir und Barbu hat sich die sMG-Gruppe des Unteroffiziers Galan eingegliedert. Etwa fünfzig Meter hinter mir befindet sich Rittmeister Emil Constantinescu mit dem Schwadronstrupp.

Die Sonne, die eine Zeitlang hinter den Wolken verschwunden ist, brennt auf uns nieder. Garbis, der sich in meiner Nähe bewegt, will mir zeigen, daß er mit den Feldzügen Napoleons vertraut ist: „Die Sonne, Herr Oberleutnant, wie bei Austerlitz . . .“

Inaintarea! Vorwärts!

In ruhigem Schritt und auf den vorschriftsmäßigen Abstand achtend, rücken wir über ein Brachfeld vor. Zunächst kann ich nur bis zur rechten Flanke des ersten Zuges sehen, der mit zwei Gruppen in der ersten und mit einer Gruppe in der zweiten Linie vorrückt. Ich sehe, wie Leutnant Barbu seinen Regenmantel auszieht und einem Soldaten übergibt.

Hinter uns ist der Schwadronstrupp etwas zurückgeblieben. Man hört ganz deutlich, wie der Unterwachtmeister Lupu feststellen will, ob die Verbindung funktioniert: „Hallo Dunarea, hier ist Oltul, hörst du mich?“

„Dunarea“ ist der Tarnname der ersten Abteilung des Regiments, und „Oltul“ ist unsere Schwadron. Inzwischen beträgt der Abstand zwischen uns und dem Schwadronstrupp einhundert Meter, aber Lupu fängt wieder an: „Hörst du mich, hörst du mich?“ — Selbstverständlich hört er dich, auch ohne Telefon.

Zu meiner Linken treibt Raitscha die Leute seiner Sippe aus Osica an: „Nicht stehenbleiben, ihr Esel. Weiterkutschieren . . . Ich werde euch schon Beine machen!“

Ich zünde mir eine Zigarette an und lasse die Flamme des Feuerzeuges ein wenig länger brennen. Meine Mutter hat mir dieses Feuerzeug per Post geschickt, als ich ihr geschrieben hatte, daß ich Raucher geworden bin. Was geschieht jetzt zu Hause? Wie geht es meiner Mutter? Wo ist mein Bruder Marcel, sicher bei der Armee, aber wo? Und dann, wie in einem Kurzfilm, durchziehen rückblickende Bilder meine Gedanken. Ich sehe mich in der Uniform des Militärgymnasiums von Manastirea Dealu, auf der Promenade in Kronstadt, als Student in Bukarest an der Spitze von nationalistischen Demonstrationen marschierend, ich sehe die Mädchen, mit denen ich vor Jahren so oft und so gerne getanzt habe oder spazierengegangen bin, am Baneasa-See oder in Snagov, und wieder sehe ich mich als Kämpfer einer Bewegung, die eine Bewegung der ganzen rumänischen Jugend war.

Warum durchwühlen alle diese Erinnerungen jetzt auf einmal meine Seele? Ist diese frühe Abrechnung mit dem Erlebten nicht eine Ankündigung für das frühe Ende, das bald kommen wird, in einem dieser vielen Mais- oder Zuckerrübenfelder?

In entfalteter Formation stoßen wir jetzt in ein Maisfeld hinein. Außer dem Obergefreiten Ene aus Brancoveni, einem ausgezeichneten Reiter und lMG-Schützen, der mir eine Bahn durch die Maisstauden bricht, und außer Mazilu, der meinen Feldstecher trägt, sehe ich keinen von unseren Leuten mehr. Die Maisstengel sind fast drei Meter groß. Ich taste mit der Hand die drei „Kiser“-Handgranaten* ab, die an meinem Koppel hängen . . . Links und rechts von mir bahnen sich die vorrückenden Soldaten ihren Weg raschelnd durch den Mais.

Kaum aus dem Blätterwald heraus, habe ich beim Überqueren eines Zuckerrübenfeldes Gelegenheit, den ganzen Zug zu übersehen und festzustellen, daß sich jeder an seinem richtigen Platz befindet. Ein weiteres Maisfeld steht vor uns. Keine Sicht mehr, dasselbe Rascheln. Einer ruft: „Rusanescu, zum Teufel nochmal, wo steckst du?“ Statt des Betreffenden antwortet ein anderer: „Er verrichtet seine Notdurft.“

Jetzt sind wir an einem aufsteigenden Stoppelfeld angelangt. Der Weizen ist zwar gemäht worden, aber noch nicht zu Garben gebunden. Jenseits des Stoppelfeldes wieder ein Maisfeld. Der Abstand bis dorthin beträgt jedoch 150 Meter, wenn nicht mehr . . .

Wir verlangsamen instinktiv beim Aufstieg das Tempo. Wir gehen über den Teppich des gemähten Weizens. An meiner Rechten

* Zylindrische, schwarzgefärbte Handgranate rumänischer Konstruktion, für den Angriff sehr geeignet.

rücken auch die sMG-Schützen der Gruppe Galan vor, ihre schwere Ausrüstung mit ihren beweglichen Teilen und die dazugehörige Munition tragend. Die beiden anderen Züge schließen sich unseren Flanken an. Der 4. Zug der Schwadron ist diesmal nicht bei uns, weil das Regiment für ihn eine andere Verwendung hat. Jetzt erscheint auch der Schwadronstrupp mit dem Rittmeister, so daß die gesamte 2. Schwadron des Kalaraschenregiments 2 auf demselben Stoppelfeld in Angriffsformation vorrückt.

„Etwas langsamer, nicht so schnell!" schreit der Rittmeister von hinten.

Piu! Piu! Piu! Piu-piu-piu! Ohne Befehl legt sich jeder hin. Das ist kein Einzelfeuer mehr, sondern ein gut liegendes frontales Schießen aus automatischen Waffen. Es saust und heult wie ein Orkan!

Ich möchte mich eingraben, doch ich habe keinen Spaten. Verdammt, warum habe ich keinen Spaten? Ich möchte die Erde mit meinen Fingern aufscharren, um mich nur ein wenig zu schützen. Ach Gott, es geht nicht, es geht nicht . . . Piu-piu-piu! . . . Wiisch! Wischsch! Ich habe das Gefühl, daß jede Kugel, die den gemähten Weizen streift, für mich bestimmt ist. Mit meinen ausgedörrten Lippen die Erde berührend, ziehe ich den Stahlhelm über mein Gesicht, so daß ich nichts mehr sehen kann, und versuche, meine Beine noch mehr auseinanderzustrecken.

Piu-piu-piu . . . Wiischsch! Wiischsch! Ich zittere, und in meinem Darm wühlt der Schmerz. Es ist nicht zu leugnen, ich habe Angst. Aber ich muß meinen Selbsterhaltungstrieb beherrschen lernen, von meiner Angst vor dem Tode darf niemand etwas merken, denn ich bin Offizier . . .

Tak-tak-tak! Es sind unsere schweren Maschinengewehre. Außer von der Gruppe Galan rattert jetzt auch ein lMG vom ersten Zug. Das Feuer des Feindes hat ziemlich nachgelassen. Ein Grund für Garbis, sich zu Wort zu melden:

„Hört mal, ihr Brüderchen. Wer von euch kann mir einen Fünfhunderterschein in Kleingeld wechseln?"

Danke Garbis! Ich sammle alle meine Kräfte, stehe auf, und mich an die Gruppe Datcu wendend, schreie ich so laut ich kann:

„Gruppenweise, Sprung nach vorn!"

Die Männer der Gruppe 2 wie auch Garbis und Mazilu springen auf, nur der Oberreiter Take Ilie aus Izbiceni kann nicht mehr aufstehen. Mit einem Loch über den Augenbrauen, vom Tode gezeichnet, bleibt er für immer liegen.

Ich laufe einige dutzend Meter, bleibe dann stehen, nehme eine Handgranate in die Hand, ziehe sie ab und werfe sie ziellos ins Maisfeld. Ich lege mich hin. Dieser ersten krachenden Explosion folgen weitere, da inzwischen auch andere Handgranaten in das Maisfeld geschleudert werden.

„Sprung auf, nach vorn!"

Dem Befehl folgend, ist der ganze Zug aufgestanden. Von unserer Seite schießen jetzt die beiden sMG und der Zug Barbu aus allen Rohren. Ohne anzuhalten, erreichen wir im Laufschritt das Maisfeld. An seinem Rande liegt zwischen zwei riesigen Kürbissen ein toter Russe. Neben ihm ein Infanteriegewehr mit zehn Schuß Munition. Hülsen auf Schritt und Tritt. Dann ein zweiter toter Russe.

Allem Anschein nach sind die Brüder abgehauen. In unserem Abschnitt sind keine Schüsse mehr zu hören. Dagegen scheint der Kampf weiter links, über der Hauptstraße, einen Höhepunkt erreicht zu haben, und die Stellungen unserer 3. und 4. Schwadron liegen unter schwerem Artilleriefeuer, was Mazilu veranlaßt, voller Mitleid zu sagen: „Die armen Teleormaner!*"

Unser Vorrücken ins Maisfeld wird fortgesetzt. Hier ein sowjetischer Stahlhelm, dort ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett, das wie ein Bratspieß aussieht, Verbandspäckchen, ein Mantel. Wir lassen das Maisfeld hinter uns und stehen jetzt vor einer großen Weide.

Die Sowjets sind spurlos verschwunden!

Keuchend vom ständigen Hin- und Herlaufen, teilt uns der Obergefreite Tufis vom Schwadronstrupp mit, daß wir stehenbleiben sollen. Warum stehenbleiben, ausgerechnet jetzt, da wir keine Feindberührung mehr haben und es bis zum Dnjestr weniger als drei Kilometer sind? Der Befehl soll von der Brigade kommen, wie Tufis mir versichert.

Ohne dazu angespornt zu werden, schaufeln und graben die Soldaten aus Leibeskräften. Mazilu, der eine Weile im Maisfeld gestöbert hat, bringt mir einen sowjetischen Feldspaten, der dem deutschen Feldspaten getreulich nachgebildet worden ist. Der junge Bursche hat sich mehrere sowjetische Stielhandgranaten in das Koppel gesteckt, die auch genauso aussehen wie die deutschen.

* Die Kalaraschen beider Schwadronen stammen aus dem Distrikt Teleorman, die übrigen Schwadronen des Regiments aus dem Distrikt Romanatzi, dessen Hauptstadt Caracal ist.

Es wird weiter geschaufelt, ohne daß uns jemand oder irgend etwas bei dieser Arbeit stört. Einige hundert Meter weiter in nordöstlicher Richtung profilieren sich am Horizont das kegelförmige Dach eines Hauses, mehrere alte Nußbäume und ein Brunnenschwengel. Zu meiner Linken ist das Gelände so gestaltet, daß ich nur bis zur Flanke des 3. Zuges sehen kann, der ohne Offizier geblieben ist und der jetzt auch unter meinem Kommando steht. Weiter links und nach hinten zu, dort wo die Höhen von Wald bedeckt sind, ist ein heftiges Gefecht im Gange. Es donnert und blitzt. Rote und weiße Leuchtkugeln werden in kleinen Abständen abgeschossen. Dort greifen unsere Gebirgsjäger an.

Ich habe die Karte auf dem Grasboden auseinandergefaltet und betrachte die Landschaft, um festzustellen, wo wir uns befinden. Also nicht weit entfernt von der Stelle, die den Namen *„La Patru Kartschumi"*, das heißt „Zu den vier Wirtshäusern", trägt. Es ist ein historischer Ort, weil hier vor fast fünfhundert Jahren — als Chotin ein wichtiger Handelsplatz war — zuerst zwischen Litauen und dann zwischen Polen einerseits und der Moldau andererseits tatsächlich vier Wirtshäuser standen, die auch die tatarischen Einfälle und die türkische Besetzung überstanden.

Von den vier Wirtshäusern ist außer dem Namen nichts geblieben. Aber vielleicht wird dieser Name in der Geschichte unseres Regiments und dieses Feldzuges einen Platz beanspruchen. Allerdings wird es merkwürdig klingen, wenn der eine oder andere unserer Namen durch die Erklärung „gefallen bei den vier Wirtshäusern" ergänzt wird. Aber schließlich kommt es immer auf den Menschen selbst an ...

Einen Blick auf Garbis werfend, sehe ich, wie er in seinem meisterhaft geschaufelten Deckungsloch mit offenen Augen vor sich hinträumt. Ich sehe ihn an und denke noch einmal an alles, was mir der Rittmeister sagte, als ich ihn bat, Garbis zum Obergefreiten zu befördern:

„Was? Sie verlangen von mir, daß ich aus diesem Zirkusmann, Tingeltangeltänzer, Abenteurer und Mogler einen Obergefreiten mache? Ihnen zuliebe tue ich das, aber dazu möchte ich Ihnen sagen, daß beim Regiment ein Karteizettel vom Sicherheitsdienst aus Corabia vorliegt, in dem Ihr Günstling als ‚gefährlich' bezeichnet wird."

Und eben das möchte ich jetzt wissen, weshalb man ihn als gefährlich angekreidet hat:

„Garbis, komm bitte zu mir."

Er springt aus seinem Loch, schüttelt Erdklumpen von seiner Hose, kommt zu mir und klirrt die Sporen gewaltig zusammen:

„Zu Befehl!"

„Setz dich! Eine Zigarette?"

„Die Sorte ‚Regale-RMS' habe ich immer geraucht, als ich bei ‚Matei Caciula' in Galatzi war." Daß er auch bei „Matei Caciula", der berühmtesten Gaststätte in der Moldau gewesen ist, habe ich noch nicht gewußt.

Ohne ihn erkennen zu lassen, daß ich besonderes Interesse daran habe, stelle ich die Frage, ob er jemanden vom Staatssicherheitsdienst aus Corabia kennt. Ohne Zaudern antwortet er mir:

„Genau kenne ich nur einen einzigen, der im Hafen seinen Dienst versah, als ich gelegentlich Getreidevermittler (Das auch noch!) war. Ein pfiffiger Kerl, der beim Tricktrack mogeln wollte. Ich habe ihm mit dem Tricktrackbrett auf den Kopf geklopft und ihm eine geschmiert ... Er hat sich gerächt ... Achtung! Hinlegen, Herr Oberleutnant!", und damit stößt er mich in den Graben und deckt mich mit seinem ganzen knochigen Körper.

Wiisch! Zdubb! ... Ein Hagel von Erdklumpen fällt auf uns herab. Und wieder. Wiischsch! Zdubb! Diesmal viel weiter, jenseits des Maisfeldes. Nur zweimal in unserer Nähe, aber Granaten schweren Kalibers ...

Für einige Minuten wird das Feuer der sowjetischen Artillerie in Richtung Njedebautzi vorverlegt. Geduckt und manchmal auf allen Vieren kommt ein Artilleriehauptmann zu uns, der von einem Fähnrich begleitet wird. Ihnen folgen andere Artilleristen, die bemüht sind, eine Drahtverbindung zu verlegen.

Der Hauptmann ist der Batteriechef und will seine Beobachtungsstelle auf der Linie unserer Stellung einrichten. Seine Haubitzen hat er, weil es sich um eine Gebirgshaubitzen-Batterie handelt, ein paar hundert Meter hinter uns schon installiert. Er ist ein sympathischer, gesprächiger Moldauer, der sich, wie es bei der Artillerie Mode zu sein scheint, einen Bart wachsen läßt.

Der Hauptmann teilt mir mit, daß wir von mehreren Batterien Unterstützung erhalten werden, wenn wir in einer halben Stunde im Rahmen eines umfassenden Angriffs erneut vorstoßen.

Auch Rittmeister Constantinescu kommt zusammen mit dem Schwadronstrupp zu uns, dessen Führer, Unterwachtmeister Lupu, immer besorgt ist, die Verbindung zu gewährleisten.

Jetzt wissen wir es genau. Wir werden in Richtung Osten angreifen und erst am Dnjestr wieder haltmachen, etwas südlich der Stadt Chotin und in der Nähe der Zitadelle. Die Schwadron wird, ihre rechte Flanke nach hinten gebogen, vorrücken. Die sMG-Gruppe behält ihren jetzigen Platz, wird jedoch zu ihrer Rechten nur noch eine einzige Gruppe vom Zug Barbu haben.

Es sieht aus, als ob wir erst jetzt zum ersten richtigen Angriff kommen werden ...

AUF HISTORISCHEM BODEN

Der Rittmeister macht die Zigarette aus, schaut auf die Armbanduhr, wendet sich zu mir und sagt mit sanfter Stimme: „Schießen Sie los!"

Das Kommando zum Vorrücken gebe ich mit dem Spaten, den ich jetzt in der Hand halte, und mit dem Spaten zeige ich auch die Angriffsrichtung an. Nun rückt Bakanu in meine Nähe vor, und das gibt mehr Mut und mehr Sicherheitsgefühl. Er ist der beste lMG-Schütze der ganzen Brigade. Zu meiner Rechten, in etwa fünfzig Meter Entfernung, sehe ich den Obergefreiten Gutza, wie er einem sMG-Schützen hilft, mit seiner schweren Last weiterzukommen, da dieser anscheinend erschöpft ist.

Je weiter wir kommen, um so ausgedehnter wird der Blick über die Hauptstraße auf unsere linke Flanke. Man sieht ganz deutlich, wie Schützenketten aus den Maisfeldern heraustreten und wie ein Pakgeschütz nach vorne geschoben wird. Im Wald von Rucsin verbeißen sich die Gebirgsjäger weiter in den Feind. In nordöstlicher Richtung treten die ersten Häuser von Chotin in Erscheinung; in der Stadt selbst steigen dicke Rauchwolken von in Brand gesetztem Brennstoff zum Himmel.

Unerwartet und ohne sich wie gewöhnlich durch ihr Rauschen anzukündigen, explodieren vier Artilleriegranaten vor uns, dann pfeifen weitere vier über unsere Köpfe und schlagen hinter uns ein. Das sieht wie Sperrfeuer aus.

„*Culcat!*" (Hinlegen.)

Dicht an den Erdboden gepreßt, fange ich an, mit dem Spaten ein Loch zu graben. Hastig tut Bakanu dasselbe, während Mazilu seinen Kopf in einen Maulwurfshügel gesteckt hat. Das Gruppenfeuer dauert an und wird auf uns zurückgelegt. Von rechts, von der sMG-Gruppe, höre ich den Obergefreiten Gutza schreien:

„Achtung, meine Lieben! Eine ganz dicke Wildsau kommt auf uns zu ..."

Eine Zehntelsekunde darauf prasselt es, als ob ein ganzer Waggon mit Sprengstoff, Eisen und Steinblöcken aus der Höhe über unseren Köpfen ausgekippt würde. Die Erde bebt. Ich habe das Gefühl, daß mich jemand an den Schultern faßt und gewaltig durchschüttelt. Ich spüre Erde im Mund und in meinen Ohren. Schwarzer Rauch und durchdringender Schwefelgestank ...

„Sind Sie verwundet, Herr Oberleutnant?" fragt mich Bakanu, der von Erdklumpen bedeckt ist.

„Nein, ich bin nicht verwundet, aber was ist mit Mazilu? Melde dich Mazilu!" Aber meine Stimme ist kaum hörbar, da sich in meinem Mund Erde befindet.

Ermutigt durch die Tatsache, daß die sowjetische Artillerie plötzlich ihr Feuer mehrere hundert Meter hinter uns verlegt hat, bin ich mit einem Sprung bei Mazilu. Bakanu folgt mir. Begraben unter Erdschollen, sieht man von Mazilu nur noch den Stahlhelm und einen Stiefel mit Sporen.

So rasch wie wir nur können, teils mit Spaten, teils mit bloßer Hand, graben wir ihn aus. Keine Spur einer Verwundung, aber er bewegt sich nicht und liegt wie ein schlafender Engel vor uns. Durch den Luftdruck ist er ohnmächtig geworden. Als ehemaliger Seemann und Donauschwimmer aber weiß Garbis, der dazugekommen ist, wie man einen Ohnmächtigen wieder zu sich bringt.

Weiter rechts ist von der Bedienungsmannschaft des schweren Maschinengewehrs nichts weiter geblieben als ein großer Granattrichter. Gutza hatte recht, als er uns das Kommen „einer ganz dicken Wildsau" verkündete. Sie hat alles, was sie in ihrem Bauch getragen hat, bei uns abgeworfen, genau an der Stelle, wo die fünf sMG-Schützen standen ...

Ich weiß nicht, ob ich richtig sehe oder nur zu sehen glaube, aber dort im Gras liegt ein Abzugshahn, und an dem Abzugshahn kleben menschliche Finger. Ich kann nur wie durch einen Schleier sehen und nicht feststellen, ob es wirklich Finger sind. Menschliche Kör-

perteile, an denen mit Blut befleckte Uniformfetzen hängen, sind überall verstreut. Ich drehe mich im Kreise und will die Realität dieses Greuels nicht hinnehmen.

Auch den Obergefreiten Gutza sehe ich vor mir auf den Knien liegend, den linken Arm im rechten Winkel erstarrt. Er wäre in Ordnung, wenn ihm nicht etwas fehlte. Etwas? — Er hat keinen Kopf mehr.

Ein Granatsplitter hat ihn zugerichtet, als ob er von einem Beil enthauptet wurde. Erstaunlicherweise ist der Kragen seines Waffenrocks kaum von kleinsten Blutstropfen befleckt.

„Man müßte ihn ausstrecken, lang hinlegen", meint Bakanu.

Man müßte, aber keiner wagt es. Auf den Knien, mit aufrechtem Rumpf und mit dem abgewinkelten Arm sieht er aus, als ob er auch ohne Kopf noch lebendig sei und niemandem erlaube, ihn anzutasten.

Wir haben auch seinen Kopf gefunden, mit dem vom Kinnband festgehaltenen Stahlhelm bedeckt. Er liegt mitten auf einem Patronengurt mit weitgeöffneten Augen, die auf das Nichts gerichtet zu sein scheinen.

Ich frage mich, wer von uns die Überwindung und gleichzeitig den Mut haben wird, dem Kopf die Augen für die ewige Finsternis zu schließen. Was mich betrifft, so glaube ich, daß die weitgeöffneten Augen des Obergefreiten Gutza ein verzweifelter Versuch sind, sich noch ein wenig an das Licht des Tages zu klammern . . .

Wenn du Mensch so etwas siehst, schauderst du bei dem Gedanken, daß du in Wirklichkeit sehr klein bist, eine Ameise, ein winziger Regenwurm, ein Nichts . . . Du stellst dir selber Fragen, die ohne Antwort bleiben, weil du das Gefühl hast, daß dein Geist dich verlassen hat und von dir nur die Kreatur geblieben ist . . .

Der Feind läßt uns keine Ruhe und schießt erneut mit seiner ganzen Batterie. Zu unserem Glück fallen die Einschläge nicht mehr so gruppiert, sondern streuen in der Breite und in der Länge.

Schnell wie der Wind laufen, springen wir von Granattrichter zu Granattrichter, schürfen uns Knie und Hände auf und zerreißen Knöpfe und Hosen. Aber wir laufen ständig nach vorne im Bewußtsein, daß — je weiter wir nach vorne kommen — um so weniger die Gefahr für uns besteht, von Artilleriegranaten in Stücke gerissen zu werden. So bin ich in ein Loch gesprungen, in welches kurz vor mir Garbis gesprungen ist:

„Sa traitz, Don Locotenent!" (Lang sollen Sie leben, Herr Oberleutnant.) Jetzt möchte ich den Mann vom Sicherheitsdienst aus Corabia gerne hier sehen, wie er wie ein tollwütiger Bock von Loch zu Loch springt. Übrigens habe ich den Eindruck, daß den Bolschewiken die Munition ausgeht. Sie werden bald aufhören, uns abzuräumen.

So geschieht es auch! Die Einschläge werden immer seltener, nur ab und zu platzt eine Granate.

„Es ist Zeit, Garbis, Luft zu schöpfen!"

„Ein Kaffee wäre auch nicht schlecht", versetzt Garbis, indem er mir beim Klettern hilft.

„Vorrücken!"

Fügsam kommen die Soldaten aus den Löchern heraus, jeder versucht, seinen Platz wiederzufinden. Erst jetzt sehe ich, wie die Züge sich vermischt haben und wie viele in ihnen fehlen. Die sMG-Gruppe des Unteroffiziers Galan zählt noch drei Männer, fünf wurden getötet und drei verwundet. Ich sehe auch den Leutnant Barbu, gefolgt von einem Soldaten, der seinen Regenmantel trägt. Was aber nirgends zu sehen ist, ist der Schwadronstrupp mit dem Rittmeister . . .

In meiner Umgebung rückt jeder schweigsam vor, mit traurigem Blick, was zu verstehen ist, wenn man bedenkt, daß so viele in der Schwadron untereinander verwandt sind.

Aber auf einmal erschallt von Njedebautzi aus wie eine feierliche Posaune in metallischem Ton der Kanonendonner unserer Artillerie. „Die Fünfundsiebziger, es ist unsere ‚Reitende'*", sagt einer mit triumphierender Stimme. Einen anderen Ton anschlagend, vollendet unsere schwere Artillerie das Konzert.

Dieses massive Eingreifen unserer Artillerie, die eigentlich nicht unseren Unterabschnitt mit Feuer belegt, sondern auf den südlichen Rand von Chotin und auf die Dnjestrübergänge schießt, wirkt auf unsere Schützenketten wie heilsamer Balsam. Man kann aber nicht sagen, daß alle plötzlich guter Laune geworden sind, jedoch fast keiner richtet mehr den Blick zu Boden, sondern schaut nur noch nach vorne, den Karabiner schußbereit in der Hand. Im Gehen finden die Gruppen sich wieder zusammen . .

Über Luzerne vorrückend, kommen wir zu einem Hohlweg. An unserer Rechten ein Roggenfeld.

* Die sechs reitenden Artillerieregimenter der sechs rumänischen Kavalleriebrigaden sind mit 75-mm-Geschützen ausgerüstet.

Einige vom 3. Zug haben bereits den steilen Abhang hinter sich und sind dabei, den Hohlweg zu überqueren. Aber sie sind gleich gezwungen, sich hinzuwerfen. Mehrere Maschinengewehre, die von einem alleinstehenden Haus jenseits des Roggenfeldes schießen, sperren den Durchgang. Wir müssen das Problem schnell lösen, von dem früheren Geplänkel habe ich genug, und Menschen unnötig opfern möchte ich auch nicht.

Vorläufig richten wir unsere Stellung diesseits des Weges ein. Zu unserem Haufen gehört jetzt, seitdem wir durch das Sperrfeuer gelaufen sind, auch der Berufsunteroffizier Basangiu vom ersten Zug mit seiner ganzen Gruppe. Nachdem ich mich mit ihm und Raitscha beraten habe, wird der Plan zur Aushebung des sowjetischen Maschinengewehrnestes durch einen Handstreich gefaßt. Die Führung dieses Unternehmens, die von der Gruppe Raitscha und einigen Freiwilligen unternommen werden soll, werde ich selber übernehmen.

Es gefällt mir nicht ganz, daß zwei weitere Unteroffiziere, Datcu und Busujoc, sich freiwillig gemeldet haben, aber es geht um etwas, das für den allgemeinen Vorstoß zum Dnjestr entscheidend sein soll.

Die „Masse“ unserer Kräfte bleibt unter dem Kommando des Unteroffiziers Pistol vom dritten Zug mit der Aufgabe in Stellung, den Feind zu binden und ihn zum Weiterschießen auf den Hohlweg zu verlocken. Garbis wird Barbu und die Haubitzenbatterie verständigen und, wenn es ihm gelingt, unseren Rittmeister ausfindig zu machen, auch diesen über das Geschehen in Kenntnis setzen.

Mit Handgranaten gut versorgt und mit Raitscha an der Spitze machen wir uns im Gänsemarsch auf den Weg. Der breitbeinige Metzger und Gemeinderat aus Osica mit seinem heute noch tiefer eingezogenen Kopf, so daß man den Eindruck hat, daß der Stahlhelm direkt auf den Schultern sitzt, führt uns ins Roggenfeld hinein. Als Pistol uns nicht mehr sehen kann, startet er seine Demonstration und eröffnet das Feuer mit zwei leichten Maschinengewehren.

Von dem abschüssigen Gelände abgeschirmt, rücken wir vor, trotzdem gebückt wie Lausbuben, die sich Weintrauben oder Obst aus dem Nachbargarten beschaffen wollen.

Wir kommen zu einer kleinen Schlucht, die uns die Möglichkeit gibt, eine unerwartete Entdeckung zu machen. Mitten in der Schlucht steht ein großer Akazienbaum, und im Schatten dieses Baumes sitzen gemütlich, und im Flüsterton plaudernd, zwei rumänische Soldaten, die auch Kavalleriestiefel und Sporen tragen. Zuerst die Hände hochhebend, dann erschreckt, schauen die beiden uns ziemlich dumm entgegen. Wie ein brüllender Löwe stellt Raitscha ihnen die Frage:

„Auf was wartet ihr hier, meine Kleinen, auf den Weihnachtsurlaub?“

Schlotternd versucht einer uns zu erklären, daß sie während der Nacht einer Erkundungspatrouille der Aufklärungsabteilung der Gebirgsbrigade angehörten und daß sie sich mangels Karte verlaufen hätten. Sie hätten sich hier versteckt gehalten, um nicht in die Hände der Russen zu fallen . . . Soll man ihnen das glauben? Ich habe keine Zeit, das nachzuprüfen, bin aber auch nicht gewillt, die beiden Kerle hier weiter auf das Ende der Kampfhandlungen warten zu lassen. Letzten Endes sind die beiden noch im Besitz ihrer Karabiner.

Während sich die zwei „Jäger zu Pferd“ uns anschließen, gibt ihnen Raitscha die Zusicherung: „Ihr werdet euch nicht langweilen. Wir gehen nämlich auf einen Ball. Los, weiter!“

Nach fünfzig Metern fangen wir an, dem Beispiel Raitschas folgend, auf allen Vieren zu kriechen. Ein Wunder, daß sich der Feind auf dieser Seite überhaupt nicht abgesichert hat. Raitscha gibt uns durch Winken zu verstehen, daß wir uns entfalten und nähern sollen.

Jetzt sind wir alle hinter dem Haus, das einen Hof, aber keinen Zaun hat; im Hof ein Lastkraftwagen, und links vom Haus, genau wo der Weg abbiegt, auf ihren kleinen Rädern und mit einem Schutzschild ausgestattet, wie Spielzeuge aussehend, zwei Maschinengewehre in Stellung. Von der Bedienungsmannschaft trägt nur ein einziger einen Stahlhelm, die anderen tragen Sommermützen. Es ist aber möglich, daß sich im Inneren des Hauses weitere Rotarmisten befinden, vielleicht auch noch ein drittes Maschinengewehr. Wir werden es schon schaffen, und . . . wie Gott es will!

Es hat keinen Sinn, Handgranaten zu schleudern. Die Bajonette werden aufgepflanzt, ein Pfiff von Raitscha, Hurra-Geschrei und ein wildes Rennen. Die Russen, die sich im Hof befinden, drehen sich überrascht um, aber nur zwei wollen noch schießen. Sie werden überwältigt. Bakanu stößt die Tür des Hauses mit dem Maschinengewehr auf, aber der erste, der hineintritt, ist schon Raitscha. Mit einem Sprung bin ich auch da. Keiner der vier Russen, ein Offizier und drei Mann, versucht Widerstand zu leisten, sie heben die Hände

hoch und ergeben sich. Dem Offizier nehme ich die Pistole und die Führertasche ab. Von der Art und Weise dieser Begegnung sind wir beide aufgeregt. Meine ganz bescheidenen Kenntnisse im Russischen hervorholend und, um einigermaßen das Eis zu brechen, frage ich ihn:

„Pichota?" (Infanterie.)

„Njet! Sapijor, Starschi-Litinant." (Nein, Oberleutnant der Pioniere.)

Er ist mittelgroß, schlank, dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, vielleicht ein bißchen zu alt für seinen Dienstgrad, aber trotz der Ungewißheit, in welcher er schwebt, und der Niedergeschlagenheit, die in seinen Augen zu lesen ist, hat er soldatische Haltung und scheint bestrebt zu sein, hauptsächlich mir gegenüber zu beweisen, daß er ein richtiger Offizier ist.

Ich verstehe seinen Kummer vollkommen, und ich habe das Gefühl, daß er mir näher steht als Drückeberger und Kaffeehaus-Strategen eines gewissen Teiles der rumänischen Bourgeoisie, die sich jetzt genau wie vor Kriegsausbruch Abend für Abend in ihrem Stammlokal in Bukarest treffen, um die letzten Meldungen von Radio London zu kommentieren und um Prognosen über die Entwicklung der Weltpolitik aufzustellen . . .

Gewiß, dieser Offizier wird von anderen einem richtigen Verhör unterzogen, dennoch möchte ich von ihm etwas mehr erfahren. Unteroffizier Datcu kann Bulgarisch, was bei der Befragung sicher helfen wird. Zur Zeit schießt Datcu im Hof die drei Leuchtkugeln ab, welche die Unseren davon in Kenntnis setzen sollen, daß wir „hier" sind.

Inzwischen durchsucht Raitscha die drei anderen Soldaten, alle drei Infanteristen, und wendet dabei Methoden an, die nicht als sanft bezeichnet werden können. Besonders sein Blick ist geeignet, die armen Kerle in Schrecken zu versetzen. Einer, wahrscheinlich in dem Glauben, daß seine letzte Stunde geschlagen hat, zittert an allen Gliedern. Voller Mitleid klopft ihm Bakanu auf die Schulter und gibt ihm auch eine Zigarette, was Raitscha veranlaßt, seinen Kameraden anzubrüllen:

„Ist der vielleicht ein Verwandter von dir?"

Glücklicherweise ist die Durchsuchung beendet, und die Gemüter beruhigen sich. Datcu kommt herein und kann jetzt die Fragen, die ich dem Offizier stelle, verdolmetschen. Ohne nähere Angaben über seine Einheit zu machen, teilt mir der Russe jedoch mit, daß

er mit dem Lkw, der im Hof steht, auf der Fahrt nach Chelmentzi war. Als er hier durchkam, wurde er von den MG-Schützen angehalten, die ihn baten, das Kommando über ihren Haufen zu übernehmen und sie nach Erfüllung des Auftrags, nämlich unseren Vorstoß so lange wie möglich aufzuhalten, ebenfalls nach Chelmentzi zu bringen.

Mit dieser kurzen Aussage gebe ich mich zufrieden und gehe in den Hof, wo ich feststellen kann, daß die Übergabe des Feindes nicht so reibungslos vor sich ging wie im Inneren des Hauses. Die zwei Russen, die sich wehren wollten, sind von Bajonettstichen schwer verwundet worden, der eine in der Bauchgegend, der andere hat eine Wunde in der Brust. Beide sitzen geduckt Rücken an Rükken. Man hat ihre Wunden verbunden, so gut es ging, aber bei dem einen, der die Bauchverletzung hat, ist der Verband bereits von Blut durchtränkt.

Wir haben bis jetzt zehn Gefangene, aber ein elfter kommt mit erhobenen Händen aus dem Gebüsch, mit zerzaustem Haar und zerdrückter Uniform. Er spricht unter heftigem Gestikulieren ununterbrochen ein unverständliches Kauderwelsch.

Mit großer Mühe gelingt es Datcu, auch nur etwas von dem zu verstehen, was er sagen will. Er sei Tatar aus Taschkent, wo unter anderem neben Usbeken auch Tataren ansässig seien. Er sei nur Kraftfahrer, nichts als Kraftfahrer, habe keine Waffe und könne deshalb auch nicht schießen.Sein Leben will er nicht für Stalin geben. Wir sollen ihn nicht erschießen. Er bitte uns um Gnade . . .

Ich ließ ihm durch Datcu sagen, daß wir überhaupt niemanden erschießen werden, daß er darüber beruhigt sein kann. Als Kraftfahrer kann er auch bei uns Verwendung finden. Vorläufig muß er sich bereit machen, weil er bald den Lkw steuern wird. Voller Freude bedankt sich der Tatar mehrmals mit *„Blagadarion"* bei mir, sich jedesmal tief verbeugend.

Unsere Aufmerksamkeit wird auf das Rasseln von Raupenketten gelenkt. Ein leichter Spähwagen der mechanisierten Schwadron unserer Brigade bleibt vor dem Haus stehen. In der Kuppel Oberleutnant Damaschin, der sich erkundigt, ob es bei der „Schlägerei" Schwerverwundete gegeben hat. Er sei deshalb hergeschickt worden, um Verwundete zurückzubringen.

Er kommt wie auf Bestellung. Die verwundeten Rotarmisten werden auf das flache Heckteil des Spähwagens gesetzt, nachdem ein Arm voll Heu darauf ausgebreitet worden ist.

Ob die beiden die Fahrt überstehen werden? Der eine blutet stark, und an den Mundwinkeln seines Kameraden, der vor Schmerz stöhnt, ist ein kleiner rötlicher Schaumfleck zu sehen. Wahrscheinlich weil sie mich für den für ihre Leiden Verantwortlichen halten, richten beide ihren Blick auf mich. Ich bin bedrückt, weil ich es war, der den Sturm mit aufgepflanztem Bajonett befohlen hat. Wahrlich, keine Last ist schwerer zu tragen als das Unglück und die Leiden eines Menschen, die du selbst verschuldet hast.

Damaschin übernimmt auch das Geleit der übrigen, unverletzten Russen, die angewiesen werden, sich vor den Spähwagen zu stellen, um die erste Etappe des Marsches in die Gefangenschaft auf diese Weise zu bewältigen. Wie von einer gigantischen Schildkröte verfolgt, setzt sich die kleine Kolonne in Bewegung. Ich hebe die rechte Hand zum Gruß, ohne zu wissen, wem dieser Gruß gilt, dem Oberleutnant Damaschin oder den zwei Verwundeten ...

Es sieht so aus, als ob bis zum Strom mit keinem weiteren Widerstand der Sowjets zu rechnen ist. Unter solchen Umständen kann Raitscha, der der eigentliche Held des Tages ist, den Auftrag bekommen, unserem Obersten den sowjetischen Offizier mit den erbeuteten Waffen vorzuführen und dazu den Lkw samt dem tatarischen Kraftfahrer.

Ich habe die zwei „verlaufenen Jäger zu Pferd“ beinahe vergessen. Sie werden bis zum Gefechtsstand des Regiments mitfahren. Im Grunde genommen haben sie sich bei der Einnahme des Hauses genauso gut verhalten wie unsere Leute. Über das angebliche Verlaufen mache ich mir immer noch Gedanken, aber schließlich habe ich nicht das Herz, ihnen deshalb etwas einzubrocken. Sie bekommen folglich von mir eine Bescheinigung, daß sie bei der Aktion beteiligt waren und ihre Pflicht getan haben.

Raitscha scheint mit einem solchen Zeugnis nicht ganz einverstanden zu sein. Als die beiden den Wagen besteigen, dreht er seinen Kopf zur Seite, spuckt aus und brummt: „Jetzt werdet ihr sogar noch eine Auszeichnung bekommen ...“

Leichten Herzens, ohne zurückzuschauen, den Karabiner unter dem Arm, durchqueren die Kalaraschen Felder, eine kleine Waldung, eine Anzahl von Feldwegen und schließlich eine von Telegraphenmasten gesäumte Straße. Das grüne Hochland, das jetzt vor uns liegt, ist bereits *drüben*, in Podolien ...

In weniger als einer halben Stunde sehen wir auch den Dnjestr, dessen Wasser hier träge in südliche Richtung fließt. Zwischen dem

steilen Hang, wo wir uns eingraben, und dem Strom ist ein kaum zehn Meter breiter Strand. Zu unserer Rechten ein paar Häuser, die verlassen zu sein scheinen. Sie werden von den Männern der ersten Schwadron, die erst jetzt in die Unternehmung eingeschaltet und den weiter südlich liegenden Weiler Anadoli besetzen wird, durchsucht. Auch unser Schwadronstrupp hat wieder den Weg zu uns gefunden. Er ist jetzt ungefähr zweihundert Meter hinter uns.

Was aber an unserer linken Seite zu sehen ist, ist viel interessanter: die imposanten, vor sechs Jahrhunderten aus Steinblöcken und Ziegel errichteten Mauern der Festung Chotin, ehemals größte und wichtigste Festung des rumänischen Fürstentums Moldau.

Gemäß dem Bündnisvertrag, den er mit Witold (Wytautas), Großfürst von Litauen — der sein Land zu einem selbständigen Königreich erheben wollte — schloß, wurde diese Festung von dem moldauischen Fürsten Alexander dem Guten gebaut und sollte beide Länder vor Einfällen aus dem Osten schützen. Von den moldauischen Fürsten Stefan dem Großen und Petru Raresch erweitert, blieb die Festung, obwohl zeitweilig von den Türken und Polen erobert, im moldauischen Besitz, bis sie 1713 türkisch wurde. Seitdem wurden unter den Mauern von Chotin ununterbrochen Schlachten geschlagen, und ich kann mich heute nicht mehr genau erinnern, wann wer wen besiegt hat.

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts kamen zum ersten Mal russische Truppen — unter Generalfeldmarschall Münnich, einem Oldenburger, der im Dienste der Zaren stand — hierher. Münnich schlug die Türken, eroberte Chotin und besetzte anschließend die Moldau; aber dreißig Jahre danach erlitten die Russen an der gleichen Stelle eine vernichtende Niederlage.

Bei der Betrachtung dieser Mauern und der Soldaten aus der Kleinen Walachei, die jetzt ihre Deckungslöcher schaufeln, kommt mir ein anderes Ereignis in den Sinn, das hier stattgefunden hat. Durch seinen Sieg bei Chotin, eine Woche vor Pfingsten 1600, erreichte der walachische Fürst Michael der Tapfere den Höhepunkt seiner Macht und konnte, wenn auch nur für kurze Zeit, die Moldau und die Walachei vereinigen, nachdem er vorher von Kaiser Rudolf zum Statthalter von Siebenbürgen ernannt worden war. Den Sieg verdankte Michael damals seiner Reiterei, die genau aus derselben Gegend, aus denselben Dörfern stammte wie die Kalaraschen, die in diesem Augenblick am steilen Hang des Dnjestrufers

dreihunderteinundvierzig Jahre nach jenen Ereignissen Stellung beziehen.

Während ich über diese Parallele der Geschichte nachgrüble, mache ich mir gleichzeitig Gedanken über das Verbleiben von Raitscha. Er müßte schon längst hier sein ...

Als Antwort auf diese Frage erschallt ein allgemeines Hurra von denjenigen, die ihren Blick auf die Festungsmauern gerichtet haben. Einer ist bis ganz hinauf geklettert und bemüht sich eifrig, eine Fahne zu hissen. Es ist Raitscha, der es für wichtiger gehalten hat, seine Fahne, unsere Fahne, *hier* aufzupflanzen, *wo Rumänien endet* ...

ALS BEFREIER GEFEIERT

Die Sonne geht unter, und die Ablösung kommt. Es ist eine Schwadron des motorisierten Kavallerieregiments 3, die sich uns vorschriftsmäßig wie auf dem Exerzierplatz, genauen Abstand zwischen Zügen und Gruppen einhaltend, nähert. Nur der Rittmeister, von einem Melder begleitet, rückt nicht mit seinem Schwadronstrupp vor, sondern mit der Spitzengruppe. Als ich ihn auf mich zugehen sehe, traue ich meinen Augen nicht: seine tadellos sitzende Uniform ist überhaupt nicht zerknüllt und zeigt nicht das geringste Stäubchen, so daß man den Eindruck hat, daß er zu einer Inspektion angetreten sei.

Ich zerbreche mir den Kopf, wie es möglich ist, daß dieser Mann von Njedebautzi — das sind immerhin über zwölf Kilometer — bis hierher kommen konnte, ohne sich auf den Boden zu werfen und ohne beim Durchqueren von Feldern und beim Bergauf- und Bergabsteigen in den Schluchten auch nur einen Dornenstrauch gestreift zu haben. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen.

Ihm entgegengehend, versuche ich so gut wie möglich meine Uniform in Ordnung zu bringen. Um mir die Hand zu reichen, zieht er seine schicken Handschuhe aus. Sie sind von einem so hellen Gelbbraun, daß man sie auch für weiß halten könnte. Er stellt

sich vor, und ich glaube „Christescu“ gehört zu haben, ein sehr verbreiteter rumänischer Name, aber er fügt hinzu „Lehroffizier der Kavallerieoffiziersschule“.

Daß er unmittelbar aus Targoviste kommt, habe ich schon vermutet. Außerdem blitzt auf seinen Schulterklappen neben den Borten des Dienstgrades die silberne Königskrone über dem Doppel-F, das Abzeichen der Kavallerieschule. Sicher, in einigen Tagen wird dieser Rittmeister, der sich freiwillig für den Frontdienst gemeldet hat, anders aussehen als heute, aber sein erstes Auftreten auf dem Schlachtfeld halte ich für keine Schulfuchserei, und es imponiert mir sogar.

In entgegengesetzter Richtung überqueren wir dieselben Stoppelfelder, auf denen der Kampf stattgefunden hat und deren Stille jetzt weder von Schüssen noch von Einschlägen getrübt wird. Rechts von uns liegen gruppenweise die Toten der 3. und der 4. Schwadron, alle mit dem Gesicht nach unten, was bedeutet, daß sie dem Tod entgegengegangen sind. Keiner wollte ihn umgehen ...

Ein Wachtmeister stapelt, unterstützt von mehreren Soldaten, aufgesammelte Waffen und Gasmasken auf einen Fuhrwagen. Die Stahlhelme werden nicht eingesammelt. Sie werden auf das Holzkreuz der Begrabenen gesteckt, wenn es soweit ist ...

Umgeben von Gebüsch der vorgeschobene Gefechtsstand der Brigade. Der Kommandeur, Oberst Ion Danescu, kommt heraus und, umgänglich wie er immer ist, beglückwünscht mich zu dem Unternehmen, das zur Ausräumung des russischen MG-Nestes führte. Anschließend sagt er mir, daß wir, was die Verluste betrifft, viel besser davongekommen seien als die 3. und 4. und die MG-Schwadron, die über einhundert Mann an Toten und Verwundeten verloren haben, darunter sechs Offiziere.

In bezug auf uns spricht der Brigadier auch von einem Tagesbefehl und von Auszeichnungen, was mich ein wenig aufregt, denn nach dem, was ich bis jetzt erlebt habe, können sich diejenigen, die es am meisten verdient hätten, ausgezeichnet zu werden, nicht mehr darüber freuen, weil sie bereits tot sind. Dagegen bekommen andere, die es weniger verdienen — dank einer gewissen Euphorie, die nach einem plötzlichen und sehr begrenzten Erfolg auftritt — Orden und werden hochgeschätzt. Was wir bei dem alleinstehenden Haus unternommen haben, war eigentlich eine klassische Lösung eines klassischen Problems, die in allen Kriegsgeschichten zu finden ist, die Überwindung feindlichen Widerstandes ...

In Njedebautzi, das nicht so gespenstisch aussieht, da einige Bewohner zurückgekehrt sind, hat das ganze Regiment, Mann und Roß, Quartier bezogen. Auch unser Gefechtstroß mit dem Oberwachtmeister Lazar und der Feldküche ist da. Der Rittmeister versichert mir, daß eine ausgezeichnete Czorba, eine gesäuerte Fleisch- und Gemüsesuppe, auf uns wartet.

Wie alle rumänischen Häuser in Bessarabien hat aus das Haus, das für einen Teil meines Zuges bestimmt worden ist, eine Prispa, also einen gedeckten Flurgang, dessen Boden aus Lehm besteht. Ich setze mich auf den Lehmboden des Flures und warte, daß jemand auch mir die berühmte Suppe bringt. Garbis sorgt dafür. Wer sonst?

Die Suppe ist ausgezeichnet, aber nachdem ich einige Male gelöffelt habe, bin ich eingeschlafen und werde erst im Morgengrauen von Wachtmeister Jacob aufgeweckt, der mir den bereits ausgegebenen Befehl mitteilt: „Aufsitzen!"

Ohne auf den Kaffee zu warten und ohne uns auch nur ein wenig zu waschen, springen wir in den Sattel.

„Trab-maaarsch!"

An den Blitzbefehl denkend, rechnen wir damit, daß dies ein langer Ritt werden wird. Doch nein, nach zehn Kilometern bleiben wir stehen, sitzen ab und werden angewiesen, weitere Befehle in Dancautzi abzuwarten. Gegen Mittag wird uns gesagt, daß wir zu Fuß, beiderseits der Straße, die in östlicher Richtung nach Chelmentzi führt, vorrücken müssen. Die Handpferde folgen in kleinem Abstand, so daß wir gleich aufsitzen und den Marsch zu Pferd fortsetzen können.

Nach vier Kilometern ist nördlich der Straße und nördlich des Waldes, der knapp an der Straße liegt, aus ungefähr zweitausend Metern Dauerfeuer zu hören, aber bald wird es wieder ruhig. Befehl von hinten: „Halt und Abwarten!"

Als es bereits dunkel wird, kommt unser Oberst zu uns. Er steigt aus einem Lkw sowjetischer Herkunft, dem von uns erbeuteten Lkw, der von demselben Tataren gefahren wird, der aber jetzt einen rumänischen Waffenrock trägt.

Der Oberst geht zuerst zu unserem Rittmeister, sagt diesem etwas, und kommt dann zu mir: „Ich danke dir für den Kraftfahrer, den ich bei mir behalten werde. Die Schießerei, die ihr eben gehört habt, ist eine Kleinigkeit, die von anderen erledigt werden wird. Du reitest jetzt diese Straße entlang über Zelena-Medveja

und wartest in Larga auf die Schwadron, weil dort etwas geschehen kann ... Dann reitest du weiter bis Briceni. Schieß los!"

„Aufsitzen!"

Wir biegen ab in südöstlicher Richtung, durchqueren einen kleinen Wald, lassen die Ortschaft Mihaileanca zurück, die einen Kilometer westlich der Straße liegt, und erreichen Cozareni. Im starken Trab durchqueren wir im Morgengrauen auch Zelena.

Am klaren Himmel geht die Sonne auf. Es wird ein herrlicher Tag sein.

Noch einmal starker Trab, damit wir uns in Medveja Mare Zeit lassen können, das noch fünf Kilometer entfernt ist und wo ich nur einige Minuten halten möchte. Medveja Mare ist eine größere Gemeinde, die von „Raseschi" Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet wurde. Die „Raseschi" sind Freibauern, die die Reiterei der moldauischen Fürsten bildeten und in dem modernen rumänischen Staat, also in Bessarabien ab 1918, fast ausnahmslos bei den Kalaraschen dienten. Ich glaube, daß unser Einzug in Medveja von der Bevölkerung besonders herzlich begrüßt werden wird.

So ist es auch, und es übertrifft alles, was ich erwartet habe. Am Dorfeingang ein in der Eile errichteter Triumphbogen, mit rumänischen und deutschen Flaggen geschmückt. Kein Tor und kein gedeckter Flurgang ohne ausgelegte Teppiche und Fähnchen, aber vor jedem Haus nur sehr alte Leute, die uns zuwinken und sich die Freudentränen abwischen.

Die übrige Bevölkerung wartet samt allen Kindern auf dem Hauptplatz vor dem Gemeindehaus auf uns, mit Kirchenfahnen, Salz und Brot und einem Chor, der die rumänische Nationalhymne zu singen anfängt, oder besser gesagt, zu singen versucht, denn die Chorangehörigen sind so aufgeregt, daß ihnen die Laute im Halse steckenbleiben und auf ihren Wangen Tränen rinnen. Männer und Frauen küssen unsere Pferde, küssen die Reiter und überschütten uns mit Blumen. In der Menge sehe ich zwei Männer, die die Paradepelzmützen der Kalaraschen tragen. Wie konnten sie diese Mützen ein Jahr lang versteckt halten, nachdem die Sowjets gleich nach der Besetzung Bessarabiens unter Androhung von schweren Strafen die Ablieferung aller rumänischen Uniformen, Abzeichen und Militärurkunden verlangt hatten?

Die Leute weinen vor Freude, aber auch in unseren Reihen bleibt kein Auge trocken ...

Ich riskiere von denen, die hinter uns reiten, eingeholt zu werden, mache nicht nur halt, sondern halte auch vom Sattel aus eine Rede. Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich eine Ansprache vom Pferde herab halte, aber jemand muß diesen Freibauern ein Wort des Dankes sagen, jawohl, *im Namen Rumäniens*, denn so verstaubt, wie wir sind, sind wir die Botschafter der Befreiung und des Wiederfindens.

Mögen auch noch schlimme Zeiten für uns kommen, Stürme und Zeiten des Abwartens in drückender Finsternis, an dich, Medveja Mare, werde ich ständig denken, und du wirst mir immer neuen Mut geben, und die Flamme der Hoffnung wird durch dich immer neu entzündet.

Larga, wie schon der Name andeutet (die Breite), ist nicht nur breit, sondern besteht aus mehreren Ortsteilen, die von Weiden und größeren Obstgärten voneinander getrennt sind. Jetzt verstehe ich, weshalb der Oberst meinte, daß hier etwas geschehen könnte. Es kann aber doch nichts mehr geschehen, denn wie uns die ersten Einwohner, denen wir begegnen, berichten, haben die Russen den Ort vor zwei Tagen geräumt und sich nach Secureni — etwa vierzig Kilometer weiter nordöstlich — abgesetzt.

Vor der Kirche auf einem großen Platz, der teilweise mit Viehhürden versehen ist, bleiben wir stehen und sitzen ab. Für alle Fälle wird eine Gruppe zur Sicherung an den Nordausgang des Ortes geschickt.

Was den Empfang betrifft, ist der erste Eindruck, daß der Enthusiasmus gedämpft ist. Die Leute sind jedoch freundlich, und es kommen immer mehr auf den Platz, die den Soldaten Kuchen, Brathühner und Zuika, den rumänischen Pflaumenschnaps, anbieten. Unter den jüngeren Kalaraschen sind nur sehr wenige, die rauchen, und auch beim Trinken sind sie sehr mäßig. Ein Stamperl Zuika wird aus Höflichkeit angenommen, aber nicht mehr.

Raitscha wollte keinen Schnaps trinken, und das geschenkte Brathuhn steckt er vorsorglich in die Satteltasche. Dann bittet er mich, ihm einen kurzen Besuch in der Kirche zu gestatten, was ich auch selbstverständlich genehmige. Raitscha ist ein streng gläubiger Christ, der bei jeder Rast in seinem Gebetbuch liest. Außerdem trägt er eine Kette um den Hals, an welcher Gedenkmünzen von allen möglichen Heiligen hängen. In strammer Haltung richtet er seine Schritte zu dem Zaun aus Schmiedeeisen, der den Kirchhof von der Straße trennt, aber als er das Türchen aufmachen will,

stürzen sich mehrere Einheimische, die seine Absicht erraten haben, auf ihn und halten ihn fest. Einige von uns glauben, daß Raitscha von Zivilisten überfallen worden sei und eilen, mit dem Karabiner in der Hand, auf die Gruppe zu. Sehr aufgeregt erklären die Leute, die Raitscha umringen:

„Nein, nicht weitergehen. Weinstock hat alles miniert ..."

Als ich frage, wer dieser Weinstock sei, bekomme ich eine ausführliche Antwort:

„Weinstock, Sohn eines Viehhändlers aus Briceni, der vor vielen Jahren eine kommunistische Zelle gebildet hat, ist im Sommer 1940 mit der Sowjetarmee zu uns gekommen und als Chef der Polizei eingesetzt worden. Vorgestern, als die Russen sich für den Rückzug bereit machten, sorgte er dafür, daß unter die Pflastersteine, die bis zur Türe der Kirche führen, Minen gelegt wurden. Bei dieser Arbeit sagte er, daß die Rumänen, wenn sie Fisimatenten machen wollen, feststellen werden, daß es keinen Gott gibt."

Voller Dankbarkeit bekreuzigt sich Raitscha, aber Garbis will die Gelegenheit nicht verpassen und bemerkt ironisch: „Also, mein Alter, du wolltest uns verlassen und schon hier, in Larga, die Reise zum Paradies antreten!"

Damit entspannt Garbis die Atmosphäre. Ihre ursprüngliche Zurückhaltung aufgebend, werden die Einheimischen gesprächig und teilen uns mit, daß die Sowjets außer der Miliz, die von Weinstock geleitet wurde, in Larga auch eine Abteilung der MWD (Truppen des Innenministeriums) stationiert hatten, mit einem Major an der Spitze. Dieser Major, der gut Rumänisch gesprochen habe, habe sich gegenüber der Bevölkerung korrekt verhalten, er sei sogar freundlich und zuvorkommend gewesen. Allerdings ließ er, bevor er die Ortschaft verließ, diejenigen zu sich kommen, die er als repräsentativ für die ganze Einwohnerschaft einschätzte, und sagte zu diesen:

„Meine Freunde, wir gehen, und die Rumänen werden kommen. Ich empfehle euch, daß jeder genau abwägt, was er tut, und daß er bereits jetzt die Verantwortung übernimmt, denn in drei Jahren sind wir zurück ..."

Der Mann, der uns das erzählt, lacht gezwungen. Von uns aber lacht keiner, und mir ist jetzt auch klar, warum die Einwohner von Larga bei unserem Einzug keine Überschwenglichkeit gezeigt haben.

Man gibt mir keine Zeit, über die Worte des MWD-Majors nachzudenken, von der Sicherungsgruppe werden mir drei Rotarmisten

gebracht, wiederum Tataren, die sich von ihrer Truppe entfernt haben, um sich zu ergeben. Sie haben auch ihre Waffen abgegeben. Alle drei werden zum Oberst weitergeleitet, der eben zusammen mit unserer Schwadron und mit dem von dem Tataren aus Taschkent gesteuerten Lkw eintrifft.

Wir sitzen auf und reiten weiter.

Wirklich schade, daß wir die Ortschaft Cotiujeni im Trab durchreiten müssen. Auf uns wartend, steht die gesamte Bevölkerung hier an der Straße Spalier und begrüßt uns stürmisch. Schöne Frauen, schöne Mädchen, alle in Tracht: wollene schwarze, rotgestreifte Rockschürzen (Catrintza), weiße Blusen mit roten und blauen Stickereien, die Frauen mit weißen Kopftüchern, die Mädchen mit Gänseblümchen im Haar, eine schöner als die andere. Ein Märchenbild, das im Staub des Trabes verschwindet ...

Nach weiteren vier Kilometern erreichen wir den mächtigen und herrlichen Eichenwald von Rososani. Statt einer Begrüßung schneidet uns ein Wildschweinrudel, das vor dem sich ankündigenden Gewitter die Stellung wechseln will, den Weg ab. Eine Viertelstunde lang gießt, blitzt und donnert es. Dann scheint die Sonne wieder, und der Wald wird noch schöner und belebt durch die spitzen Rufe Dutzender von Eichhörnchen, die von Zweig zu Zweig springen, verdrossen darüber, daß sie durch das Getrabe gestört werden.

Wir erreichen eine Höhe, vor uns im Tal liegt Briceni mit einem Teich am südlichen Rand. Wie in vielen anderen bessarabischen Marktfleckchen ist auch die Ortsmitte von Briceni nur von Juden bewohnt, die Kurzwarenhändler, Kneipenbesitzer, Getreide- und Viehhandelsvertreter und ähnliches sind. Fast ohne Ausnahme haben sie seit eh und je den Bauern der benachbarten Dörfer Geld geliehen, in den meisten Fällen nach Art der Wucherer. Durch die Verschuldung der Bauern sind viele Juden in den Besitz von Feldern gekommen, die sie nicht selbst bebauen, sondern von Dorfbewohnern und durch Verschuldung arm gewordene Bauern — die gezwungen sind, als Tagelöhner ihr Brot zu verdienen — bearbeiten lassen.

Aus diesem Grund ist die rumänische Landbevölkerung den Juden alles andere als gut gesinnt. Andererseits ist aber das Gesetz, das die Bauern gegen die Entfremdung ihrer Felder schützen soll, gerade geeignet, die Abneigung der bessarabischen Juden gegen alles, was rumänisch ist, nach sich zu ziehen. Die Feindschaft wird auch durch die Tatsache vertieft, daß die kommunistische Partei,



Mit einer Parade nimmt das stolze Kalaraschen-Regiment Abschied von der Heimat, um Seite an Seite mit den Soldaten der verbündeten Deutschen Wehrmacht die von der Sowjetunion mitten im Frieden besetzten Gebiete jenseits des Pruth zu befreien.



Bereitstellung vor dem Angriff. Am gegenüberliegenden Ufer liegt der eingedrungene Feind.



Reiten, reiten, reiten . . . Kalaraschen auf dem Vormarsch

Vor dem Angriff in Bessarabien (Juli 1941)



Ein leichtes Pakgeschütz wird übergesetzt





Der Dnjestr ist erreicht. An dieser Stelle bei Naslaucea-Liasevtzi (Laszowce) wurde von den Pionieren die Pontonbrücke geschlagen.

Die Artillerie wird vorgezogen. Die unendlich scheinenden Weiten stellen an Reiter und Roß höchste Anforderungen.



die in den rumänischen Bevölkerungsschichten überhaupt keine Anhänger hat, zu drei Vierteln aus bessarabischen Juden besteht.

Kein Wunder also, daß Ende Juni 1940 nach dem sogenannten Molotow-Ultimatum rumänische Truppen, die auf dem Rückmarsch zum Pruth waren, von der jüdischen Bevölkerung dieser bessarabischen Marktfleckchen angegriffen wurden, in Briceni sogar unter Anwendung von Feuerwaffen . . .

Das sind nun die ersten Häuser von Briceni, und das ist die Straße, die zur Ortsmitte führt, auf welcher ein großes Durcheinander herrscht. Rumänische Bauern, aber hauptsächlich Bäuerinnen, die von ihren halbwüchsigen Söhnen begleitet werden, gehen in den Häusern ein und aus und schleppen die verschiedensten Gegenstände mit sich, von Kissen, Stühlen und Matratzen bis zu Kochtöpfen, Kaffeemühlen und Wanduhren. Einer Frau, die besonders viel aufgepackt hat, stelle ich unter Anwendung der unter Bäuerinnen gebräuchliche Anrede die Frage:

„Gutes Schwesterchen, was treibt ihr hier?"

„Die Russen sind weg . . . Wir nehmen zurück, was die Juden uns gestohlen haben."

„Wieso gestohlen?"

„Ja, so ist es. Sie haben uns alles genommen, als wir die Zinsen für das Geld, das sie uns geliehen haben, nicht mehr zahlen konnten. Die Russen ließen das geschehen. Jetzt nehmen wir uns nur die Sachen zurück, die uns gehören . . ."

Das allerdings muß ich bezweifeln, wenn ich den Samowar betrachte, den die Frau unter dem Arm trägt.

An einer Straßenkreuzung warten einige hundert Juden auf uns. Von allem, was um sie herum geschieht, von den Schaufenstern mancher Geschäfte, die vollkommen ausgeleert sind, scheinen sie überhaupt nicht beeindruckt zu sein. Nur ein einziger läßt eine große rumänische Fahne flattern, die übrigen winken uns mit roten Papierfähnchen zu, auf die schwarze Hakenkreuze im weißen Feld geklebt sind. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so etwas zu sehen bekommen würde. Wie auf Kommando rufen sie ununterbrochen im Sprechchor:

„Es lebe Großrumänien! Unsere Befreier sollen leben! Unsere Beschützer sollen leben!"

Was die „Beschützer" anbetrifft, ist ihr Hochlebenlassen einigermaßen berechtigt, denn kurz danach bekommt die Pionierschwa-

dron der Brigade den Auftrag, den Plünderungen bei den Juden ein Ende zu setzen . . .

Die Nacht in Briceni verbringe ich bei einem Zootechniker, einem echten Russen, sympathisch und sehr gastfreundlich, der außer seiner Frau eine Schar von Nichten, Cousinen und Schwägerinnen um sich hat. Eine zweite Nacht in Briceni gibt es für uns nicht, weil das ganze Regiment den Befehl bekommt, für zwei Tage Erholung und Ergänzung unseres Standes im benachbarten Dorf Colicautzi Quartier zu beziehen.

Was Ruhe und Erholung anbetrifft, genießt der Reiter allerdings ziemlich wenig davon. An erster Stelle muß er sich um sein Pferd kümmern, es richtig striegeln, bürsten, ihm die Füße waschen und die Hufe in Ordnung bringen. Dann muß er das Sattelzeug mit den vielen schmalen Riemen genau prüfen. Außer Feuerwaffen und Bajonett hat der Reiter auch den Säbel zu reinigen, und wenn er all dies hinter sich hat, befaßt er sich mit seinen eigenen Sachen, er näht die fehlenden Knöpfe an seiner Uniform an, bessert sie aus, stopft die Strümpfe, wäscht die Wäsche . . .

Diese Beschäftigung ist noch nicht zu Ende, als der Oberst alle Offiziere und von jeder Schwadron einen Zug antreten läßt. An seiner Rechten Oberstleutnant Savopol, den stellvertretenden Regimentskommandeur, kommt der Oberst, gefolgt von seinem ganzen Stab einschließlich des Oberstabsarztes und des Stabsveterinärs*.

Ein Trompeter bläst das Signal „Habt acht". Dann fängt der Regimentsadjutant an, wie beim Appell Namen auszurufen. Für jeden der ausgerufen wird, antwortet ein Unterwachtmeister der Stabsschwadron:

„Mort pentru patrie!" (Gefallen für das Vaterland!)

Dreiundvierzig Mal! Dreiundvierzig Mann aus unserem Regiment sind vor Chotin geblieben, und wenn man die 152 Verwundeten dazu rechnet, heißt das, daß wir allein bei diesem Gefecht eine Schützenschwadron verloren haben. Das Regiment hat nur vier Schützenschwadronen! . . .

Von dem verdammten Radiergummi wird jetzt in Hülle und Fülle Gebrauch gemacht, was auch am nächsten Morgen geschieht, als die Marschschwadron, das ist der Ersatz, eintrifft. Unter den Neueingetroffenen unserer Schwadron ist auch ein Offizier, Leut-

* In der rumänischen Armee haben Ärzte, Veterinäre, Apotheker, Zahlmeister etc. dieselben Dienstgrade wie die übrigen Offiziere und werden entsprechend angesprochen: Oberstabsarzt = Major; Stabsveterinär = Hauptmann.

nant Cornel Angelescu, der dem Gardereiter-Regiment in Bukarest angehört und der sich freiwillig für den Frontdienst gemeldet hat. Groß, schlank und sportlich, diskret, ein wenig schüchtern, wird er sofort im Kameradenkreis der Offiziere aufgenommen.

Ganz anders sieht es bei der Truppe aus, wo die „Neuen" eher kühl empfangen und als eine Art Fremdkörper betrachtet werden. Das ist die Kehrseite der Medaille bei den Kalaraschen, und es werden Tage vergehen, bis der eine und der andere sich damit abfindet, daß der Schütze 2 oder derjenige, der sich nach dem Absitzen um sein Pferd sorgt, nicht mehr der Schwager oder der Vetter ist. Glücklicherweise sind es bei meinem Zug nur drei, die vorläufig als „Tzine-cal" der Handpferdestaffel zugeteilt werden.

Die Vorbereitungen für den nächsten Ritt sind getroffen, und auch Briefe, die bei jeder längeren Rast geschrieben werden, sind für das Weiterleiten bei der Feldpost der Brigade gesammelt worden. Zu einer Art „Gipfelkonferenz", die im Gras unter einem Nußbaum stattfindet, habe ich meine Unteroffiziere und die Obergefreiten Bakanu, Ene und Ikonaru zusammengerufen, um mit ihnen Erfahrungen in bezug auf das Verhalten des Gegners im infanteristischen Kampf auszutauschen und die Lehren daraus zu ziehen. Wesentlich sind drei Tatsachen, die wir in Zukunft immer berücksichtigen müssen:

1. Die Feuerdisziplin des Gegners ist unerbittlich streng. Die Sowjets eröffnen das Feuer nur, wenn wir uns ihren Stellungen bis auf fünfzig Meter genähert haben. Niemals vorher.

2. Im Verteidigungskampf bauen die Sowjets ihre Stellung bis zur Perfektion aus. Sie machen reichlich Gebrauch von Tarnmöglichkeiten.

3. Was das Abbrechen des Kampfes anbetrifft, auch das verstehen die Sowjets ganz gut: die Infanterie zieht sich zurück, aber einige Geschütze bleiben in Stellung, und das Störungsfeuer dauert an, bis auch die Artilleristen sich zurückziehen, nämlich in der letzten Minute und unter Zurücklassung ihrer Geschütze.

Einmal Schritt, einmal Trab, manchmal auch zur Entspannung im kleinen Galopp, reiten wir durch Staub und lassen die Anhöhe Dealul lui Nikita und eine Waldung, die auf der Karte nicht verzeichnet ist, hinter uns. Seit einer Woche werden wir hin- und hergeschoben wie Schachfiguren, ohne zu wissen, warum und weshalb wir zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Ort zu sein haben. Über den allgemeinen Verlauf der Operationen wissen der kleine Truppenoffizier und seine Mannschaft meistens fast gar nichts.

In unserer Gegend leistet der Feind mit Ausnahme von Secureni, wo die Sowjets noch einen Brückenkopf halten, nirgendwo mehr Widerstand. Die versprengten Rotarmisten verstecken sich zuerst in den Wäldern, in Maisfeldern und in den Gräben, bis sie von unseren Erkundungstrupps und Streifen entdeckt und gefangengenommen werden. Die Armeeführung soll aber darüber unterrichtet sein, daß ein Teil dieser Versprengten mit voller Absicht in in dem von uns schon besetzten Gebiet bleibt, um nämlich zu einem späteren Zeitpunkt Partisanengruppen zu bilden. Dies soll der Grund sein, warum wir von einem Ende zum anderen getrieben werden.

Besonders müde sind wir zwar nicht, aber wir sehnen uns nach einer menschenwürdigen Behausung, wir möchten uns einmal richtig waschen und auch nur für ein paar Stunden in einem Bett liegen. Bisher haben wir nur auf Stoppelfeldern und im Dreck geschlafen, und der Regen hat uns ins Gesicht geschlagen.

Offen gestanden, wenn wir jetzt an all das denken, sind die Köche daran schuld, die heute früh, als sie mit dem Tee kamen, auch eine Nachricht brachten, die sie ihrerseits von dem Obergefreiten Firica, dem Fourier der Schwadron, erfahren haben. Die Fouriere sind gut informierte Leute, die über Beziehungen bei der übergeordneten Stelle verfügen und die auch in der Lage sind, das, was geschehen wird, einzuschätzen, wenn sie zusätzliche Rationen für die kämpfende Truppe fassen.

Firica hat für uns Luxuszigaretten und eine Flasche Schnaps für jede Gruppe gefaßt, die allerdings erst heute abend verteilt werden sollen, wenn wir *„Kantonnement“* beziehen. Es ist also alles klar. Man wird eine größere Anstrengung von uns verlangen. Ein wenig Schnaps, eine gute Zigarette und ein ordentliches Bett. An das, was *nachher* geschehen wird, denkt keiner. Wichtig ist, daß wir uns heute abend ausruhen können. Alle denken nur an das versprochene „Kantonnement“. Die Männer sind zufrieden, und man kann diese Zufriedenheit in ihren Gesichtern lesen.

Beim ersten Haltmachen haben sie, so gut sie konnten, die Uniformen abgestaubt, die Stiefel vom getrockneten Dreck gesäubert und die Fähnchen wieder an die Satteltaschen gesteckt. Auch waschen wollten sie sich, aber das notwendige Wasser fehlte, weil die Brunnen, die auf unserem Weg lagen, ohne Wasser waren.

Über Beassarabien sagt man, daß es ein reiches Land sei wenn es regnet. Das stimmt, aber es kann auch noch so viel regnen, am nächsten Tage trocknet die brennendheiße Sonne alles wieder aus.

Wenn ich auf mein Gefolge zurückschaue, habe ich den Eindruck, daß sich alle in Mehl gewälzt haben. Die Gesichter sind weiß, auch ihre Uniformen und die Pferde. Die trockenen Lippen sind gesprungen, werden rissig wie die ausgetrocknete Erde, die von den Hufen unserer Pferde in Staubwolken verwandelt wird.

Ich gebe das Zeichen „Im Schritt weitermarschieren“ und trete beiseite, um mir beim Vorbeimarsch alle genau anzusehen. Der Gesichtsausdruck ist resigniert, aber die Kalaraschen sitzen gerade im Sattel, nicht gebeugt, die Fersen stehen fest in den Steigbügeln, die Zügel werden vorschriftsmäßig in beiden Daumen gehalten, alles wie in der Manege der Kaserne in Caracal.

Meinerseits rufe ich, genau wie auf dem Exerzierplatz, dem vorbeimarschierenden Zug zu: „Gut, Kalaraschen!“

Sie antworten skandierend: „Sie sollen leben!“

Der Zug, der vor uns ist, reitet jetzt im Trab und wirbelt so viel Staub auf, daß wir einige Sekunden lang nur den schlagenden Schwanz des letzten Pferdes sehen und dann überhaupt nichts mehr.

Die Sonne sinkt und wird immer rötlicher. Eine Brücke führt uns über einen ausgetrockneten Bach. Rechts der Straße sind jetzt Pflaumengärten und Weidendickicht.

„Schritt!“

In aufgeschlossener Formation und in fast martialischer Haltung ziehen wir in Hodorautzi, das von einem Gürtel von Anhöhen umgeben ist, ein. Ein Dorf mit schönen Bauernhöfen, mit alten Nußbäumen und sehr vielen Kindern, die uns mit erhobener rechter Hand grüßen und uns „Willkommen“ zurufen.

Das gleiche Bild, an welches wir uns schon gewöhnt haben: mit Teppichen geschmückte Hoftore, Frauen, die uns Obst anbieten, andere, die ihre Tränen mit den Blusenärmeln abwischen, ein Greis, der militärisch grüßt, und wieder ein junges Mädchen, die bei „Habt acht" die rechte Hand zum Gruß ausstreckt.

„Haaalt!" Der vor uns befindliche Zug sitzt ab. Wie es im Reglement steht, tun wir das gleiche. Nach einigen Minuten bringt uns der Obergefreite Tufis vom Schwadronstrupp die erlösende Botschaft: Quartier beziehen, absatteln, wir werden hier übernachten. Endlich!

Ohne lange zu wählen und ohne zu zögern, gehe ich in den ersten Hof hinein, gefolgt von den drei Meldern und der gesamten Gruppe Raitscha.

Diesmal haben wir Glück. Der Bauer, der seine Festtracht angezogen hat, ist der wohlhabendste des ganzen Dorfes. Er hat ein hübsches Mädchen, zwei fesche Söhne und eine sehr redselige Frau. Nach Grußworten und Händeschütteln bittet man mich in das Wohnzimmer, wo alles vor Sauberkeit glänzt und wo es angenehm nach Basilienkraut, Quitten und Nußbaumblättern riecht.

Der Bauer scheint Mitglied der Liberalen Partei gewesen zu sein, denn am Ehrenplatz und in vergoldetem Rahmen hat er das Bild von Ionel Bratianu aufgestellt, des namhaften und auch erfolgreichen Führers aller Liberalen Rumäniens. Für alle Fälle hat er Bratianu nicht allein dort stehenlassen. Sein Bild befindet sich zwischen den Bildern von A. C. Cuza, des sehr rechtsstehenden Professors aus Iassy, und von Constantin Stere, des ziemlich linksstehenden Politikers bessarabischer Abstammung.

Nicht genug damit, eine ganze Wand des Flures ist mit Bildern von Politikern aller Schattierungen, die aus alten Zeitschriften und Wahlplakaten ausgeschnitten wurden, tapeziert: der böseblickende Jorga, der nichtssagende Juliu Maniu, der träumerische Octavian Goga, Constantin Argetoianu, der seinen Zynismus in der Art dokumentieren will, wie er eine dicke Zigarre im Mundwinkel hält, anschließend der schlaue Vaida Voevod und der unausbleibliche Tatarescu.

Mit dieser Aufstellung will uns der Hausherr seinen Opportunismus beweisen, oder will er uns zeigen, wie er sich nach nationaler Einheit sehnt? In diesem Zusammenhang möchte er uns etwas sagen, aber seine Frau schneidet ihm kurz und energisch das Wort ab. Sie spricht so schnell und so malerisch, daß es ihr innerhalb einer halben Stunde gelingt, den ganzen Film der Ereignisse während der sowjetischen Besatzungszeit vor uns abrollen zu lassen.

So erfahre ich, daß die Russen überhaupt keine Zeit dazu gehabt haben, sich in die inneren Angelegenheiten der Gemeinde einzumischen. Sie haben sich nicht einmal um die landwirtschaftliche Kollektivierung gekümmert. Jeder konnte sein Feld nach seinen Wünschen bebauen. Der einzige Kommunist im Dorf, ein Lehrer, der bestrebt war, eine Pioniergruppe und eine Gruppe von Komsomolzen zu bilden, ist seit zehn Tagen verschwunden. Ein Glück, daß die Sowjets auf ihrem Rückzug Hodorautzi umgangen haben. Nur deshalb sind die namhaften Bauern nicht verhaftet worden. Aus Ocnitza und aus Lipnic wurden alle arbeitsfähigen Männer verschleppt . . .

Als sie mit ihrer Rede zu Ende ist, zeigt sie mir das Zimmer, in dem ich schlafen soll, und verschwindet dann mit ihrer Tochter, um das Abendessen für die siebzehn uniformierten Gäste zuzubereiten, die sich in ihrem Hause einquartiert haben. Wenn ich die mit Daunen gefüllten Kissen auf dem Bett ansehe, die bis zur Decke gestapelt sind, dann kann ich mir vorstellen, wie gut ich heute nacht schlafen werde. Inzwischen wasche und rasiere ich mich und ziehe endlich ein frisches Hemd an.

Dann gehe ich, um zu sehen, wie es bei den anderen Gruppen aussieht. Die Unterbringung ist überall sehr gut, und unsere Soldaten werden fürstlich bewirtet. Mit dem Strohwisch abgerieben und getränkt, knabbern unsere vierbeinigen Kameraden, das Maul tief in den Futtersack gesteckt, zufrieden ihre doppelte Haferration. Mit klirrenden Sporen geht die erste Streife die Straße entlang. Es hat sacht und leise zu regnen angefangen. Auch dieser Regen ist zum Schlafen wie geschaffen . . .

Meine Inspektion ist jetzt zu Ende, und es ist Zeit, daß ich schlafen gehe. Das Haus mit dem duftigen Zimmer und den vielen Kissen ist nur ein paar Schritte weit. Ich gehe über die Straße, aber als ich gerade dabei bin, das Tor aufzumachen, durchschneidet die Stimme des Obergefreiten Tufis die Stille der Dunkelheit:

„Herr Oberleutnant, wir gehen weg. Die Züge bilden sich in Kolonnen, in normaler Reihenordnung, auf der Straße die nach Volcinetz—Lipnic führt. Wir werden den Dnjestr überschreiten!"

Verdammt noch einmal! Das Festessen, das Bett mit den vielen Kissen, alles für die Katz. Ich bin so wütend, daß ich beinahe einen

Karabiner genommen hätte, um das ganze Magazin in die Gesichter des zynischen Argetoianu und des unausbleiblichen Tatarescu zu schießen.

In zehn Minuten sind die Männer ausgerüstet, und es wird gesattelt. „Pferde 'raus!" rufen die Unteroffiziere.

Wir sitzen auf, bilden uns in Kolonne, so wie es befohlen wurde, und starten im Trab zum östlichen Ausgang des Dorfes. Im starken Trab durchreiten wir einen Wald mit dem aufrüttelnden Namen: *Padurea Spatarului* (Wald des Spatars), das heißt des Oberkommandierenden des walachischen und des moldauischen Heeres in den vorigen Jahrhunderten. Wahrscheinlich von hier aus ist Stefan der Große mit seiner Reiterei auf Lipnic losgegangen, als er am 20. August 1470 die Tataren dort geschlagen hat. So behauptet der polnische Chronist Dlugosz ...

Jetzt gießt es in Strömen, aber nur für kurze Zeit. Das ist gut, denn keiner wird mehr vom Schlaf übermannt und kommt deshalb auch nicht in Gefahr, beim Schritt vom Pferd zu stürzen.

Im Trab erreichen wir Volcinetz, eine große Gemeinde mit vielen Straßenkreuzungen. Wir überholen Infanteriekolonnen, eine Artilleriebatterie und die Panzerspähwagen unserer Brigade. Zuerst geht es bergauf, dann bergab, wir lassen rechts eine Akazien-Schutzpflanzung in der Nähe eines Wächterhauses zurück, überqueren eine Bahnlinie, überholen andere Infanteriekolonnen und ziehen in Lipnic ein, das ziemlich groß zu sein scheint und teilweise wie ein Städtchen aussieht. Der Platz vor der Kirche ist mit Fuhrpark und Vieh angefüllt, so als ob hier ein Viehmarkt stattfinden würde.

Unter einer Wagendecke erscheint das Gesicht einer Frau, die neugierig zu uns herübersieht. Forschend, wie es seine Natur ist, fragt Raitscha sie:

„Mütterchen, von wo seid ihr?"

„Aus Verejeni. Gestern haben die Russen von der anderen Seite des Dnjestr mit ihren Kanonen auf uns geschossen. Unser Haus wurde vollkommen zerstört. Eine ganz große Granate explodierte in der Nähe der Kirche und tötete mehrere von unseren Offizieren, einer davon soll ein großer Chef gewesen sein ..."

Mehr sagt die Frau nicht und verschwindet hinter dem Vorhang ihrer Wagendecke.

Der Zug des Leutnants Barbu, der an der Spitze der Kolonne reitet, biegt nach links auf eine Straße mit sehr wenigen Häusern

ein. Wir folgen, und nach zweihundert Metern bleibt alles stehen und sitzt ab. Von Mann zu Mann wird ein Befehl weitergegeben, der uns zu verstehen gibt, daß wir in dieser Nacht den Dnjestr noch nicht überschreiten werden. Man sagt uns, daß wir nicht absatteln dürfen, wachsam bleiben, aber uns trotzdem ausruhen sollen. Blödsinn! Wie kann man gleichzeitig wach bleiben und sich zur Ruhe legen?

Die Bauchgurte der Pferde werden gelockert und die Steigbügel hochgezogen. Jeder versucht, eine Zeltplane auf dem Boden auszubreiten, und legt sich mit dem Kopf auf den Brotbeutel zum Schlaf. Mir hat Mazilu statt eines Kissens ein wenig Heu unter den Kopf gesteckt, aber ich kann nicht schlafen, und ich schaue, wie am Himmel eine Wolke die andere ablöst. Aus der Richtung des Dnjestr ist ständig das dumpfe Dröhnen der Granatwerfer zu hören ...

Schön ist es an diesem Morgen des 18. Juli 1941. Durch einen seiner Melder läßt mir Major Martinescu, der Abteilungskommandeur, sagen, daß ich vor 10.00 Uhr bei der Kirche in Ocnitza, das ist ein Ortsteil von Lipnic, sein soll, um an einem Begräbnis teilzunehmen. Wessen Begräbnis? Ich mache mich auf den Weg und melde mich beim Major, der nur eines weiß, nämlich daß unter den Toten, die begraben werden sollen, auch der Major Emil Albu vom Kalaraschen-Regiment 3 ist ...

So ist es im Kriege, und wir müssen uns daran gewöhnen, daß jeden Tag einer von uns abtritt, um zu der „Großen Armee" einzurücken, aber die Nachricht, daß auch Albu unter den Toten ist, verwirrt mich und dringt tief in meine Seele.

Ein richtiger Bojar dieser Albu, aus einer der ältesten Familien des moldauischen Landadels stammend, Soldat aus innerer Berufung, kühner Reiter, von totaler Ritterlichkeit, Major, erlebte er in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Enttäuschungen und Rückschlägen, die bis zum Ende seiner militärischen Laufbahn geführt hätten, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre. Als Leutnant im Ersten Weltkrieg zeichnete er sich besonders in den Kämpfen bei Oituz aus wie auch später in dem Feldzug gegen die Räterepublik von Belá Kuhn und bei der Säuberung Bessarabiens von bolschewistischen Banden. Nach dem Krieg aber, in dem engen Raum einer Provinzgarnison, in der er gelandet war, kam er mit einem Vorgesetzten in Konflikt, der ihm Unannehmlichkeiten aufhalsen wollte. Weil er dem betreffenden Obersten nicht streng genug erschien, gab dieser ihm eine schlechte Note, die ihm zum Ver-

hängnis wurde. So ist es im Leben — nicht nur bei der Armee, eine schlechte Notierung wiegt schwerer als zehn gute ...

In den meisten Fällen aber werden die schlechten Notierungen der Friedenszeiten von dem Verhalten auf dem Schlachtfelde nicht bestätigt, genausowenig wie die vorherigen guten Notierungen. Konfrontiert mit der Wirklichkeit, verlieren viele Theoretiker, die im Frieden mit Strategie und Taktik sehr vertraut sind, im Kriege den Kopf, sind nicht imstande, Entscheidungen zu treffen, und geben widersprüchliche Befehle, die Panik verursachen und zur Vernichtung ihrer eigenen Einheit führen.

Erst vor zehn Tagen, während der Kämpfe bei Chotin, hatte ich Gelegenheit, einen solchen „Musteroffizier" zu sehen, der, seine Leute ihrem Schicksal überlassend, weglief, nachdem er zuerst den Verwundeten und dann den Verrückten simuliert hatte. Es handelte sich um Oberleutnant L . . . eanu, der vorzüglich notiert war und aus dem man einen Generalstabsoffizier machen wollte.

Albu war aus einem anderen Holz geschnitzt. Vom ersten Tage des Krieges an hat dieser schlecht notierte Offizier, der sicherlich kein Theoretiker war, nicht nur den Tod souverän mißachtet, sondern auch den Beweis erbracht, daß er als Truppenführer über außergewöhnliche Eigenschaften verfügte. Er wußte das Vertrauen der Soldaten zu gewinnen, die ihm blind folgten. Kaum einen Monat nach Kriegsbeginn ist Albu tot, ohne für seine Leistungen und seine Fähigkeit, eine Truppe zu führen, eine offizielle Anerkennung erhalten zu haben.

Durch eine Ideenverknüpfung denke ich an meinen Vater, der in seiner militärischen Laufbahn ebenfalls mit einem rachsüchtigen Chef zu tun hatte ...

Da ist die Kirche von Ocnitza, die traurige Zeremonie findet jedoch im Freien statt. Der Kommandeur der Brigade ist da, ein Feldgeistlicher, etwa fünfzehn Offiziere, ein Ehrenzug mit aufgepflanztem Bajonett und sehr viele Einwohner des Ortes und Flüchtlinge aus den Dörfern, die am Dnjestr liegen.

Auf dem Vorhof der Kirche liegen vier Leichen und ein Sack aus Jute nebeneinander. Ich trete näher ...

Die erste Leiche links ist die eines einfachen Soldaten des Kalaraschen-Regiments 3, der neu eingekleidet gewesen zu sein scheint. Die Stiefel zeigen nicht die geringsten Falten, und seine Uniform wurde frisch geputzt. Kein sichtbares Zeichen einer Verwundung. Sein Gesicht ist glatt, entspannt, und man könnte fast sagen, daß

ein wohlwollendes Lächeln seinen Mund belebt. Ich habe den Eindruck, daß dieser tote Soldat perfekt den Charakter und das Schicksal des rumänischen Bauern widerspiegelt: bereit, sich hinzugeben, im Frieden wie im Kriege. Er ist ein bildlicher Ausdruck der Aufopferung in Erfüllung seiner Pflicht. Er ist ein unbekannter Soldat, der unbekannte Soldat, der mir auf einmal lieb geworden ist.

Ich muß einen Schritt weitergehen, um den zweiten Toten zu erkennen, dessen in einem Abwehrreflex ausgestreckte Hände einen Teil des Gesichtes verbergen. Er ist Oberleutnant Gili Marinescu, Ordonnanzoffizier des Kommandeurs des Kalaraschen-Regiments 3, erfolgreicher Tournierreiter.

An den an seinen Waffenrock befestigten Abzeichen der französischen Militärschule Saint-Cyr sehe ich, daß die dritte Leiche die des Rittmeisters Eugen Ionescu ist, Schwadronschef im selben Regiment. Ein Granatsplitter hat ihm den Hals zur Hälfte abgesägt.

Und der Vierte? Mein Schulfreund und Komplice so vieler Jugendstreiche, Rittmeister Stefan Tebeica, Chef der Pionierschwadron der Brigade. Sein blondes, lockiges Haar hält die Sonne fest, deren Strahlen auch sein Gesicht und seine staunenden, weit geöffneten Augen erhellen.

Links von Tebeica, in dem Sack aus Jute, was von Major Albu noch geblieben ist, Fleischstücke und zerbrochene Knochen ...

Die Trompeter blasen „Zum Gebet", der Feldgeistliche murmelt etwas, dann spricht Oberst Danescu, wahrscheinlich sehr rührend, weil die anwesenden Frauen aufschluchzen. Ich höre aber nichts, ich kann auch nichts hören, ich blicke dauernd auf die vier Toten, auf den Sack aus Jute und wieder und immer wieder auf diesen Sack ...

Als er noch lebte, hat ihm ein ungerechter Vorgesetzter seine Karriere zerstört, und heute verläßt Albu, obwohl man ihn *„post mortem"* zum Oberstleutnant befördern wird, diese Welt, in Stücke zerfetzt.

Durch Lipnic zieht eine Kolonne der Brückenbaupioniere, die Hoffnung erweckt, aber der Sack aus Jute vom Vorhof der Kirche in Ocnitza geht mir nicht aus dem Sinn. Ich laufe ziellos hin und her und lehne es auch ab, der „Vierte" einer Pokerpartie zu sein, die der Rittmeister in einer Scheune organisiert hat.

Gegen Abend kommt ein neuer Befehl: die Pferde bleiben an Ort und Stelle; von einem Verbindungsoffizier der Brigade geführt, werden wir uns um 22.00 Uhr in Marsch setzen, um anschließend den Übergang über den Dnjestr zu unternehmen. Diesmal wird mein Zug der letzte in der Kolonne der Schwadron sein, also die Nachhut übernehmen.

In stockfinsterer Nacht setzt sich die Schwadron, mit Rittmeister und Verbindungsoffizier an der Spitze, in Bewegung, um Verejeni zu erreichen, das in Luftlinie elf bis zwölf Kilometer von unserem Startplatz entfernt ist.

Wahrscheinlich hat unsere Spitze eben diese Luftlinie als Marschroute gewählt, denn wir überschreiten die sich hinschlängelnde Bahnlinie einmal, zweimal, dreimal . . . zehnmal; Waffen, Gerät und Munition tragend oder mit uns schleppend, ersteigen wir die Anhöhen in direkter Linie, wo sie am steilsten sind, rutschen auf dem Gras die Abhänge hinunter und stürzen immer wieder in ziemlich tiefe Gräben. Jeder schimpft und flucht, ich am kräftigsten.

Gegen 04.00 Uhr morgens, nach einem kräftezehrenden Marsch, sind wir endlich schweißdurchnäßt am Ziel angelangt. Die Schwadron wird vorläufig in den Häusern des östlichen Ortsteils rasten und abwarten. Das blasse Licht des Sonnenaufgangs entschleiert die Umrisse des Dorfes ein wenig, dessen letztes Haus den Dnjestr und das sowjetische Ufer stromabwärts beherrscht. Ich niste mich mit meinem ganzen Zug im Hofe dieses Hauses ein.

Der anbrechende 19. Juli wird von heftigem Kanonendonner begrüßt. Weiter stromabwärts steigen schwarze Rauchwolken zum Himmel. Dort ist Mogilew-Podolsk!

In Verejeni sind weder Menschen noch Vieh noch Hunde zu sehen, nur das Geflügel scheint vollzählig. Auch die Katzen sind da. Von überall hört man die Hähne krähen, und in unserem Hof wimmelt es von Hühnern und Enten. Ich halte es für angebracht,

das Schlachten von Geflügel ausdrücklich zu verbieten. Dagegen erlaube ich den Männern, Eier zu nehmen und Mamaliga aus Maismehl zu kochen, was auf der Stelle ausgeführt wird. Während nur wenige unter Aufsicht von Garbis mit den Essensvorbereitungen beschäftigt sind, stehen die meisten wie gefesselt an einem geflochtenen Weidenzaun des Gartens. Sie schauen ständig, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, auf etwas, das jenseits des Stromes passiert. Ich nehme meinen Feldstecher mit, den wie immer Mazilu bei sich trägt, und geselle mich zu ihnen.

Das Landschaftsgemälde ist einfach phantastisch, und was sich dort abspielt, übertrifft alles, was die Augen eines Menschen aus der Ferne erfassen können. Ich glaube, daß nur sehr wenige jemals Gelegenheit hatten, als Zuschauer Zeugen eines Kampfes zu sein, der einen so großen Raum umfaßt.

Die dominierende Anhöhe, auf welcher wir uns befinden, liegt genau in der Mitte des gewaltigen Bogens, den der Dnjestr von nördlich Laszowce bis Serebryja beschreibt. Von dieser Stelle bis zu dem steilen Uferhang sind es etwa fünfhundert Meter, und deshalb ist der Strom von hier aus nur bis zu seiner Mitte zu sehen, jedoch sind zu unserer Linken seine beiden Ufer in einer Länge von vier Kilometern sichtbar und zu unserer Rechten in mindestens sechs Kilometer Länge, nämlich von Lencautzi, das am bessarabischen Ufer liegt, bis Serebryja, jenseits des Stromes und westlich von Mogilew-Podolsk.

Auf sowjetischer Seite steigt das Gelände in einer Breite von ungefähr acht Kilometern langsam zu einer Hochebene an, die teilweise bewaldet ist. Vom Stromufer bis zu der Hochebene dürfte die Entfernung drei bis vier Kilometer betragen. Das also ist der Raum, in welchem vor unseren Augen hart gekämpft wird.

Einigen Schwadronen der 5. und der 6. Kavalleriebrigade sowie der Pionierschwadron unserer Brigade ist es gelungen, bei Laszowce einen Brückenkopf zu bilden, den sie in östlicher Richtung zu erweitern versuchen, um die Verbindung mit den Deutschen aufzunehmen, die ihren weiter östlich gebildeten Brückenkopf ebenfalls erweitern. Die Sowjets versuchen ihrerseits durch Artilleriesperrfeuer die Schlauchboote daran zu hindern, Verstärkungen in unseren Brückenkopf zu bringen. Das größte Hindernis für unsere Truppen in östlicher Richtung aber sind die Bunker von Serebryja, die Bestandteil der sogenannten Stalin-Linie sind und die von Einheiten der 169. sowjetischen Division gehalten werden.

Unsere Artillerie versucht, diese Bunker mit Zerstörungsfeuer zu belegen, aber nur zwei Volltreffer scheinen einen dieser Bunker ausgeschaltet zu haben. So wie es aussieht, hat die rumänische Kavallerie zum erstenmal in ihrer Geschichte den Auftrag, Betonkasematten im Sturm zu nehmen.

Südlich Laszowce, oder Liasevtzi, wie es die Russen nennen, sind Flöße mit Munition und Schlauchboote mit Soldaten zu beobachten, die bemüht sind, an das Ufer zu gelangen. Sie werden durch Beschuß aus schweren sowjetischen Granatwerfern abgeriegelt und sind von Wassersäulen umringt, die wie Geysire aussehen. Jetzt sind es zwei Schlauchboote weniger, Soldaten versuchen das Ufer zu erreichen, einige werden von den Insassen anderer Schlauchboote aufgenommen, jedoch nicht alle, schwarze Punkte werden im Wasser abwärts getrieben . . .

Durch den Feldstecher sehe ich, wie sich weiter östlich ein großgewachsener Offizier bemüht, seine Männer, von denen einige mit Flammenwerfern ausgerüstet sind, hinter einem Erdhügel umzugruppieren. Ja, das ist Oberleutnant der Reserve Niku Tanoviceanu, der jetzt anstelle des gefallenen Rittmeisters Tebeica die Pionierschwadron befehligt, mein Jahrgangskamerad auf der Kavallerieoffiziersschule. Im Zivilleben ist er Dozent und Lehrbeauftragter für römisches Recht an der juristischen Fakultät der Universität Iassy, aber gleichzeitig Spieler der nationalen Rugbymannschaft. Sicherlich wird ihm diese letztere Tätigkeit hier von Nutzen sein. Ein richtiger Drauflosstürmer, dieser Tanoviceanu. Er eilt hin und her, von Mann zu Mann, wirft sich manchmal zu Boden, springt wieder auf.

Unerbittlich von den Granatwerfern und dem Feuer der automatischen Waffen verfolgt, sind die Kavalleriepioniere schließlich gezwungen, sich einzugraben. Jetzt schaue ich mit dem Feldstecher nach links, wo ich glaube, die Schützenschwadronen der Roschiori-Regimenter 10 und 6 entdeckt zu haben. Ihre Reihen haben sich erheblich gelichtet. Viele von ihnen ziehen sich zum Ufer zurück. Der erste Angriff ist zurückgeschlagen worden, der zweite auch. Stoppel- und Brachfelder sind schon mit Leichen übersät.

Unteroffizier Datcu aus Corabia kommt zu mir und flüstert ganz leise, damit die anderen nichts hören:

„Es ist beschämend, daß wir hier wie auf einem Fußballplatz zuschauen. Wir sollten den Leuten helfen, gleich, ohne zu zögern. Ich schäme mich, Herr Oberleutnant, ich schäme mich."

„Ich auch, Datcu, aber wir können nichts tun, weil es für unseren Auftritt noch nicht geklingelt hat. Auf jeden Fall macht dir dein Wille zur Selbstverleugnung Ehre, Datcu. Ich danke dir!"

Jenseits des Dnjestr, nicht weit vom Ufer, wird erneut umgruppiert. Die Roschiori werden jetzt einen dritten Angriff auf die von Erde bedeckten Befestigungen versuchen, wo in jeder Schießscharte der Tod lauert.

Man sieht, wie ihre Reihen sich lichten. Sie weichen zurück, sie gehen auseinander, sie lösen sich planlos auf . . . Um Himmels willen, wird niemand ihnen zu Hilfe kommen?

Die Augen an den Feldstecher gepreßt, suche ich und suche. Plötzlich löst sich aus einer Gruppe von Offizieren, die noch weiter links hinter einem Hügel mit runder Kuppe stehen, jemand und erreicht in Eilschritten die ersten Soldaten der in Auflösung zurückflutenden Truppe. Der Offizier trägt keinen Stahlhelm, sondern eine Tellermütze mit hellgrauem Band*. Aber dieser Offizier trägt noch etwas, was ihn unter Tausenden erkennbar macht, einen Umhang nach der Art der Rittermäntel. Donnerwetter! Das ist er, der „Dschigite", der „Cowboy", das ist unser Dinu Pak.

In der Tat, er ist es. Er stellt jeden zur Rede, faßt die Fliehenden zusammen, alles unter dem Gewitter der Einschläge der feindlichen Granatwerfer. Sein weiter Umhang flattert, er zeigt mit der Hand auf die Kasematten, hebt einen Karabiner vom Boden auf und stürmt in Richtung des Feindes. Die Soldaten folgen ihm, nicht alle, aber die meisten. Mit seiner Körpergröße überragt er alle und wirkt wie eine Fahne. Er geht voran gegen die Feuerwelle und will sich nicht einmal zu Boden werfen. Er ist immer an der Spitze. Auf einmal habe ich den Eindruck, daß er in die Knie gebrochen ist. Ja, er kann nicht mehr aufstehen. Zwei Soldaten wollen ihn aufheben, aber einer stürzt und bewegt sich nicht mehr, ein anderer kommt hinzu, und diese beiden heben ihn auf und tragen ihn auf den Armen in eine Deckung, die mir die weitere Beobachtung versagt.

* Bis zum Kriegseintritt trug jedes Roschori-Regiment Aufschläge in seiner eigenen Regimentsfarbe. Hellgrau war die Regimentsfarbe der Zehner Roschiori. 1941 wurde als Waffenfarbe für die gesamte Kavallerie Karminrot eingeführt, das früher die Farbe der Kavallerieschule war.

Was mit Dinu Ratescu geschah, Oberstleutnant und stellvertretender Regimentskommandeur, denn das war Dinu Pak, der seine Soldaten anfeuerte, um ein viertes Mal auf die Kasematten loszugehen, erfahre ich erst später. Als man den Schwerverletzten, dem eine Granate beide Beine abgerissen hatte, zum Feldlazarett brachte, war er bei vollem Bewußtsein und sagte, nachdem man ihm die Arterien in den zerhackten Beinstümpfen abgebunden hatte, trotz unerträglicher Schmerzen mit ruhiger Stimme:

„Meine Herren, erlauben Sie mir, daß ich mich unter mein Zelt zurückziehe."

Dann bedeckte er sein Gesicht mit dem Umhang, damit keiner sehen konnte, wie verzweifelt er war. Oberstleutnant Dinu Ratescu, das Idol der Kadetten von Targoviste, war von jetzt ab ein Reiter ohne Beine, also ohne Pferd . . .

Als ich sah, wie er vor den Kasematten in die Knie brach, war ich so erschüttert, daß meine Gedanken das Getöse des Kampfes, der sich vor meinen Augen abspielte, verließen und ich instinktiv Zuflucht in Erinnerungen aus meiner nicht allzu weit entfernten Jugendzeit suchte. Als Zögling des Militärgymnasiums Manastirea Dealu habe ich seit meinem elften Lebensjahr Militäruniform getragen, und mein Ziel und mein Traum war, Kavallerieoffizier zu werden aus Liebe zum Pferd und aus Liebe zu dieser Waffe. Mein Vater aber, aktiver Stabsoffizier, der durch die Art und Weise, in der er sich seinen Vorgesetzten gegenüber unbefangen zu äußern pflegte, in der Armee keinen leichten Stand hatte, war immer dagegen. Es gelang ihm schließlich, mich dazu zu bewegen, gegen meinen Willen und gegen meine Überzeugung auf die militärische Laufbahn zu verzichten und Rechtswissenschaften zu studieren.

Zwei Jahre nach dem Abitur befand ich mich aber unter den sechzig Ausgewählten von mehr als vierhundertundfünfzig Bewerbern, die nach dem Besuch der Schule von Targoviste zum Reserveleutnant der Kavallerie befördert werden sollten. Targoviste war mir nicht fremd, da das Militärgymnasium, das ich besuchte, seinen Gebäudekomplex um das alte Kloster von Dealu hatte, das vier Kilometer von der Stadt entfernt, am Ende einer prächtigen, von Linden gesäumten Allee gelegen war. Die Kavallerieschule lag direkt am Bahnhof, von dem ich mindestens sechsmal im Jahr abfuhr oder ankam, und jedesmal, wenn ich dort vorbeikam, dachte ich, daß auch ich einmal den Haupteingang betreten würde. Drinnen aber war ich noch nie.

Gleich am ersten Tag nach unserer Ankunft waren alle sechzig Reserveoffiziersanwärter, die von sämtlichen Kavallerieregimentern hierher geschickt worden waren, in der Sommerreitbahn, die vor den zwei großen Manegen lag, angetreten, und ich war derjenige, der dem ankommenden Rittmeister Meldung erstattete.

Dieser Rittmeister war mittelgroß, sehr schlank, blond, sah weder links noch rechts und schien niemals in seinem Leben gelacht zu haben. Eine Ordonnanz brachte einen Grauschimmel, den er am Zügel hielt. Neben dem Pferd waren auf zwei Decken alle einzelnen Teile eines kompletten Sattelzeuges aufgestellt.

Der Rittmeister stellte sich uns vor: „Plesoianu Veniamin. Ich bin ihr Klassenoffizier und Reitlehrer*. Dann sich zu mir wendend:

„Wie heißen Sie, und was sind Sie im Zivilleben?"

„Reserveoffiziersanwärter Emilian Ion vom Roschiori-Regiment 9 ‚Prinzessin Helene', Student der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bukarest."

„Auf welchem Gymnasium waren Sie?"

„Militärgymnasium Manastirea Dealu, Herr Rittmeister."

„Gut, ab heute sind Sie der Klassenälteste und tragen die Verantwortung für alle Ihre Kameraden. Sagen Sir mir, wen haben Sie jetzt vor sich?"

„Vor mir habe ich Herrn Rittmeister Plesoianu Veniamin, Klassenoffizier und Reitlehrer des Reserveoffizierslehrgangs der Kavallerieschule ‚König Ferdinand I. von Rumänien'."

„Quatsch, Sie haben das Wichtigste übersehen. Vor Ihnen steht ein Pferd, das Pferd, die größte und die edelste Entdeckung des Menschen, mittels welcher er geworden ist, was er heute ist. Dieses Pferd müssen Sie verstehen lernen, denn ohne es zu verstehen, werden Sie niemals Kavallerieoffiziere sein. Kaffeehaustratscher und Schmarotzer behaupten, daß das Pferd dumm sei. Das Pferd ist viel intelligenter und hat mehr Herz als solche Kerle. Wenn sich das Pferd und sein Herr in einer gefährlichen Situation befinden, erkennt es diese Gefahr und geht ihr kühn entgegen. Wenn es um ein Rennen oder um die Überwindung von Hindernissen geht, macht das Pferd mit und erfreut sich genau wie sein Herr an dem Erfolg. Es liebt seinen Herrn grenzenlos, wenn dieser die Liebe verdient . . ."

* Als Oberstleutnant und Regimentskommandeur der Zweier Roschiori Ende September 1941 bei Odessa gefallen.

Eine Stunde lang sprach Plesoianu über das Pferd, während er mit der Erklärung des Sattelzeuges in fünfzehn Minuten fertig war. Obwohl die meisten von uns schon früher geritten hatten, hat uns Plesoianu mit der Reitkunst vertraut gemacht. Drei Stunden täglich waren wir im Sattel, mit Ausnahme der Samstage, an denen wir von 7.00 bis 12.00 Uhr im Gelände ritten. Hauptsächlich beim „Reprise“-Reiten in der Manege, bei dem die Haltung nicht nur vom Spiegel, sondern auch von Oberfähnrichen der aktiven Offizierslaufbahn kontrolliert wurde, war Plesoianu von äußerster Strenge. Wenn einer bei einer Volte im Galopp, ohne Zügel und ohne Steigbügel, vom Pferd stürzte, dann wurde er sofort angeschrien:

„Wer hat Ihnen den Befehl gegeben abzusitzen?“

Außer Reiten machten wir jeden Tag auch eine Stunde Stalldienst, wenn Plesoianu feststellen konnte, daß die Pferde richtig abgetrocknet und geputzt waren, wenn nicht, ordnete er die Verlängerung des Stalldienstes an.

Zur täglichen Tätigkeit gehörten auch zwei Stunden infanteristische Ausbildung und drei Stunden theoretischer Unterricht. Was das letztere anbetraf, war „Hamlet“, denn so wurde Oberstleutnant Athanasiu, unser Topographielehrer, genannt, der Meinung, daß die vorgesehenen Stunden für sein Fach bei weitem nicht ausreichten, und deshalb gab er uns für die „Freizeit“ eine zusätzliche Beschäftigung. Er befahl uns, innerhalb einer Woche die Landkarte von Targoviste und Umgebung von 1:100 000 auf den Maßstab 1:5000 zu vergrößern, was flächenmäßig vier Quadratmeter ausmachte.

Wir wurden in Targoviste auf eine harte Probe gestellt, aber wir haben es durchgestanden dank dieser unerschöpflichen Kraft, die die herrliche Jugendzeit in sich trägt, und dank des Kampfgeistes, der uns alle damals beseelte. Mit leichtem Herzen und sogar mit Belustigung haben wir auch manche unausdenkliche Bestrafung hinter uns gebracht. So bekam zum Beispiel Niku Tanoviceanu, der turbulenteste unter uns allen, auf den die Oberfähnriche der aktiven Offizierslaufbahn wegen seines undisziplinierten Verhaltens ein Auge hatten, von einem von ihnen eine einzigartige Strafe. Er mußte die Reitbahn „General Baicoianu“, die überhaupt die größte in ganz Rumänien war, ausmessen, und zwar mit — einem Streichholz.

Der Betreffende führte den Wunsch des Oberfähnrichs durch. Es war auch schwer zu kontrollieren, ob die Angaben überhaupt

stimmten, aber weder Tanoviceanu noch einer von uns kam auf den Gedanken, den verrückten Oberfähnrich anzuzeigen. Im Gegenteil, die Geschichte hat uns gewaltig amüsiert. Die Jugend ist wie der Ausbruch des Frühlings, der von niemandem und von nichts verhindert werden kann . . .

Nach vier Monaten der Ausbildung nahm uns ein anderer Rittmeister in Empfang, der unser Schwadronchef werden sollte. Er hieß Dinu Ratescu, war ein großer, schlanker, dabei athletisch gebauter Offizier, mit blondem lockigem Haar und dunklen Augen, die man nur sehen konnte, wenn er ohne Kopfbedeckung war, denn er pflegte den Mützenschirm so weit herabzuziehen, daß nur die Nasenspitze unbedeckt blieb. Eigenartig bei ihm war der Mund, denn es war kaum möglich festzustellen, ob er grinste, ironisch lächelte oder tiefernst war.

Ratescu war der einzige Sohn einer verwitweten, sehr reichen Frau, die ihn über alles liebte und ihm auch das notwendige Geld gab, so daß er ein Leben nach seinen Vorstellungen führen konnte. Er hätte dieses Geld in Nizza, im Spielkasino von Sinaia, auf dem Rennplatz oder mit schönen Frauen verpulvern können, aber das tat er nicht, sondern lebte ziemlich bescheiden, war kein Trinker, kein Raucher, kein Schürzenjäger und kein Kartenspieler. Er legte Wert darauf, ein Vollblutpferd, das ihm gefiel, sofort zu kaufen, er legte Wert darauf, daß sein persönlicher Diener wie ein Lakei vom britischen Königshof aussah, daß seine drei Windhunde genug zu fressen hatten und daß er pünktlich die Miete eines Hauses mit großem Garten bezahlen konnte. Er brauchte unbedingt einen großen Garten, denn wo sonst konnte er das Schießen nach Art der Cowboys üben? Wenn man in dem Garten die Pak-pak-Schüsse der Pistole hörte, war das der Beweis, daß er zu Hause war, und wegen dieses Pak-pak wurde er auch Dinu Pak genannt.

Unsere Übernahme durch Dinu Pak fand auf dem sogenannten Karrierefeld statt, das war der drei Kilometer lange und zwei Kilometer breite Übungsplatz der Schule, der zwischen der Bahnlinie und der Straße nach Bukarest lag. Gut gelaunt, die männliche Schönheit seines Gesichtes strahlend vor Zufriedenheit, sagte er zu uns:

„Meine Herren, um richtige Kavallerieoffiziere zu werden, brauchen Sie alles andere als eine orthodoxe Erziehung. Wir müssen natürlich reiten nach der Art unserer Ahnen, und wir müssen uns so benehmen, daß das Pferd sich nicht schämt über den, den es auf

seinem Rücken tragen muß. Ich werde versuchen, Ihnen das beizubringen ... Bringt mir ‚Satan' hierher!"

Man brachte ihm „Satan", eines seiner eigenen Pferde, ein schwarzes englisches Vollblut, nervös, als ob es auf Glut tanzte. Der Rittmeister legte den langen Umhang ab, den er ständig zu tragen pflegte, dann den Waffenrock, schließlich auch das Hemd und blieb mit nacktem Oberkörper wie ein Saporoge aus der Taras-Bulba-Zeit. Dann näherte er sich „Satan", streichelte ihn zwei-, dreimal, flüsterte ihm etwas ins Ohr und startete in wildem Galopp in Richtung der Ortschaft Ulmi, die an das Karrierefeld angrenzte.

Am Ende des Feldes machte Dinu aus einer Volte kehrt, und „Satan" galoppierte jetzt auf uns zu. Dann sahen wir ihn kerzengerade auf dem Sattel stehen mit ausgestreckten Händen. Wieder im Sattel, wieder eine Volte, wieder auf dem Sattel stehend, wieder im Sattel ... Im Galopp saß er ab, um voltigierend gleich aufzusitzen, beugte sich nach unten, so daß er mit der Hand das Gras streifen konnte, kam im gleichen Tempo zu uns, saß im Galopp ab und brachte „Satan" zum Stehen. Voll Bewunderung standen wir mit offenem Mund, dann klatschten wir begeistert Beifall und riefen:

„Sie sollen leben, Herr Rittmeister!"

Er bedankte sich zufrieden, ohne seinen Mund nur zu dem geringsten Lächeln zu verziehen. Dinu Pak hatte uns alle gewonnen, aber sein Erfolg war geringer, als er den Versuch machte, auch uns zu vollkommenen Dschigiten auszubilden. In einigen Tagen war im Krankenrevier kein Bett mehr frei, und der Kommandeur der Schule verbat weitere Exhibitionen dieser Art.

Nach zwei Monate Schwadronsschule wurden wir für zwei Monate als Rekrutenausbilder zu unseren Regimentern geschickt und dann wieder nach Targoviste zurückbeordert, wo wir bis zur Abschlußprüfung, ebenfalls mit Dinu Pak, nicht nur alle möglichen Geländeritte und Kavallerieübungen unternahmen, sondern auch Kavallerieattacken, die zwar nach dem Stand der Entwicklung nicht mehr für möglich gehalten, aber stillschweigend toleriert wurden, um den Geist der Waffe weiter zu pflegen.

Nicht nur wegen seiner Kühnheit im Reiten haben wir Dinu Pak abgöttisch verehrt, sondern auch wegen seines ganzen Lebensstils und der Art und Weise, in welcher er die Leute in Staunen versetzte und komische Situationen schaffte, ohne durch sein Verhalten zu verraten, daß ihm all das Spaß machte. Sein Pflichtbewußtsein hinderte ihn nicht daran, jemals seine unkonformistische, ja sogar rebellische Haltung zu revidieren, und eben das begeisterte uns junge Leute, die gegen das etablierte System in Rumänien eingestellt waren, am meisten.

Theoretisch hatten wir mittwochs und samstags ab 17.00 Uhr frei. Dann beeilten wir uns, um rechtzeitig in der Stadtmitte zu sein; denn jeden Mittwoch und jeden Samstag geschah hier etwas Sehenswertes, das nicht zu versäumen wir uns bemühten. Wenn die Glocke von der Präfektur 18.00 Uhr schlug, erschien genau auf die Minute auf der Strada Domneasca, also auf der Herrengasse, eine einzigartige Kutsche, vor welcher drei Pferde, eines hinter dem anderen, eingespannt waren. Die Kutsche hatte zwar vier Räder, aber nichts weiter außer einem langen Brett. Im Reitsitz, die Zügel und eine Zirkuspeitsche elegant in den Händen haltend, saß Dinu darauf, den unteren Teil seines Umhangs über eine Schulter geschlagen und den Schirm der Mütze bis auf die Nasenspitze herabgezogen. Hinter ihm, mit verschränkten Armen und als kaukasischer Krieger gekleidet, sein Bursche. Ergötzt und in hohen Sprüngen laufend, links und rechts der Kutsche seine drei Windhunde.

Es war nicht leicht, ein solches Gespann durch die äußerst engen Straßen zu kutschieren, aber Dinu Pak schaffte es, von der spazierenden Prominenz der Stadt immer aufs neue bewundert. Dagegen konnte die Standortkommandantur nichts unternehmen, weil nirgends geschrieben stand, daß ein Offizier nicht im Reitsitz kutschieren dürfte, und ob die Pferde nebeneinander oder hintereinander eingespannt sein mußten.

Zur damaligen Zeit besaß Targoviste zwei Lokale, die von Ehemännern nur sehr diskret besucht wurden, sagen wir zwei Tingeltangellokale, „Zum schwarzen Hahn" und „Zum Blumenkorb". Das erst war zu ordinär für unseren Geschmack, das zweite aber war etwas vornehmer, und seine „Blumen" waren von besserer Qualität. Wir bevorzugten den „Blumenkorb" — Dinu Pak auch. Dorthin hatte er uns alle eingeladen, als er dreiunddreißig Jahre alt wurde. Zu diesem Anlaß setzte er es beim Kommandeur durch, daß uns erlaubt wurde, erst um 1.00 Uhr in die Kaserne zurückzukehren. So wurden wir Zeugen eines unvergeßlichen Ereignisses.

Wir tranken, sangen und tanzten, und wir sahen zum erstenmal Dinu Pak in schallendes Gelächter ausbrechen, aber Punkt Mitternacht erhob er sich von seinem Stuhl, zahlte die gesamte Zeche,

grüßte uns mit ernster Miene und ging hinaus, wo gleich drei Fiaker auf ihn warteten.

In den ersten Fiaker legte er den Säbel und das Käppi mit den drei goldenen Rittmeisterborten. In dem zweiten nahm er selber Platz, und in dem dritten Fiaker wurden alle fünf Mitglieder der Zigeunerkapelle samt ihren Instrumenten zusammengedrängt. Dem ersten Geigenspieler gab er eine Liste von Romanzen und Volksweisen, die unterwegs dauernd gespielt werden sollten.

Dann ging es los, im kleinen Trab und mit Musik durch die Stadt. Ein Fenster nach dem anderen tat sich auf, und im Fensterrahmen erschienen Frauen in Nachthemden, Mütterchen mit Nachtmützen, dicke Metzger, seriöse Beamte und bebrillte Lehrer, mit einem Wort alle Einwohner der Stadt, die auf diese Weise erfuhr, daß Dinu Pak Geburtstag hatte.

Dem Standortkommandanten platzte der Kragen, und er gab ihm fünf Tage Hausarrest, nicht wegen nächtlicher Ruhestörung oder wegen der ungewohnten Vorstellung, sondern wegen des Verstoßes gegen die Vorschriften zum Tragen der Uniform, weil Dinu Pak ohne Kopfbedeckung in einer Kutsche saß ... Was zählten aber die fünf Tage Hausarrest im Vergleich zu dem Vergnügen, eine ganze Stadt auf den Kopf gestellt zu haben, die dann noch wochenlang von nichts anderem sprach?

Das war unser Dinu Pak, der einmalige und vergötterte Reiter, der bei Serebryja die Beine verlor.

Für mich bedeutete seine Verstümmelung, daß der Krieg mich von meiner Jugendzeit und meinen Träumen mit der grausamen Schärfe einer Amputation jäh abschnitt.

*

Und jetzt, was spielt sich noch Sonderbares und Schreckliches jenseits des Dnjestr ab? Die gelichteten Schützenschwadronen können nicht wieder in Schwung gebracht werden, aber jemand, der ohne Stahlhelm hin- und herläuft, will die ganze Sache in seine Hand nehmen und versucht, was noch von den drei Pionierschwadronen der 5., 6. und 8. Kavalleriebrigade geblieben ist, umzugruppieren und eine letzte Chance wahrzunehmen.

Es ist der ehemalige turbulente Kadett von Targoviste, der wegen schlechtem Betragen und angeblichem Mangel an Fähigkeiten sogenannter Fahnenträger unseres Jahrganges wurde, also als Letzter die Offiziersschule absolvierte, und der hier, vor diesen Kasematten der Erste sein will.

Mit dem Feldstecher erkenne ich an dem Bürstenhaarschnitt und der langen athletischen Gestalt Niku Tanoviceanu, den Rugbyexperten und Lehrbeauftragten einer Universität. Ich sehe, wie er hintereinander zwei Handgranaten wirft und dann fünf Männer um sich sammelt, die mit lMG-Trommelfeuer die Schießscharten des ersten sowjetischen Bunkers belegen.

Jetzt schnallt sich Tanoviceanu selbst einen Flammenwerfer auf den Rücken, und der Haufen, der ihm umgibt, ist auf etwa zwanzig Mann angewachsen, vier davon sind mit Flammenwerfern ausgestattet. Der Rückenbehälter eines dieser letzteren ist wahrscheinlich von einem Splitter getroffen worden. Der Mann versucht den Behälter abzuschnallen, aber er kann es nicht. Vielleicht ist er auch verwundet? Der Behälter fängt an zu brennen ... Es ist niederschmetternd!

In drei Sprüngen hat Tanoviceanu die linke Seite des Bunkers erreicht. Unsere MG-Schützen haben das Feuer eingestellt. Er regelt den wie ein Schilfrohr aussehenden Brenner und schickt seinen tödlichen Inhalt in die Schießscharte hinein, dann läuft er einige Schritte seitlich und wirft sich in einen Granattrichter. Zehn Sekunden sind vergangen. Die Munition, die der Bunker beherbergt, detoniert. Die erste Kasematte wird in die Luft gesprengt, und durch ihren Ausfall ist ein toter Winkel geschaffen, der das Vorrücken der anderen mit Flammenwerfern ausgerüsteten Soldaten möglich macht.

Zwei weitere Bunker explodieren zwar nicht, aber ihre Besatzungen werden „ausgeräuchert“, lebendig kommt keiner mehr heraus. Eine unedle Waffe, diese Flammenwerfer, aber welche Waffe, außer der blanken, ist edel?

Die Besatzung des vierten Bunkers hat alles gesehen und kommt mit erhobenen Händen aus dem Versteck heraus. Schließlich wird auch der fünfte und letzte Bunker in die Luft gejagt, diesmal mit Sprengladungen.

Man hört bis hierher das Hurra-Geschrei der Kavalleriepioniere. Die Kasematten von Serebryja, die uns vo viel gekostet haben, existieren jetzt nicht mehr, und dieses Ergebnis ist erreicht worden durch die außerordentliche Kühnheit eines Rugbyspielers und Lehrbeauftragten für römisches Recht, des wildesten eines wilden Reserveoffiziersjahrganges der Kavallerie.

Am späten Nachmittag hat uns die Brigade befohlen, zur Brücke zu marschieren, die die Pioniere der Armee südlich von Naslavcea über den Dnjestr geschlagen haben. Gleichzeitig werden wir angewiesen, dafür zu sorgen, daß unsere Männer mit in Ordnung gebrachter Uniform und in strammer Haltung den Übergang antreten, was wir für ziemlich unangebracht halten. Will man uns noch paradieren lassen?

Die Ortschaft Verejeni über Felder umgehend, die rechte Flanke immer von Böschungen gedeckt, steigen wir hinunter zur Bahnlinie, die wir überqueren, und kommen an einen Feldweg, der in ständigen Windungen und durch einen jungen Wald zum Strom führt. Abgestellte Pkws und Geländewagen geben uns zu verstehen, daß hohe Offiziere an Ort und Stelle sind, um diesen Übergang mitzuerleben.

Die Pontonbrücke scheint nicht vollständig fertig zu sein. Abwartend rastet die Schwadron auf beiden Seiten des Feldweges, während ich ein paar Schritte nach vorn gehe, um zu sehen, was dort passiert.

Knapp einhundert Meter vor der Brücke, deren Zugang von einem hohen Triumphbogen eingerahmt ist, der mit viel grünem Laub und mit der Fahne Rumäniens und der des Deutschen Reiches geschmückt ist, wartet eine bunte Gruppe von hohen Offizieren, einigen vornehmen Herren in Zivil, mehrere Photographen und einer Mannschaft von Kameramännern, die allerdings Militäruniformen tragen. Es sind zwei Generäle dabei. Einen kenne ich nicht, aber den anderen sehr gut, da er ein alter Freund meiner Familie ist, nämlich General Barozzi, Oberster Militärrichter der 3. rumänischen Armee. Hinter ihm, in der Uniform eines Artilleriehauptmannes, mit magerem, blassem Gesicht und kurzgeschnittenem, dunkelbraunem Schnurrbart, George Bratianu, Parteivorstand der Jungliberalen und Professor für Geschichte an der Universität Bukarest, ein enger Freund des Generalleutnants Mihai Racovitza, des Kommandierenden Generals des Kavalleriekorps, der ihn zum Chef der Propagandakompanie des Korps gemacht hat. Ich zerbreche mir aber den Kopf, wer der fesche, monokeltragende Kavalleriemajor sein könnte, der trotz seiner grauen Haare sehr jung aussieht und der mir so bekannt vorkommt. Ich hatte nicht die Absicht, mich bei General Barozzi zu melden, und ich hätte auch

den Kavalleriemajor nicht erkannt, wenn er mich nicht angerufen hätte:

„Emilian, mein lieber Freund, was für eine Überraschung, Sie sehen nicht schlecht aus, wie fühlen Sie sich, wie geht es Ihnen?“

Erst jetzt wird mir klar, daß der fesche Kavalleriemajor kein anderer ist als Stircea, der Präsident des Berufungshofes von Bukarest, den ich früher meist im Talar gesehen habe. Zu ihm tretend, melde ich mich selbstverständlich zuerst bei General Barozzi, der mir, sichtlich erfreut über unser Zusammentreffen, mitteilt, daß Stircea die Funktion des Hauptanklägers bei der Armee ausübt, aber als alter und überzeugter Kavallerist immer noch die Uniform seiner Waffe trägt, was mich ermutigt, die Bemerkung zu riskieren:

„Sicher wird Herr Major auch weiter Kavallerist bleiben?!“

Stircea lächelt, nickt bejahend mit dem Kopf und sagt mir dann, daß die 17. deutsche Armee hinter den Russen, die vor uns stehen, in südöstlicher Richtung vorrückt und daß alle sowjetischen Truppen, mit denen wir bis jetzt zu tun hatten, eingekreist werden. Vor Optimismus strahlend, fügt er hinzu:

„Ihr werdet es sehr leicht haben, denn bei ganzen sowjetischen Armeen sind schon Zeichen der Auflösung eingetreten. Übrigens wird unser Freund Tanoviceanu für alles, was er heute früh getan hat, den ‚Michael der Tapfere‘ bekommen*.

Ein Jurist, einer der zur Hochschule gehört, holt sich als erster die höchste Militärauszeichnung, Hut ab!

Jetzt ist es an der Zeit, die beiden Herren zu verlassen. Bevor ich Abschied nehme, gibt mir Stircea mehrere Päckchen Zigaretten, die ich dankend in die Taschen stecke, weil ich überhaupt keine mehr habe.

Bei der Schwadron ist jetzt auch Oberst Christea, unser „Väterchen“, eingetroffen, der sich leutselig zum Rittmeister und zu mir wendet und in seiner Art, Befehle zu erteilen, folgenden Wunsch vorbringt:

„Du bist als erster bei Chotin an den Dnjestr gekommen. Heute gehst du als erster über die Brücke. Macht's gut! Schieß los!“

Ich grüße den Oberst und gehe zu meinen Leuten: „Aufstehen, Kinder, wir gehen hinüber. Bringt eure Klamotten in Ordnung und seid stramm, denn wir werden für die Wochenschau gefilmt.“

„Ohne Schminke?“ fragt Garbis.

* Höchste rumänische Tapferkeitsauszeichnung, deren Verleihung auch den Besitz von 25 ha Ackerland, die später auf 8 ha reduziert worden sind, mit sich brachte.

„Keine Dummheiten, Garbis. Vorwärts marsch!"

Obwohl für den Soldaten im Einsatz keine Grußpflicht oder sonst eine Ehrenbezeigungspflicht besteht, nehme ich, als wir vor der Gruppe der hohen Herren vorbeigehen, den Stahlhelm ab und grüße mit ihm wie mit einem Hut. Einige erwidern diesen Gruß, die anderen nicht, aber der einzige, der Beifall klatscht, ist Stircea.

Dann stürzen sich die Fotografen und die Kriegsberichterstatter auf uns. Einer stellt mir die Frage:

„Ihren Namen, Herr Oberleutnant? Mit welchem Eindruck überschreiten Sie als erster den Dnjestr?"

Der Kerl meint es vielleicht gut, die gestellte Frage regt mich aber überaus auf: „Ich bin nicht der erste, der den Dnjestr überschreitet. Gehen Sie hinüber und fragen Sie die nach ihrem Namen, die dort schon längst Fuß gefaßt haben, oder fragen Sie nach den Namen derjenigen, die sich nicht mehr bewegen können, weil sie die ersten waren. Und fragen sie auch die armen Pioniere nach ihren Namen, die die Brücke geschlagen haben, unter feindlichem Feuer und mit dem Wasser des Dnjestr bis an den Hals. Ich wünsche Ihnen viel Glück, mein Herr!"

Nur ein paar Schritte weiter denke ich schon, daß es ungerecht von mir war, meinen Zorn an dem Kriegsberichterstatter auszulassen, um mich zu beruhigen. Wir marschieren schon auf die Brücke, deren Pontons von stehenden Pionieren mit vor Müdigkeit erschöpften Gesichtern besetzt sind. Viele dieser Pioniere sind nicht mehr die jüngsten und hätten sogar die Väter der Kalaraschen sein können, die als erste ihr geschaffenes Werk betreten. Ich möchte diesen, für die Reporter und Fotografen nicht so interessanten Brückenbaupionieren unseren Dank und unsere Sympathie in irgendeiner Form zum Ausdruck bringen. Ich fange an, ihnen Zigaretten zuzuwerfen, die sie mit sich glücklich aufhellenden Gesichtern mit beiden Händen auffangen. Was hinter mir kommt, folgt meinem Beispiel, so daß es Zigaretten auf die Pontons hagelt.

Ich weiß nicht, wie es den anderen mit den Zigaretten ergeht, in meinen Taschen ist wieder keine einzige mehr, als wir die Brücke passiert haben, aber ich bin trotzdem glücklich.

Wir biegen nach rechts und kommen in östlicher Richtung durch die Straße von Liasevtzi, der ersten Ortschaft des sowjetischen Reiches, die wir zu sehen bekommen. Die Häuser, von welchen einige sehr geräumig und aus gutem Material gebaut zu sein scheinen, machen den Eindruck, als seien sie seit Jahrzehnten weder instand

gesetzt noch geweißt worden, und manche sehen verwahrlost aus. Verwahrlost sind auch Stallungen und Getreidespeicher, während die Zäune, die wahrscheinlich schon längst als Ersatz für Brennholz Verwendung fanden, vollkommen verschwunden sind. Die Frauen, die von den Türschwellen auf uns schauen, unterscheiden sich überhaupt nicht von den rumänischen oder ukrainischen Bäuerinnen Nordbessarabiens. An einigen Hauswänden hängen weiße Tischtücher, auch Ikonen sind aufgestellt, vor denen Kerzen brennen.

Im Hofe eines größeren Gebäudes warten auf Tragbahren ein Dutzend Verwundete auf ihren Abtransport. Ein kaum Zwanzigjähriger, dessen rechter Arm von der Schulter an weggerissen wurde, jammert ununterbrochen „Mutter, Mutter". Es ist schrecklich, und die Wirkung auf Soldaten, die die Kameraden ablösen werden, ist nicht geeignet, die Kampfmoral zu stärken. Nur Ikonaru wagt es, tröstend und philosophisch zu kommentieren: „Jedem ist sein Los vorausbestimmt. Keiner kann sich seinem Schicksal entziehen . . ."

Wir verlassen die Ortschaft und rücken bei Dunkelheit auf einem ziemlich langen Gegenhang weiter vor. Vor Serebryja lösen wir die Pioniere der Brigade ab und beziehen Vorpostenstellungen. Jetzt ist alles sehr ruhig hier, und der aufgehende Mond gibt uns die Möglichkeit, die beherrschenden, steilen Höhen des bessarabischen Ufers diesmal vom fremden Land aus zu betrachten. Alle, die rings um mich stehen, blicken nach drüben, nach diesen Hängen, die in der Heimat liegen und von welchen wir jetzt durch den Strom getrennt sind. Keiner sagt auch nur ein Wort, aber ich spüre, daß jeder sich selbst die Frage stellt, ob er jemals diese Heimat wiedersehen wird.

Ganz unerwartet werden wir im Morgengrauen von einer Schwadron des Roschiori-Regiments 4 abgelöst, um uns in Richtung Nordwesten in Bewegung zu setzen. Durch eine ganze Reihe von Schluchten, immer bergauf, kommen wir an den Rand eines Waldes, wo ein Rittmeister von den Zehner Roschiori die Reste seiner Schwadron zu gruppieren versucht, um den Marsch zu den rückwärtigen Linien anzutreten. Mehr als fünfunddreißig Mann hat er nicht mehr zusammengebracht. Der unrasierte und sehr niedergeschlagene Rittmeister ist Verulescu, den ich seit meiner Schulzeit kenne. Als er mich ebenfalls erkennt, umarmt er mich und sagt mit ergreifender Stimme:

„Alle meine vier Offiziere sind tot, und von den Unteroffizieren sind nur noch drei bei der Schwadron . . ."

Eine Zeitlang am Rande des Waldes entlang streifend, ziehen wir weiter und sehen ständig, wie Sanitäter aus einem Stoppelfeld Tote herausholen, um sie am Waldrand nebeneinander niederzulegen.

Wir erreichen eine mit kubusförmigen Steinen gepflasterte Straße, auf der wir einen Kilometer marschieren, und durchqueren dann, nach rechts abbiegend, den Hof der Kolchose Willy, die fünf Kilometer südöstlich des Städtchens Jaryschew liegt, und kommen zu der Stellung, die wir von einer Schwadron des Roschiori-Regiments 7 aus Iassy übernehmen sollen. Es handelt sich um eine richtige, von den Sowjets eingerichtete Feldbefestigung mit Stollen, Schützen- und Verbindungsgräben, mit Stacheldrahthindernissen, Baumsperren und Unterkünften für ein ganzes Bataillon, eine Feldfestung, die wir in umgekehrter Richtung, mit allen Hindernissen in unserem Rücken, benützen werden.

Ich bilde mit meinem Zug die linke Flanke der Gliederung unserer Schwadron. Zu meiner Linken entfaltet sich ein breites Tal, bis zu dem bis jetzt noch keine unserer Truppen vorgerückt ist. Vor mir und in östlicher Richtung ein bogenförmiger Wald; weiter rechts fällt die Anhöhe, auf welcher wir uns befinden, allmählich ab bis zu einem Bach. Dahinter ragt ein steiler Hang auf, der wie eine Kalksteingrube aussieht.

Kaum eine Viertelstunde nach unserer Aufstellung sehe ich, wie sechs Gespanne, jedes Gespann zu vier Pferden, aus dem bogenförmigen Wald herauskommen. Es sind sowjetische Granatwerfer. Keine Rede davon, daß wir diesen aufgetauchten Gegner, der zwei Kilometer von uns entfernt ist, unter Feuer nehmen können, und in unserer Nähe ist nichts vorhanden, um ihm entgegenzutreten.

Ich verständige den Rittmeister und ich schlage ihm vor, daß wir schleunigst vorrücken und lieber im Gras liegen, als in dieser dem Feind sehr bekannten Stellung zu sitzen. Der Rittmeister gibt mir recht, und als die Sowjets ihre erste Salve feuern, befindet sich niemand von uns mehr in den Schützengräben. Die Einschläge der 82-mm-Granatwerfer, wenn nicht gar 120-mm-Granatwerfer, liegen alle mindestens fünfzig Meter hinter uns und einige sogar auf Kolchose Willy, ohne jemanden zu töten oder zu verwunden.

Als sie ihr Pensum verschossen haben, holen die Russen ihre Gespanne, protzen auf und verschwinden im Galopp hinter dem bewaldeten Kamm. Ein Anruf von unserem Rittmeister: „In zehn Minuten rücken wir in Richtung Anhöhen östlich der Bahnlinie Mogilew—Schmerinka vor."

Es geht bergab durch ein Weizenfeld, das nicht gemäht worden ist. Einige sowjetische Infanteristen wollen unseren Spaziergang trüben, aber sie geben ihre Schießerei bald auf, weil die meisten ihrer Kameraden nicht mehr mitmachen wollen. Schade daß ich auf zwei meiner Männer verzichten muß, um diese Gesellschaft zur Schwadron zu bringen. Die Überquerung des Baches macht uns keine Schwierigkeiten. Aus dem Weizenfeld kommen jetzt auch die anderen Züge heraus.

Vor uns eine Wiese und die ersten Häuser des Dorfes Jurkowzy. Vier Frauen, eine ältere und drei junge, jede eine kleine Ikone vor der Brust haltend, kommen uns zur Begrüßung entgegen. Die ältere, die die Mutter der drei anderen ist, kann ein wenig Rumänisch. Sie versichert uns, daß die „Moskali" — das soll heißen die russischen Soldaten — weg sind und daß wir in der Umgebung keine mehr finden werden.

„Wir sind Ukrainer und rechtgläubige Christen", sagen alle vier wie im Sprechchor. Halb Rumänisch, halb Ukrainisch fährt die ältere fort: „Mein Mann hat, wie auch viele andere aus dieser Gegend, bis 1921 gegen die Bolschewisten gekämpft. Seit damals weiß ich nichts mehr von ihm. Gott sei gelobt, daß ich diesen Tag erlebe, auf den ich seit zwanzig Jahren warte . . ."

Ich erkläre der Frau, daß ich mich gerne mit ihr unterhalten möchte, daß wir aber leider weiter müssen. Doch sie beschwört mich, doch nur für eine Minute in ihr Haus zu kommen, eine Einladung, die ich nicht ablehnen kann.

Es ist ein sehr bescheidenes Haus mit zwei armseligen Räumen und winzig kleinen Fenstern. Auf dem Tisch, der in der Mitte des angeblichen Wohnzimmers steht, liegen Brot, gekochte Eier und steht ein Tonkrug mit Milch, alles, was die arme Frau uns anbieten kann. Ich danke gerührt.

Dann geht sie zum Kochherd, rückt einen losen Stein beiseite und nimmt aus diesem Versteck ein blaugelbes Band heraus, die ukrainische Nationalfarben, und ein Stück einer alten vergilbten Zeitung mit dem Bild eines noch jung aussehenden Mannes, mit entschlossenem Blick und energischen Zügen.

Ich erkenne ihn sofort, es ist der in Poltawa geborene und aus einer Kosakenfamilie stammende Simon Wassiljewitsch Petliura,

der große ukrainische Patriot, der sein ganzes Leben für die Unabhängigkeit seines Landes und für die Freiheit seines Volkes gekämpft hat. Ursprünglich Sozialdemokrat, wurde Petliura 1917 gleich nach der Oktoberrevolution Kriegsminister der Ukrainischen Republik und kämpfte erfolgreich gegen die Bolschewiken. Gemeinsam mit dem russischen General Denikin eroberte er im September 1919 von den Bolschewiken die Stadt Kiew, die er drei Monate später zu räumen gezwungen war, verbündete sich aber mit den Polen, mit deren Hilfe er erneut die Bolschewiken besiegte, um Anfang Mai 1920 ein zweites Mal in Kiew einzuziehen.

Wie die anderen, die den Bolschewiken jahrelang erfolgreich Widerstand geleistet hatten, wurde auch Petliura von den Westmächten im Stich gelassen, mußte ins Exil gehen, um 1926 in Paris von einem Kommunisten ermordet zu werden.

Ich wußte bereits, daß die Ukrainer glühende Nationalisten und erbitterte Gegner des Kommunismus sind; doch diese fünfzigjährige, arm gewordene Frau, die trotz allem, was sie innerhalb von zwanzig Jahren mitmachen mußte, ihren Glauben nicht verloren hat, um in diesem Glauben auch ihre Töchter erziehen zu können, die das Bild von Petliura in einem Versteck aufbewahrt hat, ist mir ans Herz gegangen. Die Frau hat mir den Beweis erbracht, daß die Ukrainer niemals ihren Freiheitskampf aufgeben werden.

Bevor ich von den vier Frauen Abschied nehme, muß ich ihnen jedoch den Gefallen tun, einen Schluck Milch aus dem Tonkrug zu trinken und auch ein Stück Brot mitzunehmen.

In Richtung des Dnjestr macht sich im Westen die Sonne zum Schlafen bereit, und weit und breit ist kein Gefechtslärm mehr zu hören. Nach einem Marsch von fünf Kilometern durchqueren wir in fortgeschrittener Abenddämmerung einen Wald, an dessen Rand wir stehenbleiben, wie uns befohlen worden ist. Zu unserer Überraschung kommt mit dem Rest der Schwadron auch der Oberst, der mich eher scherzend ein wenig zu hänseln versucht:

„Mein Lieber, was hast du bei der Brücke nur angestellt? Man soll mit Journalisten nicht so umgehen. Außerdem, bei der Betrachtung der Bilder, die aufgenommen wurden, wird jeder deinen Trotzkopf bei der Überquerung der Brücke bemerken."

Die ganze Geschichte scheint ihn jedoch sichtlich in heitere Stimmung versetzt zu haben, denn er lacht und lacht, so daß sein Lederriemen hüpft.

„Väterchen" will mich auch über die günstige Entwicklung der Operationen an allen Abschnitten der Ostfront in Kenntnis setzen und spricht seine Überzeugung aus, daß wir bis zum Dnjepr außer eventuellen Bewegungsgefechten keinen organisierten Widerstand des Feindes zu brechen haben werden; dann nimmt er mich beim Arm, wird ernst und stellt mir die Frage:

„Hast du gehört, was mit Tarnoschi passiert ist?"

Der Sohn eines Generals — der während des Ersten Weltkrieges als Oberst bei den Kämpfen in der Dobrodscha in deutsche Gefangenschaft geriet und dem die Deutschen wegen seines tapferen Verhaltens gestatteten, den Degen weiter zu tragen — ist Oberstleutnant Dan Tarnoschi, der auch in unserem Regiment gedient hat, allgemein als ein hervorragender Kamerad und ausgesprochener Charaktermensch bekannt. Er hat während der Diktatur von König Carol II. wegen seiner Offenheit und seiner nationalistischen Gesinnung viel zu leiden gehabt. In den zeitweiligen Ruhestand versetzt, gehört Tarnoschi seit Kriegsbeginn zur Führerreserve des Kavalleriekorps.

Oberst Christea fährt fort: „Als Tarnoschi von dem Unternehmen des Kavalleriekorps hörte, das zur Bildung eines Brückenkopfes bei Liasevtzi führen sollte, meldete er sich bei General Mihai Racovitza und bat diesen, ihm die Führung einer der für die Operation vorgesehenen Schwadronen zu übergeben. Racovitza, der — wie auch dir bekannt ist — kein Freund der Rechten ist, lehnte dies ab. Fest entschlossen, sein Vorhaben durchzuführen, begab sich Tarnoschi mit einem Pkw zum Gefechtsstand des Generals Manoliu, Kommandeur der 4. Gebirgsbrigade, die vor Ojeva einen weiteren Brückenkopf bilden sollte, und bat auch diesen, ihm zu erlauben, die Funktion eines lMG-Schützen innerhalb der ersten Einheit, die für die Bildung des Brückenkopfes vorgesehen war, zu übernehmen. General Manoliu erfüllte seinen Wunsch.

In der gleichen Nacht ist Oberstleutnant Dan Tarnoschi gefallen, so wie er es sich gewünscht hat, als einer der ersten, die sich geopfert haben, um den anderen den Übergang über den Dnjestr zu sichern. Racovitza hat bis jetzt geschwiegen, aber General Petre Dumitrescu, Oberbefehlshaber der 3. Armee, hat Tarnoschi in einem Tagesbefehl genannt. Obwohl Kavallerist, ist Racovitza nicht einer von uns, merke gut, was ich dir jetzt gesagt habe, mein Lieber . . ."

Was mir der Oberst erzählt, ist dazu angetan, mich wachzuhalten. Gegen Mitternacht zerreißt ein immer deutlicher werdendes Klingen von aneinanderschlagendem Eisen die Stille der Nacht. Es ist das bekannte Gebimmel der an den Sattel gehängten Säbel und Steigbügel, begleitet vom Schnauben und Trampeln der Hufe. Es sind die Pferde, die wieder zu uns nachgeführt werden.

*

Im Sattel werden wir wieder zu der Truppe, die auf Entdeckung ausreitet. Der Vortrab der Schwadron erfolgt in Rhombusformation, d. h. daß sich in jeder Himmelsrichtung ein Zug befindet. Es ist ein Ritt ins Unbekannte, bei herrlichem Wetter und in einer überaus schönen Landschaft mit ständig wechselndem Dekor, wie dies für einen Teil von Podolien zutrifft. Das Geheimnis, das jede Waldung in sich birgt, und die Überraschung, die hinter jedem Hang auf uns warten kann, wirken verlockend. Es sieht so aus, als ob das große Abenteuer erst jetzt anfängt. Da ich mit meinem Zug den Nordflügel der Rhombusgliederung darstelle, sichern wir gleichzeitig die Flanke der Schwadron.

Wir streifen nur den nördlichen Rand der Ortschaft Wojewodschintzi, steigen bergab und wieder bergauf und kommen auf ein Plateau, das von einem einzigen unübersehbaren Weizenfeld bedeckt ist.

Zur Freude unserer Pferde, die bei Schritt nach den Ähren schnappen, reiten wir stundenlang durch dieses Meer von reifem Brotgetreide, bis wir zu dem Teil kommen, der bereits abgeerntet ist, auf dem die Garben in genauso unüberschaubaren Reihen stehen. Auf einmal entdecken wir Spuren von Autoreifen und hinter einer Weizengarbe zwei Leichen, zwei rumänische Gebirgsjäger, von denen einer Obergefreiter gewesen ist.

Wir haben bis dahin schon viele Tote gesehen, auch die durch Genickschuß getöteten Bauern aus der Bukowina, die mit auf dem Rücken gefesselten Händen und mit dem Gesicht nach unten in einem Hof in Njedebautzi lagen, aber einen so tiefen Eindruck wie diese beiden Gebirgsjäger hat uns bis zu dieser Stunde kein anderer Toter gemacht. Diese zwei tragen Spuren von grausamen Folterungen. Ihre Fingernägel sind abgezogen, die Ohrläppchen verbrannt und die Gesichter von mehreren Messerstichen punktiert. Es ist das erstemal, daß wir mit eigenen Augen sehen, wie gefangene Soldaten von bestialischen bolschewistischen Kommissaren zugerichtet worden sind, um etwas aus ihnen herauszupressen oder einfach um uns abzuschrecken.

Diese Märtyrer sollen nicht nur identifiziert und begraben, sondern die grausame Entdeckung auch sofort gemeldet und fotografiert werden. Ich verständige den Rittmeister, der sich mit seinem Schwadronstrupp in fünfhundert Meter Entfernung befindet. Mit ihm kommt im Galopp auch der Oberst, der sich seit heute früh unserem Vortrab angeschlossen und auf den Geländewagen verzichtet hat, um seinen kräftigen irischen Hunter zu reiten. Den Oberst begleitet der Regiments-Oberstabsarzt, Major Dr. Dasoveanu, der sich als ehemaliger Kavallerieleutnant hoch zu Roß sehr wohlfühlt.

In ihrer Anwesenheit durchsuchen wir die Waffenröcke und die Brotbeutel, die die beiden Toten noch bei sich tragen, aber wir finden nichts. Soldbuch und Erkennungsmarke sind ihnen ebenfalls abgenommen worden. Schließlich entdecken wir in einer inneren Brusttasche bei dem Obergefreiten eine Postkarte, die er selbst an seine Frau in Negresti, Distrikt Vaslui, geschrieben hat, aber nicht mehr abschicken konnte. Vorschriftsmäßig sind als Absender Name, Vorname, Dienstgrad, Jahrgang und Feldpostnummer angegeben. Es handelt sich also um zwei Angehörige eines Bataillons der 4. Gebirgsbrigade, die bei Ojeva über den Dnjestr gesetzt hat, also fünfzig Kilometer westlich von hier. Warum sind die beiden bis hierher geschleppt worden? Das wird ein ewiges Geheimnis bleiben.

Für das Begraben werden andere sorgen, wir setzen unseren Ritt fort, aber kaum eine Stunde später stoßen wir auf einen verlassenen Lkw, tote Pferde, leere Munitionskisten und zerstreute Uniformstücke, darunter mehrere Mäntel mit blauen, schwarz umrahmten Kragenspiegeln, die Farbe der sowjetischen Kavallerie. Es ist also anzunehmen, daß die Folterer und Mörder der beiden Gebirgsjäger in den Reihen der Kommissare einer sowjetischen Kavallerieeinheit zu suchen sind, wahrscheinlich in den Reihen der 28. Kavalleriedivision, die im Norden abgedrängt, nach Südosten auszubrechen versucht.

Am Abend, als wir auf beiden Seiten einer Schmalspurbahnlinie und am nördlichen Rand des Waldes, der drei Kilometer östlich von Wolodijewzy liegt, Vorpostenstellung bezogen haben, kann

ich feststellen, daß meine Leute nur über die von uns entdeckten und zu Tode gefolterten Gebirgsjäger sprechen, und jeder wünscht sich, so bald wie möglich einen Politruk der 28. sowjetischen Kavalleriedivision in die Hände zu bekommen. Das ist auch mein Wunsch...

IN DER FALLE?

Seitdem die erste Schwadron die Spitze bildet, reiten wir seit vierundzwanzig Stunden wiederum auf einer Straße. So werden wir auf Schritt und Tritt mit den „Errungenschaften" der zwanzigjährigen kommunistischen Herrschaft in der Ukraine bekanntgemacht. Die Dorfkirchen, die noch nicht abgerissen sind, haben als Getreidemagazine oder als Abstellräume für unbrauchbare landwirtschaftliche Maschinen und verrostete Ersatzteile gedient. Überall verwahrloste Friedhöfe, die als Kuhweide Verwendung gefunden haben.

Als sie sicher waren, daß die Rotarmisten sich endgültig zurückgezogen haben, haben die Ortsbewohner die Kolchosen gestürmt. Jeder nimmt sich ein Stück Vieh, ein Pferd, ein Schwein, oder was er sonst noch finden kann, nach Hause. Frauen und Kinder schleppen mit dem Schubkarren oder tragen auf dem Rücken Säcke mit Weizen und Mehl.

Als wir die Ortsmitte erreichen, ist die Kolchose vollkommen zerlegt. Nur die Raupenschlepper und Dreschmaschinen bleiben am Platz. In den Ortschaften, in denen auch eine sogenannte Kooperative existierte, ist das ganze Inventar bis auf die Gestelle brüderlich aufgeteilt worden. Die Gipsbüsten und Gipsdenkmäler von Stalin werden vom Sockel gestürzt und mit dem Hammer bearbeitet. Ohne dazu angespornt zu werden, sorgt die Bevölkerung in jedem Ort dafür, daß alles, was an den Bolschewismus erinnert, in ein paar Stunden verschwindet. Wer das alles gesehen hat, kann ermessen, wie groß die Ablehnung und der Haß gegenüber dem bolschewistischen System bei den Dorfbewohnern der Ukraine gewesen ist.

Das ist auch nicht schwer zu verstehen, wenn man bedenkt, was diese Bevölkerung alles an Verfolgung und Unterdrückung, Ausrottung durch Hungersnot und Strafexpeditionen erlitten hat. Beim Einzug der Deutschen und ihrer Verbündeten glauben die Ukrainer, daß sie tatsächlich befreit werden, und hoffen, daß gleichzeitig die Stunde der Unabhängigkeit für ihr Land geschlagen habe. Niemals waren die Kommunisten in Rußland so verlassen, so isoliert und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen wie in diesen ersten Monaten des Ostfeldzuges...

*

In weniger als einer Stunde sollen wir den Eisenbahnknotenpunkt Wapniarka erreichen, aber die Spitze ist stehengeblieben, sitzt ab, schickt die Pferde in Deckung und geht in Stellung. Sie ist direkt auf eine motorisierte sowjetische Kolonne gestoßen, die auch über einige Geschütze verfügt.

Iwan protzt ab und fängt an, mit Sprenggranaten auf uns zu schießen. Wir sitzen auch ab und eilen nach vorn, um die Schützenlinie der 1. Schwadron zu verlängern. Zu unserer Vorhut gehört auch eine Batterie des reitenden Artillerieregiments 3. Sie nähert sich uns im Galopp, fährt die Geschütze auf, richtet direkt und schießt mit einem der Geschütze sofort.

Wir sperren mit unserer Schwadron durch eine Halbkreisbewegung den Rotarmisten die Straße nach Osten und belegen ihre Flanke mit lMG-Feuer. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als aufzuprotzen und über einen Feldweg mit Vollgas in den nahen Wald zu verschwinden. Beim Kehrtmachen kann einer ihrer Lastkraftwagen nicht mehr starten. Sie zünden ihn einfach an und lassen auch ein 76-mm-Geschütz stehen; ihre Verwundeten nehmen sie allerdings mit und ziehen sich in Richtung Wald zurück. Auch von Westen abgedrängt, müssen sie sich schließlich ergeben. Dieses Gefecht, das kaum eine halbe Stunde gedauert hat, hat die 1. Schwadron einen Toten und sechs Verwundete gekostet, darunter zwei Offiziere. Wir haben keine Verluste und bekommen den Befehl, aufzusitzen und erneut als Spitze den Vortrab weiterzuführen.

Bei der Überquerung der Bahnlinie in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Wapniarka haben wir Gelegenheit festzustellen, daß die deutschen Stukas ihr Ziel nicht verfehlt haben. Alle Weichenstell-

werke sind wie von riesigen Baggern durchwühlt, die Lokomotiven umgeworfen und ganze Züge ausgebrannt, einen furchtbaren Geruch hinterlassend. Es ist das erste Mal, daß wir die Wirkung eines Luftangriffes ganz aus der Nähe sehen . . .

Wir lassen Tarapanovka hinter uns und machen bei einer Ortschaft halt, die wie viele andere in dieser Gegend den Namen Wassiljewka trägt, besser gesagt, wir binden unsere Pferde an den Bäumen eines herrlichen Schloßparks an, mit einem märchenhaften, von Pappeln gesäumten Reitweg und einem kleinen Teich, in dessen Wasser sich die Säulen eines Venustempels spiegeln. Bewohner der Wirtschaftsgebäude, die an der anderen Straßenseite liegen, geben uns Auskunft über dieses Schloß, das einmal dem Grafen Wladimir Kaminski gehört und zuletzt als Bildungsstätte für Jungkommunisten gedient hat.

Mehr als der Name des ehemaligen Besitzers erinnert mich der Blick auf die Pappelallee, den Venustempel und die prächtige Auffahrt des Schlosses an etwas, das ich vor vielen Jahren gelesen habe und das mich gefesselt hat . . . Aber ich finde den Faden nicht. Ich schlage die Karte auf und lese den Namen der Stadt Tultschin, der mich ebenfalls an etwas erinnert, was ich im Augenblick nicht deuten kann.

Ja, jetzt fällt es mir ein. In Tultschin war Pavel Iwanowitsch von Pestel in Garnison, der junge und brillante Oberst, Freund von Puschkin und von Mickiewicz, der Anfang des 19. Jahrhunderts ein Grundgesetz für Rußland verfaßte, die Ruskaja Pravda, und später Hauptfigur der Dekabristen-Verschwörung wurde. Darüber habe ich mehrere Bücher gelesen, auch einen sehr schönen Roman, „Der 14. Dezember“, von Dimitri Merejkovski, einem hervorragenden russischen Schriftsteller, der nach 1918 ins Exil ging, weil für ihn die sogenannte Oktoberrevolution die Verkörperung des Bösen war.

Die Dekabristen, vom russischen Dekaber, das heißt Dezember, also die Dezembermänner, waren adelige Offiziere, die es sich seit ihrem Aufenthalt in Deutschland und in Frankreich während der letzten Napoleonischen Kriege zum Ziel gesetzt hatten, die russischen Staatsverhältnisse nach westeuropäischem Muster umzugestalten, ein Gedanke, der auch Zar Alexander I. nicht fern lag. Es waren romantische Idealisten, die ihre Verschwörung sehr dillettantisch aufbauten, von vielen ihrer Gönner wie dem Fürsten Sergius Trubezkoi im Stich gelassen wurden und letzten Endes mit

ihrem Versuch, einen Teil der Sankt Petersburger Garnison zur Meuterei zu veranlassen, kläglich scheiterten. Fünf von ihnen, darunter auch Pestel, wurden auf Befehl von Zar Nikolai I. aufgehängt, die übrigen nach Sibirien in die Verbannung geschickt, jedoch kurz darauf rehabilitiert, wie der zweite Mann der Dekabristen, Oberst Alexander Murawjev-Apostol, der als Generalleutnant und Senator in Moskau starb.

In einem dieser vielen Bücher über die Dekabristen war auch von diesem Schloß die Rede, in dessen Park wir die Pferde untergebracht haben. Hier, im Salon des Grafen Kaminski, wechselten die verschwörerischen Offiziere — die verschiedenen Geheimorganisationen angehörten — ihre Botschaften und Anweisungen bei glanzvollen Bällen zwischen zwei Tänzen.

Ich teile meine Entdeckung dem Rittmeister mit, und neugierig steigen wir die Treppen der Auffahrt hinauf, betreten das Schloß und gehen in das größere Zimmer, das sich rechts von dem eiförmigen Empfangsraum befindet und einmal der Salon gewesen sein muß. Die Rokokodecke und zwei Öfen von gebranntem Ton stehen noch in ihrer ursprünglichen Form, aber die neuen roten Herren haben die Mauern rings herum mit einer drei Meter hohen Bretterwand verkleidet, die mit schreiend blauer Farbe angestrichen ist, damit die Propagandaplakate und unzähligen Stalinbilder besser zur Geltung kommen. Das Parkett ist durch dunkelrot gestrichene Bretter ersetzt worden, die Fensterrahmen und die Türen haben den gleichen dunkelroten Anstrich bekommen. Es sieht schrecklich aus.

Gewiß haben die adeligen Offiziere, die nur eine Gerechtigkeit garantierende Verfassung wollten, nicht einmal im Traum daran gedacht, daß der Salon, in dem sie mit schönen und eleganten Frauen Mazurka tanzten, und die Ecke am Ofen, wo sie miteinander Pläne geschmiedet haben, einmal so aussehen würde, wenn anstelle des Zaren aller Reußen ein bolschewistischer Tyrann und dessen Kommissare regieren . . .

In den anderen Zimmern wurde die wunderbare, nach italienischer Art gemalte Holzverkleidung mit Schleiflackfresken bedeckt, die Arbeiter mit geballter Faust und im Gleichschritt vor Hüttenwerken marschierend darstellen, bereit, jedem in die Fresse zu hauen, der sich der Parteiordnung nicht beugt. Man hat Nägel in die Türfüllung und auch in die Verkleidung geschlagen, um Plakate anzubringen, deren Propagandathema manchmal sehr komisch

wirkt, wie dieses Plakat, auf welchem Stalin als kinderlieber Großvater mit großem Schnurbart zu sehen ist und die Brust eines jungen Mädchens streichelt, das das rote Halsband der Pioniere trägt. Grotesk . . .

Gemeinsam mit dem Rittmeister durchschreite ich den Park in seiner ganzen Länge, um zu sehen, wie es bei den beiden Zügen aussieht, die dort in Lauerstellung stehen. Es gibt nichts Neues zu melden, und die Erkundungstrupps, die das Gelände bis zwei Kilometer in der Tiefe durchstreift haben, konnten nirgends eine Spur vom Feind finden.

Als wir zu unseren Pferden zurückkommen, sind eben der Oberst mit der Stabsschwadron und der MG-Zug von Coliopol eingetroffen. Weil der Oberst die Ankunft des ganzen Regiments hier abwarten will, werden die Pferde der Stabsschwadron in den Stallungen untergebracht, die sich gegenüber dem Schloßpark neben den Wirtschaftsgebäuden befinden. Auch die paar Häuser, die den Nordteil des Dorfes verlängern, werden von Männern der Stabsschwadron und des MG-Zuges besetzt.

Bei uns im Schloßpark hat Garbis schon die Partner für ein Kartenspiel gefunden. Vacaru trägt mit der Mundharmonika abwechselnd melancholische Klagelieder und hüpfende Volkstänze vor, während Mazilu die Tageserlebnisse zu Papier bringt . . .

Aber auf einmal meldet sich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die sowjetische Artillerie. Ihre Granaten fliegen über unsere Köpfe und platzen weit hinter uns. Allem Anschein nach handelt es sich um 122-mm-Kanonen, die eine Schußweite von ungefähr zwanzig Kilometer haben. Es sind vier Einschläge, die Brüder schießen also mit der ganzen Batterie.

Für zehn bis fünfzehn Minuten wird es wieder ruhig, wir atmen auf, aber dann legen die Sowjets ihr Feuer zurück, zwar etwas links vor uns, aber immerhin mitten in den Schloßpark. Bäume stürzen mit unheimlichem Knarren zusammen. Pulverisierte Erdmassen fallen vom Himmel; große entwurzelte Baumstümpfe werden in die Luft geschleudert und tanzen wie riesige Polypen in einem verrückten Ballett umher. Nach fünf Minuten können wir erneut erleichtert aufatmen. Es ist gerade noch einmal gutgegangen. Die Stille dauert aber nicht lange. Die sowjetische Artillerie hat ihr Feuer geschwenkt, genau auf die Wirtschaftsgebäude und auf die Stallungen. Volltreffer auf einem Stall . . . Im ganzen zwölf Einschläge, die der Stabsschwadron gegolten haben.

Den Staub und die Erdklumpen von seiner Uniform abschüttelnd, schimpft Raitscha: „Zum Teufel noch einmal, hier muß jemand sein, der uns sieht und seine Beobachtungen weiterleitet . . .“

So muß es tatsächlich sein. Mehrere Trupps bekommen den Auftrag, das Schloß und die Parterregebäude, die hinter dem Schloß liegen, von Grund auf zu durchsuchen.

Gegenüber der Straße haben die Zivilisten die meisten Verluste erlitten: zwei Kinder getötet und etwa zehn Verwundete, meist Frauen. Die Stabsschwadron hat sechs Pferde verloren und sechs Verwundete, darunter zwei Funker. Vom Regimentsstab ist ein Offizier durch mehrere Splitter sehr schwer am Kopf verwundet, ausgerechnet der Stabsveterinär.

Inzwischen erstattet der Obergefreite Rafail Bakanu Meldung: „Sehen Sie sich das an, Herr Oberleutnant!“

Hinter ihm ziehen, tragen und heben die Reiter Ilie und Marin eine junge brünette Frau, die sich dreht und windet, so daß jedem der Hals steif wird.

„Wir haben sie auf dem Dachboden gefunden. Sie hat das Einschießen mittels eines Feldfernsprechers geleitet, hinter einer Bretterwand versteckt. Um sich verständlich zu machen, hat sie so laut geschrien, daß wir uns nicht allzusehr anstrengen mußten, um sie zu entdecken.“

Von den beiden widerwillig vor mich aufgepflanzt, wirft mir die junge Frau, die nur wenig Weibliches anzubieten hat, arrogante und verachtende Blicke zu.

„Sie wissen, womit Spione im Kriege rechnen müssen?“

Sie grinst sarkastisch und antwortet mir: „Und du, du mußt auch wissen, wie man den faschistischen Dreck und die Feinde des Volkes behandelt! Wenn die Unsrigen dich einmal schnappen, werden sie dich zerschneiden, damit du nicht mehr imstande bist, andere Bastarde zur Welt zu bringen.“

Das Weib hat Mut, was ich auch bewundere, aber von ihrem Vokabular bin ich weniger erbaut.

Mazilu, der neben mir steht, macht sich Gedanken: „Werden wir es sein, die diese Frau erschießen müssen?“

„Eigentlich sollten wir das tun, Mazilu, weil wir sie ertappt haben, und in solchen Fällen schreiben es die Spielregeln auch so vor. Aber man muß die Frau richtig verhören, da sind wir jedoch nicht zuständig und haben auch keine Zeit dazu. Garbis, bring sie zum Herrn Oberst!“

Als Garbis sie in Empfang nimmt und ihr einen Stoß gibt, damit sie vorwärts marschiert, dreht sie sich noch einmal zu mir um und spuckt aus. Vor Zorn steigt mir das Blut zu Kopf, und ich will sie am liebsten an den nächsten Baum stellen und gleich niederknallen, doch mir fehlt hierzu das Herz, und schließlich: so grob und ordinär sie auch war, sie hat doch ihre Pflicht getan und mit ihrem Leben gepokert.

Wie ich von Anfang an vermutet habe, schickt der Oberst die Spionin zur Brigade, mit demselben Wagen, in welchem der schwerverwundete Stabsveterinär liegt. Anstelle des letzteren wird der Oberveterinär, der auch die Funktion des Kommandanten des Regimentstrosses ausübt, zum Regimentsstab berufen. Auf diese Weise übernimmt der rangälteste Unteroffizier das Kommando über den Regimentstroß, nämlich derjenige, der nicht im entferntesten daran gedacht hat, so hoch zu kommen. Das ist der Plutonier-major-adjutant potcovar Covaseala, also der Hauptbeschlagmeister des Regiments.

Verstärkt durch den MG-Zug von Coliopol, setzt die Schwadron den Ritt fort. Zur Sicherung der linken Flanke bekomme ich die Aufgabe, mit meinem Zug ständig auf den Hängen südlich des Kodymatales vorzurücken, nämlich bis Bobrik. Man gibt mir zusätzlich eine Gruppe Maschinengewehrschützen, ein Anlaß für Coliopol, bei dieser Gruppe zu bleiben, um mir Gesellschaft zu leisten.

Die Götter wollen, daß noch am gleichen Abend die böse Erinnerung an das Vorkommnis mit der Spionin, die das Einschießen vom Dachboden aus geleitet hat, durch eine angenehme Begegnung verwischt wird, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, wie das in Feldzügen immer der Fall ist.

Die paar Häuser, die sich in einem Strauß von Kirsch- und Weichselbäumen verstecken, bilden den Weiler, in dem wir die Nacht verbringen werden. Das Haus, das vor mir steht, ist klein, und seine Mauern sind aus einem Stroh-Lehm-Gemisch, aber es sieht sauber aus, und die aufgemachten Fensterläden scheinen erst vor kurzem ihren hellblauen Anstrich bekommen zu haben. Für die uns inzwischen bekannten Verhältnisse eine Seltenheit.

Während ich Coliopol die Sicherheitsvorkehrungen und die Unterbringung der Pferde überlasse, gehe ich durch die offene Tür in das kleine Haus hinein. Drinnen sind drei ziemlich junge Frauen, von denen zwei ihre Kinder in den Röcken verstecken. „Dobri wetscher!“ sage ich.

„*Daij Bosche dorowija*“ (Gott soll dir Gesundheit schenken), antworten alle drei Frauen, mit dem Kopf nickend und mit zustimmendem Lächeln. Ich greife in meine Führertasche, nehme meine letzte Tafel Schokolade heraus und teile sie unter den kleinen Jungen auf, die mit ihren tiefernsten Augen alles verfolgen, was ich sage und tue.

Das Gespräch wird eher einsilbig und mit Handzeichen geführt, und so erfahre ich, daß die Männer der Frauen beim Militär sind und daß sie Marussija, Jekaterina und Genija heißen. Besonders diese Genija, die kein Kind bei sich hat, eine dunkelblonde, stattliche und sehr gut gebaute junge Frau schaut und lächelt mich beharrlich und jedesmal vielversprechend an, wenn unsere Blicke sich kreuzen.

Ich finde diese Frau sehr anziehend. Tatsache ist, daß im Felde, nach mehreren Gefechten und im Angesicht dessen, was einem noch bevorsteht, die Frauen oft viel schöner erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind.

Genija hat vielleicht zehnmal gesagt, daß sie gehen muß, aber trotzdem geht sie nicht. Ich betrachte dies als eine Einladung, sie zu begleiten, selbstverständlich unter dem Vorwand, daß sie vor eventuellen Belästigungen durch Soldaten geschützt wird. Darauf hat sie auch gewartet. Mit einem Sprung ist sie auf, verabschiedet sich von den Gevatterinnen, die ihre heuchlerische Bewunderung für meine Zuvorkommenheit wiederholt zum Ausdruck bringen.

Ohne ein Wort zu wechseln, gehen wir Seite an Seite, bis ich merke, daß wir den Weiler verlassen haben. Man sieht überhaupt kein Haus mehr. Stumm gehen wir weiter, jetzt ein Hanffeld entlang. Was wäre, wenn diese Genija mich in eine Falle locken will? Sich anderer Mittel als die Spionin vom Schloß bedienend, ist auch diese junge Frau vielleicht eine fanatische Kommunistin . . .

Ich betaste die Pistolentasche, ich sehe noch einmal zurück, aber gerade in diesem Augenblick springt Genija in den Hanf und gibt mit der Hand zu verstehen, daß ich ihr folgen soll. Und wenn es eine Falle ist? Sie schiebt die Hanfpflanzen beiseite und setzt sich einfach auf den Boden. Nein, es ist keine Falle . . .

*

Auch in Bobrik, wo wir am nächsten Abend landen und ziemlich viele Frauen finden, die der rumänischen Sprache kundig sind, hätte sich für manchen von uns Gelegenheit zu einer tatsächlichen

Entspannung geboten; die bei Krivoi Osero eingeschlossene sowjetische Division macht es aber unmöglich.

Durch Streifen, die sie jede Stunde schicken, wollen die Russen den Umfang unserer sowieso sehr schwach besetzten Stellung am Ostrand des Dorfes feststellen. Wenn sie in dieser Richtung einen Ausbruch im Sturm versuchen, werden wir mit unseren zwei sMG und lMG zertrampelt. Wir bekommen aber bald den Eindruck, daß ausgerechnet der Haufen, der hier ausbrechen will, ziemlich klein ist und nur über zwei oder drei Granatwerfer verfügt, die allerdings bis zum Morgengrauen im Abstand von zehn Minuten zwar wahllos, aber konsequent ins Dorf hineinschießen.

Außerdem gibt uns eine Frau die Auskunft, daß sich bereits einige bewaffnete Russen am Nordrand des Dorfes in einem Versteck aufhalten. Weil alle Unteroffiziere mit ihren Gruppen in Stellung sind, wird Garbis mit der Aufklärung und der Gefangennahme dieser versteckten Rotarmisten beauftragt, der seinen Erkundungstrupp aus Leuten von den Handpferden bildet.

Es dauert nicht lange, bis man das Versteck in dem verlassenen Keller eines verfallenen Hauses entdeckt. Die drei Gefangenen werden zu uns in die Stellung gebracht. Einer davon, größer als 1,90 Meter und mit glattrasiertem Schädel, ist ein „Starschina", also Feldwebel, kann jedoch auch ein Politruk sein.

Die Männer der Gruppe 2, bei der ich mich befinde, denken an die zwei zu Tode gefolterten Gebirgsjäger und glauben, daß jetzt die Stunde der Vergeltung gekommen ist. Mit dem Zeigefinger am Griff des Karabiners nähert sich Unteroffizier Datcu dem Starschina und schickt ihm einen Blick zu, der mit dem gutherzigen Kerl, der Datcu ist, nichts mehr zu tun hat. Ganz eindeutig, er will den Starschina ins Jenseits befördern.

„Du bekommst ein kleines Geschenk von mir, Iwan, ohne daß du dich so quälst wie die beiden Gebirgsjäger ..."

Ich stelle mich dazwischen: „Laß die Waffe sinken, Datcu, lebendig ist er für uns mehr wert."

Datcu gehorcht, aber Garbis, der sehr aufgeregt zu sein scheint, nimmt das Bajonett aus der Scheide heraus: „Lassen Sie mich ihn wenigstens ein wenig kitzeln ..."

„Bis du verrückt, Garbis, hast du vergessen, daß wir immer noch Kalaraschen sind und keine kommunistischen Folterknechte? Und jetzt jeder dorthin, wo er hingehört, sonst werde ich die Pistole ziehen. Verstanden?!"

In der Morgendämmerung, als wir von der Schwadron des Rittmeisters Corbu vom Roschiori-Regiment 4 abgelöst werden, nehmen wir die drei Gefangenen mit uns, indem wir sie auf Kolchospferde setzen, ohne ihnen Sattel oder Zügel zu geben. Mit den dreien in der Mitte unserer Kolonne erreichen wir bei Lubaschewka die Bahnlinie, die nach Perwomaisk führt, wo kurz nach uns unsere Schwadron, der Oberst, die Stabsschwadron und die Pionierschwadron der Brigade ankommen.

Die Gruppe Raitscha, die den Bahnhof von Lubaschewka erkundet, meldet, daß dort ein Zug mit 17 Waggons Zucker, dessen Lokomotive noch unter Dampf steht, vom Zugpersonal verlassen worden ist. Über die Schwadron und über das Regiment werden alle auf Lubaschewka in Marsch befindlichen Einheiten davon benachrichtigt, und es werden Posten aufgestellt, damit der Zucker nicht in Karamellen verwandelt wird. Auch unser Gefechtstroß versorgt sich reichlich mit Zucker.

Die Ortschaft Lubaschewka ist ziemlich ausgedehnt, und zu ihrer Einwohnerschaft zählt auch eine Anzahl Moldovaner, also Rumänen, die von den Sowjets als solche bezeichnet werden.

Um am nächsten Morgen für den weiteren Ritt gleich am Start zu sein und auch um den anderen Platz zu machen, beziehen wir am Ostrand der Ortschaft auf beiden Seiten der Straße, die nach Wradijewka führt, Quartier. Mazilu, der auch die anderen zwei Melder untergebracht hat, teilt mir mit, daß er für mich etwas ganz Besonderes gefunden hat, ein sauberes Zimmer mit einem richtigen Bett, bei einer alleinstehenden Frau in einem etwas abseits liegenden Haus.

Innen ist alles völlig sauber. Der Ofen, der etwa in der Mitte des Zimmers steht, hat eine Verkleidung aus glasierten Ziegeln. Das ganze ist gemütlich-ruhig, um so mehr, da es aus dem Topf, dessen Inhalt langsam kocht, nach echtem Borsch riecht.

Ich sehe mir die Hausfrau an, die den Tisch für eine einzelne Person deckt. Sie kann höchstens fünfunddreißig Jahre alt sein, hat eine milchige Haut, große dunkle Augen, fleischige Lippen und eine stumpfe Nase, die ihr ein etwas brutales Aussehen gibt. Sehr fremdartig wirkt ihr Blick, der manchmal sogar erschreckt.

Als ich sie nach ihrem Mann frage, antwortet sie trocken: „Ich bin Witwe, mein Mann ist 1933 gestorben, als die Hungersnot hier tobte. Wissen Sie nicht, daß damals Millionen von Menschen vor Hunger gestorben sind?"

„Oh doch, die ganze Welt hat davon erfahren. Aber Sie, was haben Sie getan, um diese Katastrophe zu überleben?"

„Ich bin kräftig, und ich wollte nicht vor Hunger sterben. Übrigens ist es mir gleichgültig, was die Leute hier darüber erzählen ..."

Diese mit Nachdruck gesprochenen Worte geben mir zu verstehen, daß die Frau nicht dank ihrer Kräftigkeit alles überlebt hat, sondern daß sie sich mit irgendeinem kommunistischen Parteifunktionär eingelassen hat, der ohne Schwierigkeit das Essen für zwei, aber nicht auch für den betrogenen Mann beschaffen konnte. Während ihr Mann vor Hunger starb, aßen sich die Frau und ihr Freund nach Herzenslust satt. Die Nachbarn konnten seitdem die Frau nicht mehr ausstehen. Ganz normal! Aber was für ein Weibsbild! Ausgerechnet bei dieser Hure hat mich Mazilu einquartiert ...

Es klopft an der Tür. Was heißt klopfen? Jemand schlägt mit der Faust, so als ob er die Tür zerbrechen möchte. Es ist Raitscha, der mir keuchend und mit erschrecktem Gesicht zuruft:

„Kommen Sie rasch, Herr Oberleutnant, kommen Sie rasch!"

Ich nehme an, daß wiederum ein versteckter Politruk entdeckt worden oder mit den Pferden etwas nicht in Ordnung ist. Weil ich nicht die Absicht habe, in dieses etwas unheimliche Haus zurückzukehren, packe ich meine Sachen und folge Raitscha:

„Heraus mit der Sprache, was ist passiert?"

„Wissen Sie, wo man Sie untergebracht hat, Herr Oberleutnant? Bei einer Menschenfresserin ..."

„Und du fürchtest, daß sie mich während der Nacht verspeisen wird?"

„Kein Scherz, Herr Oberleutnant, es ist sehr ernst. Sie werden bald sehen."

Ich sehe zuerst, daß der Hauptraum des Hauses, in dem die Gruppe 1 untergebracht ist, brechend voll ist. Eine richtige Versammlung von Frauen aller Jahrgänge und von alten und älteren Männern. Mit Ausnahme einer Moldauerin, die die Funktion einer Dolmetscherin übernommen hat, sind alle anderen Ukrainer.

Ein grauhaariger Bauer, mit Vollbart und grasgrüner Rubaschka, ergreift das Wort und schildert uns weit ausholend, wie es zu der Hungersnot von 1933, die übrigens bis Sommer 1934 andauerte, gekommen ist.

Die Sowjets beschlossen zwar im Jahre 1922 die Enteignung von Grund und Boden, lenkten aber bald ein und machten eine Anzahl von Zugeständnissen, die eine gewisse Entwicklung der

Bauernwirtschaft auf dem Lande gestattete, die parallel zu der Leninschen NEP (Neue Wirtschaftspolitik) verlief. Der alte Bauer behauptet, daß sich die Schwarzerdegebiete der Ukraine um das Jahr 1926 schon fast von den Auswirkungen des vierjährigen Bürgerkrieges erholt haben. Trotzki sah aber in dieser Entwicklung eine Gefahr für den Bolschewismus. Durch ein neues Agrargesetz, das 1928 in Kraft trat und sein Werk war, erklärte Trotzki die Kulaken zu Klassenfeinden und gründete die Kollektivwirtschaftsform, die theoretisch durch Schaffung von großen Flächeneinheiten die Erträge vergrößern sollte.

Die kommunistischen Funktionäre, die für die Durchführung dieses Agrargesetzes sorgten, zerstörten einfach die Höfe und ihre Besitzer, indem das enteignete Inventar in der Hand der Unfähigen und des Stadtpöbels bald verkam. Was Trotzki angezettelt hatte, wurde von Stalin vervollständigt, der unter Einsatz von Truppen nicht nur die Kulaken, sondern auch die Mittel- und Kleinbauern verfolgte, bis alle in Landarbeiter verwandelt waren.

Bereits im Herbst 1932 standen alle Mühlen in der Ukraine still, da im Lande nichts mehr zu mahlen war. Im folgenden Winter begann die furchtbare Hungerkatastrophe. In den Dörfern und Städten starben so viele Menschen, daß sie nicht mehr beerdigt werden konnten. Die Leichen lagen überall, auf den Feldern und auf den Straßen. Und wenn das Wühlen in Schutthaufen und auf den Kartoffelfeldern der Staatsgüter nichts mehr brachte, fingen die Hungernden an, Leichen zu verzehren. In Charkow und auch anderswo wurde Menschenfleisch sogar verkauft. Es gab mehrere Prozesse in dieser Sache. Verkauf von Menschenfleisch, kaum zu fassen, aber die Wahrheit.

Der alte Bauer beendet seine Erzählung: „Hier in Lubaschewka gibt es mehrere, die ihre an Hunger gestorbenen Angehörigen verspeist haben. Der Mann unserer Nachbarin, nämlich der Frau, bei der Sie untergebracht waren, verhungerte und wurde auch begraben, aber anstatt der Leichen ihrer beiden kleinen Kinder, die kurz danach ebenfalls starben, ließ die Frau zwei leere Särge begraben. Bis heute weiß man nicht genau, ob sie sich von den Leichen ihrer Kinder ernährt hat oder ob sie diese Kinder vorher geschlachtet hat ..."

Ich will es nicht glauben, aber als ich sehe, daß die Anwesenden lautstark bekräftigen, was der Alte gesagt hat, wird mir im Rükken kalt und mein Hals trocken. Die Männer der Gruppe 1 sind

sprachlos, machen große Augen und stehen da mit offenem Mund. Stundenlang haben wir zugehört, jetzt ist die Sitzung zu Ende, und Raitscha teilt mir mit, daß er bereits ein anderes Quartier für mich gefunden hat. „Keine Ursache, Raitscha, ich werde draußen schlafen, im Heu . . .“

*

Der Vormarsch in östlicher Richtung und südlich der Bahnlinie Perwomaisk—Kirowograd führt uns durch eine idyllische Landschaft. So weit das Auge reicht, überall Maisfelder, in welche der Wind Wellen schlägt, Stoppelfelder und Obstgärten in einem leicht wellenförmigen Gelände. Die Tatsache, daß wir an keinen bestimmten Weg gebunden sind und uns ziemlich frei bewegen können, gibt uns das Bewußtsein, daß wir eine gewisse Selbständigkeit genießen, die wir allerdings unseren Pferden verdanken. Besonders bei einem so herrlichen Wetter wie heute wirkt dieses Gefühl der Bewegungsfreiheit berauschend auf den Reiter.

Wir steigen in einem abgemähten Tal ab. Die gegeneinander aufgestellten Garben sehen wie malerische Hütten aus. Fünfhundert Meter weiter aber richtet ein aufrecht stehendes Weizenfeld seine goldene Mauer vor uns auf. Als wir die Hälfte des Stoppelfeldes durchritten haben, sehe ich voller Überraschung eine Reitertruppe in kleiner Entfernung vor uns vorbeidefilieren. Die blendende Sonne hindert mich daran, sofort zu erkennen, um was für Reiter es sich handelt. Es können jedoch nur Russen sein, denn von den Unseren reitet niemand vor uns. Wie viele können es sein, diese in zwei Gruppen gestaffelten Reiter? Vielleicht zwei Züge, aber der sowjetische Reiterzug ist nur zweiunddreißig Mann stark, also kleiner als unserer, und außerdem sehe ich jetzt ganz deutlich, daß auch etwa zehn oder mehr reiterlose Pferde dabei sind.

Ich muß sehr rasch handeln und 1941 riskieren, was schon lange für verrückter Blödsinn gehalten wird: Man hat uns in Targoviste mehrmals gesagt, daß in gewissen Fällen, wenn der Feind auf dem Marsch überrascht wird und aus kurzer Entfernung, es doch möglich sei, ihn zu Pferd zu attackieren. Außerdem endete bei den Kalaraschen jede Geländeübung mit einer Kavallerieattacke. Ihre krummen Säbel sind solide und wie Rasiermesser geschliffen.

Bin ich verrückt? Vielleicht, aber verrückt zu sein, ist auch ein Merkmal unserer Waffe. „Säbel 'raus! Auf den vor uns stehenden Feind, Attacke! Vorwärts, marsch-marsch!*“

In voller Ausnützung der Kraft der Pferde, in entwickelter Linie und mit wildem Geschrei, gehen alle mit Ausnahme des lMG-Schützen 1 jeder Gruppe los, so blitzartig, daß die Russen weder absitzen noch sich entfalten können. Sie begehen auch einen Kapitalfehler, sie machen nämlich, obwohl zu gedrängt, Gebrauch von ihren Karabinern.

Schlecht gesichert verlieren sich ihre Schüsse. Gegen die Schneide unserer Säbel stehen sie wehrlos da und versuchen, die Karabiner als Schlagstöcke zu verwenden. Von allen Seiten umzingelt, werden die sowjetischen Reiter ständig weiter zusammengedrängt. Die Sporen gebend, versuchen einige aus der Umklammerung herauszukommen. Ihre Pferde bäumen sich auf, sie überreiten sich gegenseitig und werden von den Kalaraschen noch leichter niedergesäbelt. Es gelingt jedoch einigen, das Weite zu suchen, zurückreiten können sie aber nicht mehr, weil Bakanu, Ene und Ikonaru ihnen bereits den Weg durch lMG-Feuer sperren.

Ich sehe Raitscha mit seinem Säbel Räder schlagen . . . Er ruft seinen Leuten zu: „Ich bin schon mit dreien fertig geworden. Keine Angst, Kinder, macht nur weiter . . . !“

Währenddessen gelingt es etwa acht sowjetischen Reitern, sich loszumachen. Sie haben verstanden, daß in dieser Drängelei mit dem Karabiner nicht mehr viel zu machen ist, ziehen die Säbel aus ihren Lederscheiden und machen sich bereit, auf uns loszugehen.

Unsere Pferde tropfen vor schmierigem Schweiß und verbreiten einen durchdringenden Geruch. Ihr keuchendes Maul spuckt ganze Mengen von Schaum, der uns, vom Wind getrieben, ins Gesicht fliegt. Vor Anstrengung und Aufregung lassen die armen Pferde ungeheure Fürze aus . . .

Für einen Augenblick bin ich von zwei Russen in die Enge getrieben, aber Unteroffizier Ortinski, der einzige Bukarester unter uns, macht mit einem kräftigen Säbelhieb den Kragen meines linken Gegners rot. Er fällt auf den Hals seines braunen Pferdes, das auch von Blut bespritzt wird. Der andere versucht, meinen Stahlhelm mit mehreren Hieben einzuschlagen, so daß ich den Eindruck habe, als ob auf meinem Kopf alle Osterglocken der Welt läuten, aber

* Das rumänische Kommando „Marsch-marsch“ wird nur beim Reiterangriff gegeben und bedeutet mehr als gestreckter Galopp.

Dac schützt mich, indem er sich auf die hinteren Füße stellt, mit den Vorderbeinen das Pferd des Russen beiseite zwingt und seinen Herrn aus dem Sattel wirft.

Ich treibe das Pferd wieder vor. Die Männer, die Pferde sind heillos durcheinander gebracht. Eine richtige Schmiede in vollem Betrieb, so laut sind die Schläge der Säbel, die sich kreuzen. Und zusätzlich das Heulen derjenigen, die der Stahl durchbohrt, zerreißt, zerschneidet, verstümmelt . . .

Wie lange wird es noch dauern? Ich habe den Eindruck, daß dieses Getümmel nicht gut enden wird. Ich schlage links und rechts. Niemals ist mir der Säbel so schwer erschienen wie jetzt, und meine starren Finger scheinen sich nicht mehr vom Stichblatt lösen zu können. Einer schlägt mit der Klinge auf mich, zu kurz für den Bauch, aber mein Lederriemen ist zerschnitten. Ich erwidere, meinen Angreifer von unten erstechend. Die Klinge bohrt sich in seinen Leib. Sein Säbel ist ihm aus der Hand gefallen, mit einem tollwütigen Blick macht er eine Bewegung, als ob er mich erwürgen möchte, aber er verliert sein Gleichgewicht und stürzt. Auch von uns sind einige nicht mehr im Sattel, auch Garbis, der gerade jetzt wieder aufsitzen will, und der kräftige Varzaru, der am Boden mit einem Russen in eine Art Freistilringkampf verwickelt ist.

Die sowjetischen Reiter schaffen sich Luft und scheinen die Partie aufzugeben. Wir werden sie auch verschwinden lassen, denn unsere Pferde haben die Probe überstanden und verdienen es nicht, einer neuen Anstrengung ausgesetzt zu werden. Weil die Russen in wildem Galopp in Richtung Südosten das Feld verlassen, glaube ich, daß wir uns als Sieger betrachten können.

Auf dem Felde liegen acht oder neun tote sowjetische Reiter und ebenso viele Verwundete, bei vier von ihnen sieht es sehr schlimm aus. Acht ihrer Pferde sind samt komplettem Sattelzeug bei uns geblieben, die anderen reiterlosen Pferde sind dem zurückweichenden Haufen im Galopp gefolgt. Ein wahres Wunder, daß unsere Verluste sich auf nur fünf Verletzte beschränken. Gewiß ein Erfolg, aber die Frage bleibt offen, wie ich das Geschehene melden werde . . .

Herrgott, wir haben es geschafft, und hoffentlich wird uns niemand anpfeifen, daß wir es gewagt haben, eine für alle Zeiten abgeschriebene Kavallerieattacke riskiert zu haben . . .

In Erwartung der Ankunft der Schwadron sitze ich ab und streichle Dacs Hals. Als ich die Hand zurückziehe, bleiben auf der Handfläche nicht nur Geifer, sondern auch Spuren von Blut. Dac ist gebissen worden, aber das ist nicht schlimm. Seinen Kopf in beide Hände nehmend, küsse ich ihn auf die Nüstern. Er nickt zwei-, dreimal zufrieden, als ob er mir sagen will, daß ich mir keine Sorgen machen muß. Braver Dac, er hat mich gerettet und gewaltig dazu beigetragen, daß der Traum meines Lebens in Erfüllung gegangen ist. Erst jetzt kann ich behaupten, daß ich ein richtiger Reiter bin . . .

Ringsum sind die Kalaraschen jetzt alle abgesessen, stapeln Weizenstroh, machen Wische daraus und reiben zuerst die fröstelnden Beine und dann die anderen Teile des Körpers ihrer Pferde ab. Die Besitzer der Pferde, die verletzt worden sind, nehmen in beide Hände Erdklumpen, pissen darauf und behandeln mit dieser eigenartigen Medizin die Wunden. Schließlich schmücken einige als Zeichen der Dankbarkeit die Mähnen mit blauen Kornblumen.

Als die Schwadron erscheint, sieht sich der Rittmeister die Tätigkeit der Reiter verblüfft an und auch alles, was im Gelände herumliegt, hört erstaunt, was ich ihm melde, schlägt ein großes Kreuz und sagt:

„Es ist ein Wunder, daß Sie so billig davongekommen sind, aber ich bin gespannt, was der ‚Alte' dazu sagen wird . . ."

Keine fünf Stunden später können wir bei Nowaja Wassiljewka, zwölf Kilometer südwestlich von Wradijewka, das allerletzte Aufgebot der 28. sowjetischen Kavalleriedivision erwischen, und zwar einen Teil des Trosses dieser Division. Es sind ungefähr fünfzehn Fuhrwagen, und keiner der sowjetischen Troßleute macht auch nur den geringsten Versuch, Widerstand zu leisten oder davonzulaufen. Neben Uniformstücken, gewöhnlichem Zwieback und Sonnenblumenkernen sind die meisten Fuhrwagen mit 82-mm- und 120-mm-Granaten beladen. Ein besonderes Interesse bei der Durchsuchung der Wagen zeigt aber Raitscha, der schließlich etwas im Stroh versteckt findet, wonach er sich gesehnt hat, eine Fahne, eine große, seidene, mit goldenen Fransen umsäumte rote Fahne. Darauf steht: *9. Regiment der ersten proletarischen Division*. Eine Division, über die wir bis jetzt nie etwas gehört haben. Zu erklären, wie diese Fahne zum Troß der 28. Kavalleriedivision gekommen ist, wird Aufgabe des Ic* unserer Brigade sein.

* Bei den rumänischen Verbänden: Chef des Zweiten Büros, der zuständige Generalstabsoffizier für Feindaufklärung.

Statt des Ic steigen etwa eine halbe Stunde später zwei andere Offiziere vom Stab der Brigade aus einem Pkw. Der eine ist Rittmeister Vladoianu und der andere ein wie ein General aussehender Rittmeister, der eine dreireihige Ordensschnalle trägt und den ich noch nie gesehen habe. Als ich aber bei der Vorstellung seinen Namen höre, weiß ich, wen ich vor mir habe: Botschafter Dianu, der sich freiwillig für den Frontdienst gemeldet hat und der vorläufig als eine Art Sonderkriegsberichterstatter Verwendung findet. Sehr schön! Von Anfang an ist mir etwas Außergewöhnliches beim Herrn Botschafter aufgefallen, nämlich daß seine Brust im Kontrast zu seinem schwächlichen Aussehen sehr gewölbt ist.

Als sich Dianu bei den Soldaten über den Verlauf der neuesten Kampfhandlungen erkundigt, nutze ich die Gelegenheit und frage Vladoianu diskret danach, und der antwortet prompt: „Unter dem Waffenrock trägt er einen Schutzschild aus gepreßtem Leder . . ."

Immerhin! Er ist der einzige gewappnete Kürassier, dem ich während des Krieges begegnet bin.

Wie die übrigen Einheiten der Brigade bekommen auch wir Erholungsurlaub für vier Tage, aber wo? In einem Dorf namens Makejwo, dessen Häuser so ungeeignet für „Erholung" sind, daß wir Zelte aufschlagen und Pferdeseile aufstellen müssen. Das Wetter bleibt aber schön, und in der Nähe fließt ein Bächlein, wo jeden Tag gebadet wird. Am letzten Tag unseres Aufenthalts erhalten wir sogar Badehosen, die beim Regimentstroß angefertigt worden sind, und zwar aus roten Fahnentuchbeständen, die man irgendwo gefunden hat, so daß das ganze Regiment in roten Badehosen herumläuft.

Auch eine Parade findet in dieser Zeit statt, nicht bei uns, sondern in Popowka, wo der Regimentsstab liegt. Bei dieser Gelegenheit werden Auszeichnungen verliehen, und auch ein Tagesbefehl der 3. rumänischen Armee wird verlesen, in welchem die Rede ist von unserem Anteil an der Schlacht von Uman. Uman? Wir waren ziemlich weit davon entfernt, aber der Oberst erklärt mir, daß unser Einsatz bei Bobrik und vor Kriwoje Osero sich in die Schlacht von Uman einrahmt, wie auch der Aufenthalt bei dem Weiler, die Bekanntschaft mit den drei Frauen und das Abenteuer im Hanffeld . . .

So erfährt der Soldat wenigstens nachträglich, auf welche Art und Weise er an einer wichtigen Schlacht teilgenommen hat . . .

Es ist Mitternacht. Verstärkt durch den MG-Zug von Coliopol und den motorisierten Pak-Zug des Leutnants Caloianu vom Kalaraschen-Regiment 3, werden wir jetzt die Erkundungsabteilung im Vortrab der Brigade bilden. Bis auf den normalen Stand ergänzt, verlassen wir Makejwo und erreichen gegen 03.00 Uhr morgens die größere Ortschaft Domanewka, wo wir aus Gründen, die uns wie immer unbekannt bleiben, fast zwei Stunden warten müssen.

Bei Tageslicht geht es dann in beschleunigtem Tempo weiter, so daß wir sehr rasch den Bug bei Akmetschet erreichen. Dort finden wir bereits eine motorisierte Einheit der 5. rumänischen Kavalleriebrigade vor. Wir überqueren den breiten Fluß und die Ortschaft Alexandrowka, wo uns zu unserer Überraschung Frauen und Kinder in rumänischer Sprache begrüßen. Eine noch größere Überraschung erleben wir gleich danach, als wir die Bahnlinie Kiew—Odessa hinter uns lassen:

Ein sowjetischer Soldat kommt uns mit einer weißen Fahne winkend entgegen, grüßt mit *„Strastwutje Pan Kamandir"* und meldet, daß er von seinen Kameraden geschickt worden ist, die in einer nahegelegenen Mulde warten, um gefangengenommen zu werden.

Es sind vielleicht zweihundert ältere, aber auch sehr junge Rotarmisten, ein gutes Drittel Asiaten, die außer Brotbeutel und Kochgeschirr nichts anderes bei sich tragen. Ein deutlicher Beweis, daß sich irgendwo nördlich von uns ganze sowjetische Einheiten in voller Auflösung befinden.

Was sollen wir mit den Leuten machen? Wir sagen ihnen, daß sie weiter warten müssen, nicht allzu lange, weil andere kommen werden, die sie in Empfang nehmen können. Sie bitten uns aber, ihnen eine *„Prochuska"* zu geben, einen schriftlichen Beweis, daß sie sich kampflos ergeben haben, den sie auch bekommen.

Eine halbe Stunde später die dritte Überraschung, die riesige Vertiefung von Trikatry, mitten in der Steppe. Wenn es nicht auch einen See gäbe, dessen Wasser wegen seines Granitgrundes schwarz zu sein scheint, könnte man glauben, eine Mondlandschaft vor sich zu haben, weil die kugelförmigen Felsen zwischen runden kleinen Kratern liegen. Wir durchreiten diese Vertiefung in ihrer ganzen Länge, aber es ist wirklich schade, daß wir nicht ein paar Minuten haltmachen können.

Wir müssen weiter, immer weiter, Feldwege benützend und die meisten Ortschaften umgehend, fünf Minuten Schritt, zehn Minuten Trab und wieder dasselbe, wir sitzen erst nach sechs Stunden Ritt ab und jedesmal nur für eine halbe Stunde. Nach der heißen Sonne kommt die etwas weniger schwüle Abenddämmerung und dann die Nacht, aber wir reiten weiter ...

Punkt Mitternacht sind wir an dem vorgesehenen Ziel angelangt, Bratioljubowka, wo sich ein berühmtes Gestüt befindet. Wir sind also hundertundachtunddreißig Kilometer ununterbrochen geritten, und alle unsere Pferde stehen noch auf ihren Beinen. Das ist vielleicht eine Leistung ...

„Absatteln! Pferde abtrocknen!"

Die Sowjets haben nicht mehr Zeit gehabt, das Gestüt von Bratioljubowka zu räumen, und am nächsten Morgen können wir die Qualität der Zucht abschätzen, hauptsächlich einiger prächtiger Hengste der tscherkessischen Rasse, auch Kabardiner genannt, sowie Orloff-Traber.

„Aufsitzen!"

Bei Olenowka ist die Brücke über den Ingul nicht gesprengt worden. Nowi Bug, eher großes Dorf als Stadt, durchqueren wir in seiner ganzen Länge im Trab und setzen unseren Ritt auf einer breiten Piste weiter fort, die nur, wenn es nicht regnet, als Straße bezeichnet werden kann. Das Ziel des Tages ist Troizko-Ssafonowo, das schon vor Sonnenuntergang in Sicht kommt. Aber im selben Augenblick ist aus nördlicher Richtung Motorengeräusch zu hören.

„Absitzen! Pferde in Deckung bringen!"

Es sind vier Halbkettenfahrzeuge, wahrscheinlich Panzerspähwagen, die gerade den Nordrand des Dorfes erreichen. Jetzt bin ich gespannt, was Leutnant Caloianu mit seinen drei 47-mm-Skoda-Pak anfangen wird ... Mit dem Feldstecher sehe ich aber, daß diese Panzerspähwagen das schwarze Balkenkreuz tragen. Es sind Deutsche! Gott sei Dank!

Bevor wir unseren Einzug in Troizko-Ssafonowo vollziehen, haben die vier deutschen Spähwagen schon das Dorf passiert und ihre Fahrt in südlicher Richtung fortgesetzt. Wir reiten bis zum östlichen Ortsrand, wo wir haltmachen, absatteln und mit meinem Zug in einigen Häusern Quartier beziehen.

Kurz danach teilt mir ein Melder von der Schwadron mit, daß wir bald mit der Ankunft einer ungarischen Einheit rechnen müssen, die mit uns die Quartiere teilen wird. Ich soll dafür sorgen, daß alles reibungslos und im besten Einverständnis mit den ungarischen Offizieren durchgeführt wird. Sie kommen tatsächlich, die Ungarn, mit ihren Fahrrädern und mehreren Kraftfahrzeugen. An der Spitze ein sehr gut aussehender Hauptmann, groß, schlank, blond, mit hellblauen Augen und aristokratischen Gesichtszügen. Ich melde mich sofort bei ihm und glaube, den Namen Sonyi, Hugo Sonyi, gehört zu haben.

Sehr freundlich, äußerst zuvorkommend, teilt mir der Hauptmann, der fließend Deutsch und auch gut Französisch spricht, mit, daß sie das Radfahrerbataillon einer schnellen ungarischen Brigade sind, auch zur Kavallerie gehören und deshalb die hellblauen Aufschläge der ungarischen Husaren tragen.

Um diese erste Begegnung von ungarischen und rumänischen Soldaten im Felde zu feiern, sagt mir der Hauptmann Sonyi, daß ich zum Abendessen sein Gast sei. Während ich mich wasche und rasiere, bringt Mazilu meine Stiefel und meine Sporen auf Hochglanz. Garbis klopft und bürstet meinen Waffenrock und ist bemüht, die Flecken verschiedener Herkunft herauszubekommen, allerdings mit nicht viel Erfolg.

Um das Quartier des ungarischen Hauptmanns zu erreichen, muß ich nur über die Straße gehen. Außer ihm warten auf mich sechs andere Offiziere, von denen nur ein einziger am Kragen die drei Sterne des Hauptmannsranges trägt, ein ziemlich dicker, aber sehr sympathischer Herr, der Bataillonsarzt.

Es ist etwas, wovon man nur träumen kann! Die Tischdecke, die aufgelegt wird, ist schneeweiß und aus bestem holländischem Leinen, holländisch ist auch das gesamte Service, wahrscheinlich aus Delfter Porzellan. Ich glaube mich nicht zu täuschen, aber das Besteck ist aus Silber. Die zwei Burschen, die für die Bedienung sorgen, tragen schneeweiße Blusen und weiße Zwirnhandschuhe. Die beiden sind mit ihrer Aufgabe so vertraut, daß sie nicht den geringsten Fehler oder eine Ungeschicklichkeit begehen. Man glaubt, einem Festessen auf einem Magnatengut beizuwohnen, und zwar im tiefsten Frieden.

Es wird zuerst *Gulaskáposta,* das ungarische Krautgulasch mit viel Sahne, danach eine wunderbar angerichtete Rehkeule serviert. Man bringt uns einen goldbraunen himmlischen Tokayerwein. Der Hauptmann steht auf und hebt sein Glas: „Auf das Wohl unseres Gastes, auf das Wohl der tapferen rumänischen Armee!"

Ich erwidere: „Ich hebe mein Glas auf das Wohl des 16. ungarischen Radfahrerbataillons und seines hervorragenden Kommandeurs, auf das Wohl des tapferen ungarischen Volkes, mit dem wir so vieles gemeinsam haben und mit dem wir in guter Nachbarschaft leben wollen!"

Allgemeiner Beifall, der Arzt umarmt mich und sagt *„traiasca"* auf Rumänisch.

Als Dessert werden flambierte Blaubeerpalatschinken gereicht und dann wieder Tokayerwein, echter Mokka, Zigarren und französischer Cognac.

Wir bleiben bis tief in die Nacht beisammen und sprechen über alle möglichen Dinge, nur über Siebenbürgen nicht, obwohl das Bataillon von Klausenburg (Cluj Kolozsvar) in den Krieg gezogen ist ...

Weil ein naher Verwandter von ihm Kriegsminister ist oder war, und sein Onkel, ein Generaloberst, die Funktion des Chefs der Infanteriewaffe bekleidet, ist Sonyi mit der politischen und militärischen Entwicklung auf dem laufenden. Mit einem gewissen Kummer und sich nur an mich wendend, sagt er plötzlich:

„Wissen Sie, wir stehen nur hier, um unser Wort zu halten und unseren Verpflichtungen nachzukommen, denn was uns anbetrifft, wir haben in diesem Feldzug nichts zu gewinnen. Bei Ihnen sieht das ganz anders aus. Sie haben Bessarabien wieder, und Hitler hat ihnen auch Transnistrien* angeboten, das bereits unter Ihrer Verwaltung steht. Wir werden nichts haben ..."

Ich versuche ihn zu trösten: „Doch, auch für Ungarn bedeutet es viel, daß die rote Pest weit von Budapest zurückgedrängt wird. Haben Sie nicht 1919 die einhundertunddreiunddreißig Tage der Schreckensherrschaft von Belá Kuhn und Tibor Szamuelly schon einmal erlebt?"

„Ja, so ist es, Sie haben recht . . .", antwortet der ungarische Hauptmann, höflich, aber spürbar trocken.

Als ich dankend von ihm Abschied nehme, gibt er mir als Geschenk ein Kästchen mit fünfundzwanzig echten kubanischen „Puros"-Zigarren. Ich bin sprachlos und sehr beeindruckt. Unleugbare ungarische Eleganz und Gastfreundschaft!

Zurück bei meinen Leuten, fühle ich mich nicht wohl, als ich feststelle, daß ihr Abendessen nur schlichter rumänischer Maisbrei gewesen ist. Ich habe Gewissensbisse und setze mich deshalb für die paar Stunden bis zum Morgengrauen zu den Pferden ins Stroh, in der Nachbarschaft von Dac und von Draga, der isabellenfarbigen Stute des Wachtmeisters Jacob.

* Das Gebiet zwischen dem Dnjestr und dem Bug, das sich im Norden bis Schmerinka ausdehnt und den Hafen von Odessa einschließt.

*

Losowoje, Awdotjewka, Kasankowskij, Zwetkoff und Andrejewka haben wir schon hinter uns gelassen, und jetzt reiten wir durch eine hügelige, freundliche Landschaft, überqueren eine Bahnlinie, den Fluß Inguletz und erreichen die südliche Verlängerung des Industriegebietes von Kriwoi Rog und seiner Eisenerzvorkommen. Die Backsteinhäuser der Arbeitersiedlung links der Straße scheinen schon Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut worden zu sein.

Schirokoje, die Stadt, in welche wir jetzt einziehen, sieht sehr hübsch aus und kann mit einer mitteleuropäischen Stadt verglichen werden. Auch ist die Bevölkerung auffallend gut angezogen. Wir sollten hier eigentlich haltmachen, aber ein Kradmelder der Brigade bringt uns den Befehl, zehn Kilometer weiter bis Kriwaja Balka zu reiten, wo wir absatteln und Quartiere beziehen können.

Das Dorf, das südlich der Straße die nach Apostolowo führt, liegt, ist klein und malerisch, eine alte Siedlung der Saporoscher-Kosaken, mit vielen Obstgärten und sauberen Häusern.

Gleich am nächsten Morgen sehen wir uns den Vorbeimarsch der gesamten 6. Kavalleriebrigade an, die am Dnjepr Stellung beziehen wird: das Kalaraschen-Regiment 5, das Roschiori-Regiment 9, mein erstes Regiment in meiner Reiterlaufbahn, das motorisierte Roschiori-Regiment 10, das reitende Artillerieregiment 4 aus Braila, die übrigen reitenden und motorisierten Formationen der Brigade sowie eine Abteilung 150-mm-Haubitzen des schweren Artillerieregiments 4 aus Bacau. Viele Bekannte, Schulfreunde und alte Kameraden reiten oder fahren vorbei, und jedesmal, wenn ich einen entdecke, rufe ich ihn an und wünsche ihm *„Noroc!"* (Glück.)

Unser Aufenthalt in Kriwaja Balka dauert nur zwei Tage, dann heißt es, daß wir bis Liubimowka vorrücken müssen.

Von Anfang an wissen wir, daß wir auch hier nicht lange bleiben werden, weil die Sowjets am Dnjepr hartnäckigen Widerstand leisten und weil die Verluste der 6. Brigade bereits sehr hoch sind.

So geschieht es auch. Am zweiten Abend nach unserer Ankunft in Liubimowka werden wir verständigt, daß wir die Pferde im Ort lassen und am nächsten Morgen in den Bereich der 6. Brigade per Lastkraftwagen transportiert werden sollen.

Abschied von seinem Pferd zu nehmen, bedeutet für den Reiter auch einen Anlaß, noch einmal in den Satteltaschen Inventur zu machen. Diesmal schaue ich Raitscha dabei zu. Schwerfällig macht er die rechte Satteltasche, das ist seine persönliche, auf und zieht ein kleines Bündel heraus. Es ist eine rot bestickte Tischdecke, an allen vier Ecken zusammengeknüpft.

Er kniet nieder und breitet die Tischdecke, nachdem er sie aufgeknüpft hat, vor sich aus. Es sind eine Menge seltsamer Gegenstände darin, die er mit Liebe genau durchsieht, das Bild seiner zwei Kinder, das er in der Art der Weitsichtigen aus der Entfernung betrachtet, um es besser bewundern zu können. Ein winziger Zweig von einem Buchsbaum. Ein mit Spitzen gesäumtes Damentaschentuch, das er für eine Sekunde an seine Brust drückt. Ein altmodisches Taschenmesser, das er wahrscheinlich von seinem Vater geerbt hat und das er mehrmals klappernd auf- und zumacht, um es auf diese Weise lebendig zu machen. Das Hufeisen seines ersten Pferdes, das man nie vergißt. Ein Zweig Pfefferminze, zwei alte runzlige, verhutzelte Äpfel. Eine Quitte, deren Duft er mit seinem ganzen Atem einschlürft. Ein Farnkraut und eine Anzahl von sehr kleinen Dingen, bei denen es mir nicht mehr gelingt, sie zu identifizieren. Er sieht einmal den einen, einmal den anderen Gegenstand mit einer Art Anbetung an, ohne daß er sich damit begnügt, sie einfach zu ordnen. Als er resigniert dieses Museum seines vergangenen Glücks wieder in das Bündel eingeknüpft hat und aufsteht, sehe ich, wie zwei große Tränen auf seinem sonnengebräunten Gesicht langsam herabfließen. Am Ende seines Pilgerganges schnallt er die Tasche wieder an den Sattel . . .

Jeder nimmt von seinem Pferd in der Art Abschied, wie es das Tier am liebsten hat. Das eine Pferd liebt es, leicht in den Widerrist gezwickt, das andere, unter dem Schopf zwischen den Ohren gekrault zu werden, ein drittes möchte, daß man ihm mit dem Gesicht den Hals streichelt. Obwohl Wachtmeister Jacob und seine Leute von der Pferdestaffel die Empfehlungen der Pferdebesitzer mehrmals gehört haben und sie fast auswendig kennen, pflegt jeder Reiter bei der Übergabe seines Tieres noch einmal zu sagen, wie

man es behandeln muß, was ihm gefällt und was nicht, genau wie eine Mutter, die ihr Kind für einige Tage einer Amme anvertraut.

Auch der Inhalt jeder linken Satteltasche ist dem Wachtmeister Jacob und seinen Leuten wohlbekannt, die Satteltasche, in der alles, was zum Pferd gehört, sorgfältig eingeordnet ist. Es ist alles in Ordnung. Jedesmal, wenn man sie von ihrem bevorzugten Element trennt, sind die Kalaraschen eine Weile traurig und bewegen sich etwas unbeholfen, aber sie machen sich trotzdem für die neue Aufgabe bereit.

Verdrießlich steigen die Männer in den dreiachsigen Skoda-Lkw ein, der sie vorläufig nach Ukrainka bringen wird, wo sich der Gefechtsstand der 6. Kavalleriebrigade befindet. Um ein wenig Stimmung zu schaffen, spornt Coliopol, der auch mit von der Partie ist, seine Leute an, ein lustiges Soldatenlied zu singen. Sie tun es, aber es kommt mir vor, als ob seine Stimme alle anderen übertönt.

Es liegt gar nicht so weit, dieses Ukrainka, aber der Kanonendonner ist hier viel deutlicher und scheint nicht aufhören zu wollen. Was die Unterbringung anbetrifft, wird uns für den ganzen Zug ein einziger Raum angewiesen, wo wir uns einer in den anderen verwinden müssen, um ein wenig ruhen zu können.

Im Hof des Hauses schuftet jemand ständig mit der Säge, mit der Hacke und mit einem Hammer. Weil die sowjetische Artillerie sowieso genug Lärm macht, gehe ich hinaus, um mir diesen zusätzlichen Lärmmacher anzusehen. Es sind sechs Männer, die mit der Anfertigung von Holzkreuzen beschäftigt sind. Wirklich sehr eindrucksvoll und sehr ermutigend für uns und für alle, die von diesem Hof direkt in die Stellung gehen werden . . .

In unserem gemeinsamen Schlafraum hat Mazilu meinen Mantel in einer Ecke neben der Tür über das Stroh gebreitet. Er schläft schon, und auch der Obergefreite Take II aus Islaz schläft, der sich am Fuß meines Platzes niedergelegt hat, so daß ich über ihn hinwegspringen muß. Mazilus ruhiger, regelmäßiger Atem hilft mir beim Einschlafen, und ich werde bald die Beute eines sonderbaren Traumes:

Ich sehe zwei Kolonnen von Menschen sich begegnen. Eine dieser Kolonnen steigt in eine tiefe Finsternis hinab, die andere geht bergauf ins helle Licht. In der absteigenden Kolonne sehe ich zuerst nur Schatten vorbeigehen, aber auf einmal erkenne ich das Gesicht

von Alexander Radulescu, meinem ersten Freund auf dem Militärgymnasium von Manastirea Dealu, der, als er vierzehn Jahre alt war, an Scharlach starb und dessen Tod mich damals sehr beeindruckt hat. Aus dem Meer gesichtsloser Schatten taucht das lächelnde Gesicht des Unteroffiziers Smarandake auf, dann Take Ilie aus Isbiceni, mit einer zerquetschten Mohnblume über der rechten Augenbraue. Ein Kopf ohne Körper rückt vor, der Kopf des Obergefreiten Gutza. Jetzt sehe ich einen, der gebeugt geht und aus einem Buch liest. Es ist mein Freund Mihai Coliopol. Was sucht er hier, unter den Toten?

Auch Rittmeister Petit ist dabei, den ich seit meiner Kindheit kenne; ihm folgen zwei meiner Reiter, Soparlitzeanu, genannt der Schweigsame, und der andere Take, der aus Islaz stammt. Sie erscheinen einer hinter dem anderen, jeder ins Leere blickend, als ob sie in das große Nichts versinken.

Was mich selbst anbetrifft, gehe ich bergauf ins Licht, eine Kerze in der Hand haltend. Hinter mir Garbis, Datcu und andere, die mit Kerzen in der Hand aufsteigen, deren zitternden Flammen ihren Gesichtern einen Hauch von Leben gibt. Wir gehen in Richtung der aufgehenden Sonne.

Die anderen stoßen in die Finsternis hinein, aber eben diese interessieren mich mehr. Ich will die Maske, die ihre Gesichter verhüllt, herunterreißen, aber ich kann nicht. Die Kerze, die ich in der Hand halte, tropft auf meine Finger brennende Stearintränen, und das tut mir weh.

In Schweiß gebadet wache ich auf . . . Was für ein grauenerregender Alptraum! Zu meinen Füßen stöhnt Take wie ein verwundetes Tier. Ohne es zu wollen, berühre ich mit meinen Stiefeln seine Schulter. Er beruhigt sich, dreht sich um und schläft weiter. Ich kann nicht mehr einschlafen. Ich bin weder abergläubisch noch mystisch veranlagt und auch weit davon entfernt, ein eifernder Christ zu sein, aber dieser Traum hat mich vollkommen erschüttert, und so entschließe ich mich, ihn Raitscha anzuvertrauen, der als Spezialist in Traumdeutung gilt.

Mit Ernsthaftigkeit hört er alles an und stellt mir ängstlich die Frage:

„Aber mich, haben Sie mich auch gesehen?“

„Nein, Raitscha, ich habe dich nicht gesehen.“

„In keinem der beiden Glieder?“

„Nein, Raitscha, in keinem!“

„Dann ist es gut . . . ich werde nur verwundet werden, das ist nicht so schlimm. Sie haben eine prophetischen Traum gehabt, Herr Oberleutnant. In dem in die Tiefe absteigenden Glied haben Sie die Toten gesehen und diejenigen, die sterben werden. Die anderen, die mit der Kerze in der Hand aufstiegen, waren die Beschirmten, denen nichts passieren wird. Hauptsache ist, daß Sie niemandem diesen Traum erzählen. Seine Stunde soll niemand wissen. Sehen Sie, Herr Oberleutnant, wie einfach das ganze ist . . .“

Zu einfach. Ich bin erschüttert und erschöpfter als nach dem Hundertachtunddreißig-Kilometer-Ritt, aber ich will alles vergessen, was mir Raitscha gesagt hat. Alte Weiber haben ihm unglaubliche Sachen eingeredet. Ein Alpdruck wie jeder andere, und sonst nichts.

Ich will eigentlich einen Sprung zum Gefechtsstand der 6. Brigade machen, um das Neueste zu erfahren, aber der Stapel der Holzkreuze im Hof, der erheblich angewachsen ist, zieht mich dorthin. Einem, der gerade zwei Bretter aneinandernagelt, stelle ich die Frage: „Wie ist es gekommen, daß ihr so viele Leute verloren habt?“

Der Betreffende tut so, als ob er die Frage nicht gehört hat. Ein anderer bemüht sich, mit glühendem Eisen Namen auf Holztäfelchen einzugravieren. Mein Herz ist beklommen. Ich lese die Namen zweier Rittmeister: Constantin Verulescu und Dan Trandafirescu, aktive Offiziere des selben Jahrgangs, die gleichzeitig mit mir auf der Schule in Targoviste gewesen sind. Und dann: Hauptmann Ion Stanescu vom reitenden Artillerieregiment 4, mit welchem ich seit langem befreundet bin. Ich kann es kaum glauben, daß ich sie nie mehr sehen werde. Der Obergefreite, mit großem dunkelbraunem Schnurrbart, seufzt und scheint sehr deprimiert zu sein, als er das Täfelchen mit dem Namen des Rittmeisters Dan Trandafirescu an einem Kreuz befestigt.

Ich biete ihm eine Zigarette an: „Traurige Arbeit mußt du machen, mein Junge, aber sag’ mir, wie ist es gekommen, daß euer Regiment, die Zehner Roschiori, so viele Offiziere verloren hat?“

Er schwankt, will etwas sagen. Verzichtet. Er ist eindeutig mißtrauisch. „Du kannst es mir ruhig sagen. Alle drei Offiziere waren meine Kameraden, meine Freunde, wir haben die schönsten Jahre unserer Jugendzeit zusammen verlebt. Ihr Tod hat mich aus der Fassung gebracht. Sag’ es mir, mein Freund, wie und weshalb sind alle drei am selben Tag gefallen?“

Der Obergefreite nimmt einen Anlauf: „Dann, wenn Sie ihr Freund gewesen sind, Herr Oberleutnant, werde ich es Ihnen sagen, denn eines Tages werden Sie es sowieso erfahren. Alle werden es erfahren, daß bei uns ein scheußlicher Mist herrscht, seitdem Oberstleutnant Damaceanu an der Spitze des Regiments steht. Dieser ruhmsüchtige Oberstleutnant will unbedingt von den Deutschen das Ritterkreuz bekommen, selbstverständlich indem er die Haut der anderen aufs Spiel setzt; denn wie er seine eigene Haut schonen muß, das weiß er. Wenn es ganz heiß zugeht, traut er sich nicht, in den vorgeschobenen Linien zu erscheinen, weil er fürchtet, daß manche von uns für ihn schon eine Kugel bestimmt haben, und ich denke, daß er recht hat, so etwas zu fürchten.

Der Mann ist verrückt. Seitdem er das Kommando über die Zehner Roschiori hat, ist das arme Regiment ständig auf Vollgas eingestellt, und während er auf die hohe Auszeichnung wartet, werden die Kameraden vom Iwan abgeräumt . . . Niemals haben wir so geblutet wie unter ihm. Er erfindet nur Selbstmordaufgaben. Mit Ihren zwei Kameraden, die gestern gefallen sind, haben wir alle Schwadronschefs unseres Regiments verloren. Alle sind tot. Aber der Dreckskerl hat trotzdem nicht bekommen, was er unbedingt haben will. Das ist es, ich habe gesagt, Herr Oberleutnant, was ich auf dem Herzen hatte. Sie haben sicher von Oberstleutnant Damaceanu gehört . . .“

Gehört? Wer kennt ihn nicht? *„Tête de mort“*, so wird er allgemein genannt, und man hat ihm diesen Spitznamen nicht gegeben, um ihn mit den Totenkopfhusaren zu vergleichen, sondern wegen seiner tief in den Höhlen liegenden Augen, wegen seiner vorspringenden Backenknochen und seinem eisigen Blick. Rein berufsmäßig ist er ein fähiger Offizier, das ist nicht zu leugnen, aber was für ein Hypokrit und Emporkömmling? Viele Jahre gehörte Damaceanu als Flügeladjutant des abgedankten Königs Carol II. auch zu dessen Hofkamarilla. Als er sah, daß Carols Stern im Sinken begriffen war, schlug er sich auf die Seite von Marschall Antonescu und blieb infolgedessen auch unter König Mihai königlicher Flügeladjutant. Seine Zuteilung zu einer Fronteinheit war für ihn eine Notwendigkeit, weil er sonst nicht zum Oberst befördert werden konnte. Nach abgelaufenem Frontdienst möchte er in Bukarest noch als Held gefeiert werden, geschmückt mit Orden, die er sich durch die Opferung von anderen erworben hat . . .

Die Deutschen lassen sich aber sehr selten von widerrechtlichen höheren Offizieren, denen das Leben ihrer Untergebenen nicht viel gilt, betrügen. Sein verrücktes und mörderisches Spiel um das Ritterkreuz bleibt ergebnislos. Er bekommt es nicht.

*

Die Skoda-Lastkraftwagen des Roschiori-Regiments 10 stehen wieder vor unseren Unterkünften.

„Alles aufsteigen!“

An der Kreuzung mit der Straße, die nach Berislaw führt, wartet Damaceanu mit einigen Offizieren seines Stabes. Man macht uns Zeichen, daß wir weiterfahren sollen, damit wir nicht in unmittelbarer Nähe seines Gefechtsstandes absteigen. Nach einem weiteren Kilometer bleiben wir stehen. Ein Melder wartet schon auf uns: „Die Offiziere der Schwadron zum Herrn Oberstleutnant!“

Also zu Fuß zurück zu dem Herrn Regimentskommandeur der Zehner Roschiori. Damaceanu steht vor dem Eingang seiner unterirdischen Unterkunft. Sein verschlossenes, hartherziges Gesicht wird durch den Stahlhelm noch mehr verdüstert. Mittelgroß, in seinen englischen „Macfarlane“ gezwängt, mit geputzten Stiefeln und mit gutsitzenden Handschuhen, erwidert er unseren Gruß wortlos durch Heben der Hand nur bis in die Nähe des Stahlhelms und sagt dann etwas, über unsere Köpfe hinwegblickend, so als ob wir gar nicht existierten und schon von Granaten zerfetzt seien. Unter den drei Offizieren seines Gefolges befindet sich auch der stellvertretende Kommandeur, Dan Ionescu, auch Oberstleutnant, nur einen Jahrgang jünger als er. Jedesmal, wenn Damaceanu seinem gleichrangigen Stellvertreter eine Frage stellt, antwortet dieser in Habachtstellung. Das gibt zu denken über die Verhältnisse, die in diesem Gefechtsstand herrschen!

Überdrüssig öffnet er mit seiner behandschuhten Hand die aus feinstem Leder angefertigte Führertasche und zieht eine Landkarte heraus, die er gleich entfaltet. Dann, an unseren Rittmeister gewendet: „Sie werden diese Schwadron ablösen, deren linke Flanke sich auf den Hof Anastassjewka stützt und deren rechte Flanke bei Mihailowka die Verbindung mit dem Roschiori-Regiment 9 sichert. Sie müssen mit allen Mitteln verhindern, daß die Russen

hier einen Brückenkopf bilden. Einer meiner Melder wird Sie bis zu einer Mulde führen, von wo Sie bei Dunkelheit von einem anderen Melder in die Stellung gebracht werden. Sie werden Ihre Pflicht tun, wie es vor Ihnen Ihre Kameraden getan haben. Auf Wiedersehen, meine Herren . . ."

Völlig sprachlos sehen wir uns diesen Kommandeur an, der uns mit keinem Blick beehrt. Für ihn existieren wir nicht, wir haben niemals existiert, und eben deshalb wird ihn auch unser Tod gleichgültig lassen.

„Sie werden Ihre Pflicht tun, wie es vor ihnen ihre Kameraden getan haben . . ." Wir werden unser Leben teuer verkaufen, das steht fest, Herr Damaceanu*, aber nicht unsere Haut zu Markte tragen, damit Sie noch weiter emporkommen . . .

* Dumitru Damaceanu, angeblich flammender Royalist, war im Sommer 1944 als Oberst Chef des Stabes des Militärkommandos der Hauptstadt Bukarest und hatte in dieser Eigenschaft den Staatsstreich vom 23. August vorbereitet und durchgeführt. Lange vorher stand Damaceanu nicht etwa mit den Vertretern der vollkommen unbedeutenden Kommunistischen Partei Rumäniens, sondern mit Emil Bodnaras in Verbindung, einem ehemaligen rumänischen Artillerieoberleutnant, der 1931 in die Sowjetunion desertierte, dort eine Anzahl von Spionageschulen absolvierte, um anschließend einer der wichtigsten Agenten der Komintern zu werden. Anfang Juni 1944 wurde Bodnaras unter dem Namen „Dipl.-Ing. Ceausu" per Fallschirm auf rumänischem Boden abgesetzt. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1944 traf sich Damaceanu mit Bodnaras in einem Absteigequartier für sowjetische Spione in Bukarest, Strada Armeneasca Nr. 15. An dieser ersten Besprechung nahmen auch folgende Personen teil: General der Kavallerie Constantin Sanatescu, I. M. Stircea, Hofmarschall des Königs Mihai, Mircea Ioanitziu, Sekretär des Königs, der Gesandtschaftssekretär Grigore Niculescu-Buzesti, ein Vertrauter des ehemaligen Außenministers Titulescu, und der Generalleutnant der Reserve Gheorghe Mihail, der früher der Hofkamarilla von Carol II. angehörte.
Damals und dort wurde der Putsch in allen Einzelheiten beschlossen, auch die Auslieferung von Marschall Antonescu an Emil Bodnaras, der zu gegebener Zeit in das Arbeitszimmer des Königs im Schloß von Bukarest gebracht wurde. Zum Militärstab des Putsches gehörten ursprünglich nur Oberst Damaceanu und General Mihail. Später wurde auch Generalleutnant C. Vasilu-Rascanu mit einbezogen, der Kommandierende General der Truppen im Erdölgebiet von Ploiesti.
Die Hauptrolle, die Damaceanu bei dem Putsch vom 23. August 1944 gespielt hat, ist von den Kommunisten derart anerkannt worden, daß er unter ihrem Regime alle Stufen der Militärhierarchie emporgestiegen ist, um schließlich zum Armeegeneral befördert zu werden, dem höchsten Dienstgrad, den die sozialistische Republik zu vergeben hat. Bei allen Militärparaden und Parteidemonstrationen ist Dumitru Damaceanu auf der Ehrentribüne zu sehen, der Mann, der seine Offiziere ins Jenseits schickte, um sich selbst die höchsten Kriegsauszeichnungen zu sichern.

Der Melder der Schwadron, die wir ablösen sollen, kommt mit der Nacht, einer Nacht ohne Sterne und ohne Mond. Der Zug setzt sich in Bewegung. Es ist stockfinster. Die Männer stolpern und schimpfen. *„Firu . . . firu"*, der Draht, der Draht, flüstert der Melder, der uns führt.

In der Dunkelheit legt er den Fernsprechdraht, der den Gefechtsstand der Abteilung mit dem Vorposten verbindet, in meine Hand. Ich tue das gleiche mit Mazilu, der den Draht in die Hand eines anderen legt . . . und so weiter, bis zum letzten Mann, der in Reihe hinter uns läuft, der Reiter Vacaru aus Celei.

Als einer stürzt, hört man sofort: *„Firu, firu . . ."*, ähnlich dem flinken Ruf eines Nachtvogels, damit der Blindgewordene den Weg an dem leitenden Draht wiederfindet. Auf diese Weise, so gut wie es eben geht, kommen wir zum Gefechtsstand der Schwadron der Zehner Roschiori. Einer, der der Erste seines Jahrganges auf der Offiziersschule war und einen Tag zuvor hier gelandet ist, der Rittmeister Dorel Constantinescu, ist der neue Chef anstelle von Dan Trandafirescu, der vor dem Feind gefallen ist, auf Veranlassung von Damaceanu.

Dorel Constantinescu wünscht uns das Beste und übergibt uns einem anderen Melder. Die Nacht ist weiterhin stockfinster. Das Gelände ist von Trichtern und Löchern ausgehöhlt. Von Zeit zu Zeit ein dumpfes Geräusch. Ein Fluch. Einer ist in einen Graben gestürzt. Man hilft ihm heraus und versucht dabei keinen Lärm zu machen. Die Luft, die immer kühler und feuchter wird, gibt mir zu verstehen, daß wir an unserem Ziel angelangt sind. Eine unbekannte Stimme flüstert: „Die Ablösung, die Ablösung ist da . . ."

Dann sind mehrere Stimmen wie das fröhliche Rauschen von Fledermäusen zu hören: „Jungens, Jungens, seht euch das mal an, wir werden abgelöst. Wir wünschen euch ‚*Noroc*' (viel Glück), Kameraden. Hauptsache ist, daß ihr ständig auf der Hut bleibt!"

Der Zugführer kommt mir herumtappend entgegen. Erst als wir einander gegenüberstehen, erkennen wir uns. Wer hätte gedacht, daß ich hier am Dnjepr einen meiner Gefolgsleute aus der Zeit, als ich die Führung der L.A.N.C.-Studenten innehatte, ablösen würde. Es ist der Leutnant der Reserve Grapa aus Bacau, der Philologie in Bukarest studiert hat. Sich duckend, führt er mich zu seinem Loch, das jetzt meines sein wird.

Jeder hat hier sein eigenes Deckungsloch. Meines ist größer, damit auch die Melder samt Fernsprecher Platz haben. Grapa gibt mir unzählige Empfehlungen: „Vor allem, laufen Sie nur in einer Nacht wie dieser von Loch zu Loch, sonst werden Sie mit Sicherheit niedergeknallt. Ihre Scharfschützen sind in der vordersten Linie. Auch die sowjetischen Artilleristen sparen nicht mit ihrer Munition. Eine Granate für jeden Mann, der sich bewegt, aber das macht mehr Lärm als Schaden ...“

Die Löcher selbst sind in siebzig Meter Entfernung vom Fluß auf den Gegenhang gerichtet, eine Aufstellung, über die ich nicht begeistert bin, was ich auch Grapa sage: „Wir sind zu weit vom Wasser entfernt, um wirksam einen Landungsversuch zurückzuschlagen.“

Er ist derselben Meinung, versucht aber zu erklären: „Wir haben auch daran gedacht und haben versucht, die Stellung vorzuschieben, aber unten ist alles sandig, und wenn man ein wenig gekratzt hat, stößt man sofort auf Grundwasser.“

Wir werden sehen, ob es tatsächlich überall am Ufer so sandig ist. Besser einige Tage mit den Füßen im Wasser stehen, als für immer sechs Fuß unter der Erde liegen. Jeder hat seinen Standpunkt ...

Die Ablösung ist beendet, Grapa atmet erleichtert auf, seine Leute kommen ohne Bedauern aus ihren Löchern heraus, und der ganze Haufen tritt den Rückmarsch an, der Spur des Fernsprechdrahtes folgend: *„Noroc! Noroc!“* — Das werden wir sicher brauchen, Glück!

Es ist immer noch stockfinster, und es herrscht eine besorgniserregende Stille. Was kochen sie langsam aus, die vor uns am anderen Ufer stehen? Jeder muß wachsam bleiben. Niemand soll die Augen schließen. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein.

Peng ... Noch einmal: Peng ... Und dann hier und dort: Peng ... Peng ... Peng ...

Mazilu und Garbis, die mit mir das Loch teilen, wissen zuerst nicht, was das wiederholte Klicken bedeuten soll, und halten die Karabiner fest in ihren Händen, aber Garbis gibt dann eine beruhigende Erklärung: „Jetzt habe ich es. Die Männer werden von ihren Obergefreiten und Unteroffizieren mit kleinen Steinen bombardiert, damit sie nicht einschlafen. Die Kieselsteine werden auf die Stahlhelme geworfen, und das macht diese eigenartige Musik.“ Das ist allerdings auch eine Methode, die Leute wachzuhalten. Ich

bin aber müde, vom Duseln wäre ich in einen richtigen Schlaf gesunken, wenn mich Mazilus merkwürdiges Verhalten nicht wachgehalten hätte. Durch meine halboffenen Augen verfolge ich mit Aufmerksamkeit seine seltsamen Bewegungen. Von Zeit zu Zeit beugt er sich schnell vor meine Brust, tut so, als ob er mir einen Knopf abreißen will, wahrscheinlich hat er es schon getan, denn er wirft ihn weit aus dem Graben hinaus. Das Gebärdenspiel dauert an, dazu noch in raschem Tempo. Seine Fingern krabbeln, ziemlich leicht allerdings, an meinem ganzen Körper. Was ist mit ihm, ist er übergeschnappt, oder was sonst?

Brüsk fasse ich seine Hand und halte sie fest, aber etwas Bewegliches, Kaltes und Zähflüssiges springt durch seine Finger. Ich stehe auf und habe auch sofort die Erklärung für seine rhythmischen Bewegungen. Der Graben ist voll von kleinen Fröschen, die aus jeder Spalte springen, auch auf mich, als ich lag, und Mazilu war eben dabei, mich von diesen Eindringlingen zu befreien. Arme kleine Frösche, sie wollen uns eigentlich Gesellschaft leisten.

Schließlich bricht der Tag an. Eine glänzende Sonne steigt rasch in die Höhe und läßt die Oberfläche des Dnjepr aufstrahlen, der wie ein riesiger Spiegel aussieht. Ausgedehnt, mit seinem über hundert Meter breiten Hauptarm, ist er einfach majestätisch.

Das gegenüberliegende Ufer ist in einer Länge von eineinhalb Kilometern und in einer Breite von einigen hundert Metern von Wald bedeckt. Es sind Zirneichen, Weidenholz und auch Birken. Das Ufer ist mit Gebüsch dicht bestanden. Die ganze Landschaft ist von einer Hochebene beherrscht, auf welcher stromabwärts sechs Windmühlen zu sehen sind und weiter südlich die ersten Häuser von Malaia Lepaticha.

Stromaufwärts soll Nowo Rogatschik liegen, aber davon ist nichts zu sehen. Zu meiner Rechten macht der Dnjepr einen Bogen, so daß ich auch Mihailowka nicht sehen kann, obwohl es kaum einen Kilometer südlich von uns liegt. Von hier ist aber die große bewaldete Insel sichtbar, die vor Mihailowka liegt und die vom westlichen Ufer durch einen ziemlich schmalen Arm des Dnjepr getrennt ist. Diese Insel ist fest in sowjetischer Hand, und demnach stehen die beiden Flanken unserer Stellungen von Mihailowka unter feindlichem Feuer.

Ich betrachte die ganze Landschaft genau und verlasse, die Empfehlungen von Grapa nicht achtend, für eine halbe Stunde das Loch, um alles besser ansehen zu können. Wahrscheinlich hat Iwan mich

nicht entdeckt, da es ganz ruhig bleibt. Als ich wieder das Loch erreiche, versuche ich, eine sogenannte Panoramaskizze, also ein Landschaftsbild zu zeichnen, was mir auch einigermaßen gelingt. Auf allen Vieren kriechend, bringt Garbis diese Skizze zur Artilleriebeobachtungsstelle, ganz in der Nähe des Gefechtsstandes der Schwadron. Die angekündigte Höllenvorstellung bleibt den ganzen Tag aus. Auf was wartet Iwan eigentlich?

Dann kommt der Sonnenuntergang. Jetzt meldet sich die sowjetische Artillerie. Ich schätze, daß sie mit mindestens zwölf Batterien schießt. So viel ich weiß, wird unsere Artillerieunterstützung in diesem Unterabschnitt von vier 75-mm-Feldkanonenbatterien und einer 150-mm-Haubitzenbatterie bestritten. Verdammt wenig . . .

Die Sowjets gruppieren ihre verheerende Salven. Das Brausen, das Heulen, die Einschläge, all das folgt in unerträglichem und geisttötendem Rhythmus. Der Boden schwankt, spuckt die Splitter wieder aus, schickt die aufgegrabene Erde in die Höhe, um sie zerschmettert gleich wieder herunterfallen zu lassen.

Unsere eigene Stellung wird noch geschont, und alles deutet darauf hin, daß diese Kostprobe für die Verteidiger von Mihailowka bestimmt ist. Nach etwas mehr als einer Stunde herrscht absolute Stille, eine unheimliche Stille, die einen bevorstehenden Angriff ankündigt.

Um den Brückenkopf auszuräumen, den die Sowjets bis vor wenigen Tagen bei Mihailowka hatten, mußten wir schwere Verluste hinnehmen, aber um erneut auf dem westlichen Ufer des Stromes Fuß zu fassen, werden die Sowjets sicher alles einsetzen, ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen und Material.

Die Nacht wird durch ein immer stärkeres Summen lebendig. Ja, das sind sie, die Motoren der Landungsboote. Ich rufe unsere Artillerie an, die in weniger als einer Minute die erste Salve abfeuert. Es folgen weitere drei Salven, leider ohne Erfolg. Die Boote legen an. Handgranaten zerplatzen, man hört die bekannte Stimme der Maschinengewehre und das tobende Bellen der lMG. Den Russen ist es gelungen, bei Mihailowka zu landen.

Auf dem Weg zur Schwadron teilt uns ein Melder vom ersten Zug mit, daß die Sowjets bei dieser Operation vorher trainierte und fanatisierte Eliteeinheiten einsetzen. Von der Übermacht erstickt und von der sowjetischen Feuerkraft zerschmettert, geben die Unsrigen nach . . .

Ohne lange zu zögern, gehe ich mit meinen Leuten aus den Löchern heraus, nehme Stellung mit Front gegen Mihailowka und verständige darüber die Schwadron und meinen linken Nachbarn, den Oberleutnant Victor Constantinescu, Chef des dritten Zuges. Meine linke Flanke steht jetzt direkt am Strand des Stromes.

Bei Mihailowka scheint das Gefecht einen Höhepunkt erreicht zu haben. Das Maschinengewehrgeknatter kommt immer näher, und die Kugeln miauen über unsere neuen Löcher, in die wir uns eingegraben haben. Die Russen haben die Schwadron der Neuner Roschiori und unseren ersten Zug völlig überrannt und sind bei unserem vierten Zug durchgebrochen, dessen Chef, dem jungen Leutnant Cornel Angelescu, es jedoch gelungen ist, einen Teil seiner Leute umzugruppieren. Es sieht schlimm aus . . .

Die zurückweichenden Männer des ersten Zuges werden von den Russen bis in unsere Stellung verfolgt, und deshalb ist es für uns sehr schwer, ihren Rückzug mit Feuerschutz zu decken. Nur vom Strand aus geht es einigermaßen.

Verwundete des ersten und des vierten Zuges erreichen unsere Stellung und erzählen uns in einem Zuge, was passiert ist: „Die Russen stinken alle nach Wodka und rücken wie Wahnsinnige vor. Es ist unmöglich, sie aufzuhalten. Alle verfügen über automatische Waffen. Unsere Unteroffiziere haben alles getan, um das Vorrücken der Russen zu stoppen, aber alle acht sind gefallen, drei vom ersten Zug, drei vom vierten und zwei vom MG-Zug. Leutnant Barbu, Führer des ersten Zuges, ist auch gefallen, er wurde in den Mund getroffen. Wir haben gesehen, wie er, voll Blut im Gesicht, zusammenbrach . . . Unteroffizier Popescu, der Sohn des Rechtsanwalts aus Caracal, der schwer verwundet wurde, konnten wir nicht mehr herausholen. Er ist dort liegengeblieben bei den Russen, wie viele andere . . .“

In solchen Fällen muß man nicht alles für bare Münze halten, was zurückweichende, verwirrte und ohne Führung gebliebene Soldaten alles erzählen, aber daß dort bei Mihailowka etwas Schreckliches passiert sein muß, ist nicht zu leugnen. Den Beweis, daß nicht alle acht Unteroffiziere tot sind, bringt uns der imposante Unteroffizier vom vierten Zug, der trotz seiner Verwundung an der Schulter, aus der er stark blutet, bis zu mir kommt und in strammer Haltung meldet: „Ich bin verwundet, Herr Oberleutnant, bitte mir zu erlauben, zum Verbandplatz zu gehen.“

„Selbstverständlich erlaube ich es dir, aber sag' mir bitte, was ist mit den anderen Unteroffizieren geschehen?"

„Eines weiß ich sicher, daß Unteroffizier Galan mit der gesamten Bedienungsmannschaft seines Maschinengewehrs tot ist . . ."

Das hat auch gestimmt. Galan war der Schwager meines Obergefreiten Rafail Bakanu . . . Ich bin entschlossen, sobald es dunkel wird, dem Feind näherzukommen, um ihm auf diese Weise nicht mehr die Möglichkeit zu geben, uns mit seiner Artillerie beschießen zu können. Bis dahin möchte ich sehen, wie es bei meiner rechten Flanke aussieht. Der brave Leutnant Angelescu hat sich mit dem, was er von seinen Leuten noch sammeln konnte, angeschlossen und verlängert damit unsere Gefechtsgliederung. Zu meiner Verblüffung höre ich von ihm, daß an seiner Rechten die Schwadron der Zehner Roschiori liegt, die wir erst vorgestern abgelöst haben. Warum ausgerechnet diese Schwadron und nicht eine, die noch nicht in Stellung war?

Es ist Nacht geworden, und die sowjetische Artillerie hat sich vorläufig schlafen gelegt. Jetzt bin ich wieder bei meinen Leuten: „Wir werden uns in aller Stille nach vorne schieben, Kinder. Also, das Ganze vorwärts!"

Die Bewegung wird reibungslos durchgeführt, und auch beim Eingraben stört uns niemand. Im Morgengrauen stellen wir fest, daß wir kaum 250 Meter vor den feindlichen Stellungen liegen. Die Russen haben sich in den Häusern von Mihailowka verschanzt, die sie leicht verteidigen können, weil die meisten dieser Häuser mit der Vorderseite zu uns gerichtet sind.

Ohne eigentlich zu wissen weshalb, denke ich an meinen Freund „Mischu" Coliopol, und wie in einem Blitzlicht kommt mir ins Gedächtnis, daß er mir im Traum erschienen ist, unter den Toten gebeugt gehend. Ich mache mir Gedanken über Gedanken, ich weiß, daß er unverletzt ist, aber ich muß ihn sehen, dort, in seinem Loch auf dem Gegenhang, ein paar Meter hinter meiner rechten Flanke.

Ich kraxele in diese Richtung, was für ein sowjetisches Maschinengewehr Anlaß ist, mir auf seine Weise Beifall zu klatschen. Wegen der schlagfertigen Antwort unserer leichten Maschinengewehre gelingt es mir, durch mehrere Trichter kriechend, das Loch meines Freundes zu erreichen. Von meinem Besuch scheint er nicht besonders beeindruckt zu sein. Er liest aus Baudelaire, und ich bin empört darüber: „Donnerwetter, setz deinen Stahlhelm auf. Lauf nicht so herum. Ein Prellschuß kann dich auf der Stelle töten."

Seine dunkelbraunen, schalkhaften Augen heben sich zu mir, er richtet sich in seiner ganzen Länge von 1,85 Meter auf, fährt mit langen Fingern durch sein dichtes, dunkelbraunes Haar und lächelt: „Um besser zu verstehen, was man liest, darf man die Hirnschale nicht einklemmen . . ." und fängt gleich an, mir ein Gedicht vorzulesen, in welchem von einem „apokalyptischen Pferd" die Rede ist.

„Hör mal, mein Freund, ich bin nicht hierher gekommen, um über Literatur zu sprechen, sondern ich wollte dich nur fragen, wie wir das Nest zurückerobern können?"

„Selbstverständlich werden wir es zurücknehmen. Wir haben einen ganzen Tag vor uns. Übrigens, sie verstecken sich wie die Ratten."

„Aber die Landung ist ihnen geglückt. Sie haben uns vertrieben. Hast du nicht den Eindruck, daß Iwan aufhören wird, sich ständig zurückzuziehen, und daß wir mit nicht ausreichenden Kräften zu weit vorgerückt sind?"

Coliopol reagiert mit Entschlossenheit: „Wir werden vor ihren Bäuchen und versoffenen Gesichtern nicht haltmachen. Und jetzt werde ich, mit deiner Genehmigung, in dem Buch weitergraben, bevor die Ruskis wieder anfangen, Lärm zu machen."

Mit diesem Kerl ist heute nichts anzufangen. Ohne weiter Krach zu verursachen, schleiche ich zu meinem Loch zurück.

Wir haben den 9. September 1941, und bevor die Sonne den Scheitelpunkt erreicht hat, genau um 11.30 Uhr, bekommen wir den Befehl, anzugreifen und Mihailowka zurückzunehmen. Ich steige aus dem Loch heraus: *„Inainte!"* (Vorwärts.)

Dieser Ruf läuft durch die fächerförmige Stellung und wird sofort von der Bissigkeit des gegnerischen Schießens übertönt. Die automatischen Waffen greifen ein, so als ob ihre Rohre zerplatzen würden. Das uns wohlbekannte Geräusch der Sense, die mäht, und des brennend mörderischen Stahls, schneidet Streifen nach allen Richtungen. Wir werfen uns lang auf den Boden, als ob wir mit unserem Körper die Erde zerdrücken möchten. Von Zeit zu Zeit rufe ich mit trockenem Mund: *„Inainte!"* (Vorwärts.)

Zu meiner Linken rücken drei Reiter schneller vor als ich. Sie bekommen Feuerschutz von Bakanu und Ende, die ihre lMG bellen lassen und wie Wahnsinnige schießen. Die leeren Patronentrommeln fallen rascher herunter als die Karten bei einem Pokerspiel.

Aus den drei Reitern sind jetzt fünf geworden. Ich schlage mich zu dieser Gruppe durch.

Eine merkwürdige Sache: in dieser Hölle kann ich noch die Geräusche zergliedern. Ein sowjetisches Zwillings-MG meldet sich ebenfalls. Rings um mich her wird die Luft gepeitscht. Gellende, widerhallende Schläge sausen um den Kopf. Zwei von der Gruppe der fünf Männer legen sich hin, die anderen drei springen nach vorn, aber alle drei werden getroffen. Wer sind sie? Ich werfe mich auch hin, übermannt von dem Schrecken, der tief in mir wühlt. Ich darf mich aber von der Angst nicht packen lassen. Ich muß diese Angst beherrschen!

Der Zorn übermannt mich. Noch ein Sprung in Richtung der Häuser, von wo aus allen Fenstern auf uns geschossen wird. Wir rücken sehr mühsam nach vorn. In meiner Nähe brüllt Coliopol: „Wo ist Bimbirica, hat er sich aus dem Staube gemacht?“

Bimbirica ist der Spitzname des Leutnants, der den uns zugeteilten Pak-Zug führt, den wir jetzt brauchen können. Der Leutnant meldet sich nicht, aber ein Pak-Geschütz, das drei bärtige Soldaten schieben, wird schußbereit gemacht. Sein zweiter Schuß ist ein Volltreffer auf eines der Häuser, aus denen am meisten geschossen wird, aber schon beim dritten Schuß ist dieses Geschütz das Hauptziel des Gegners. Zwei Kanoniere werden verwundet ...

Vom Gegenhang, der rechts von uns liegt, ist die Stimme des Leutnants Angelescu zu hören: „Zu mir . . . zu mir, kommt, wir werden sie ausquartieren . . . !“

Es gelingt uns, noch ein paar Meter vorzurücken, und wenn wir noch zwei Sprünge machen, dann haben wir einen tieferen, natürlichen Graben gewonnen, der uns schützen wird. Mazilu, der mir auf den Fersen folgt, feuert mit seinem Karabiner unmittelbar an meiner rechten Wange, so daß ich fast taub bin: „Streu deine Geschosse, Bakanu!“

Das lMG tanzt in seinen kräftigen Händen eine tolle Sarabande, und Marin sorgt dafür, daß es ständig einen neuen Ladestreifen bekommt. Noch einen Sprung. Die meisten haben schon den Graben erreicht, aber in diesem Augenblick bäumt Bakanu sich auf, läßt seine Waffe fallen und stürzt. Ich eile zu ihm, gefolgt von Mazilu und Garbis.

Marin hält Bakanu in seinen Armen. Dann hebt er das lMG vom Boden auf und schießt, bis es uns gelingt, Bakanu in den Schutz des Grabens zu bringen. Um den ganzen Leib hat er einen Gürtel

von Blut. Eine lMG-Garbe. Mit seinem Ausscheiden ist unser Schwung gebrochen. Außerdem sind zu wenige geblieben, um den Angriff weiterzuführen. Vorläufig werden wir uns hier verschanzen und darüber die Schwadron verständigen.

Bakanu ist bei vollem Bewußtsein. Ich nehme ihm den Stahlhelm ab und versuche, so blöd das auch ist, ihm ein paar ermutigende Worte zu sagen: „Es wird schon gehen, es wird schon gehen, Rafail. Du bist erst dreiundzwanzig Jahre alt und kräftig, du wirst schon gut durchkommen!“

Wie konnte ich nur so eine Dummheit sagen, da seine Finger bereits weiß geworden sind? Er blickt zu mir auf mit seinen dunkelbraunen Augen, in welchen das Leben noch immer strahlt, und sagt: „Nein, Herr Oberleutnant, es ist das Ende. Ich denke an meinen Sohn, der jetzt ein Jahr alt ist, an meine Frau, die Schwester von Galan, von dem ich höre, daß er tot ist, und ich denke an die vierzig Hektar gute Erde und an die Weinstöcke, die ich bei Corabia besitze. Schreiben Sie bitte an meine Frau, daß sie, bald nach Ablauf der Trauerfrist, wieder heiraten soll, damit sich jemand um das Feld und um das Haus kümmert. Vergessen Sie mich nicht, Herr Oberleutnant, und vielleicht wird auch das Regiment nicht vergessen, daß ich der beste lMG-Schütze der Brigade war. Und ein lMG hat mich auch erwischt. Ist das ein Schicksal . . . Haben Sie etwas zum Schreiben?“

Ich gebe ihm einen Bleistift. Er hat noch die Kraft, aus seiner Brusttasche eine Feldpostkarte herauszuziehen. Ich wende meinen Kopf ab, und als ich wieder zu ihm blicke, ist ihm der Bleistift aus der Hand gefallen, mit der anderen reißt er jedoch die Karte an seine Brust. Über unsere Köpfe pfeifen einige verlorene Kugeln.

Bakanu keucht jetzt. Sein Gesicht verzerrt sich, und seine Stimme ist nicht mehr ruhig, sondern aufgeregt: „Nehmen Sie meinen Patronenlader . . . Geben Sie Marin mein lMG . . . Zahlen Sie den Bolschewiken zurück, was sie mir angetan haben . . . Dahlia, meine Stute, die ist nicht mehr jung . . . Ich will nicht, daß sie hier krepiert. Mein Vater hat sie mir geschenkt, als ich noch ein Bub war . . .“

Dann bäumt er sich erneut auf. Sein bleifarbenes Gesicht deutet an, daß sein Körper vollständig ausgeblutet ist. „Oberleutnant, Oberleutnant . . . ich will meine Seele wiederfinden. Oberleutnant, Oberleutnant, es kommt, es kommt . . .“

Seine Augen scheinen aus den Höhlen herauszuquellen, er heult mit seinen letzten Kräften, er geht seinem Ende entgegen und fällt

weich in meinen Arm. Was hat er kommen sehen? Welchem letzten Hindernis wollte dieser tapfere Kalarasch ausweichen?

Obwohl er keine Deckung mehr braucht, bringen wir ihn mit Mazilu und Garbis etwa hundert Meter weiter in die Nähe des Ufers und legen ihn in den Schatten eines Johannisbeerstrauchs. Gemäß seinem letzten Willen wird sein lMG von Marin aus Dabuleni in Empfang genommen.

Auf dem Weg zu unserer Stellung erinnere ich mich, daß ich etwas vergessen habe. Ich kehre zurück und nehme aus der Hand von Bakanu die Feldpostkarte, die er noch immer an seine Brust drückt. Mit dem Bleistift hat er darauf nur diese Worte geschrieben: „Bakanu, Rafail, Kalarasch, gefallen für das Vaterland."

Ich fange an zu schluchzen.

*

Alle sind jetzt verschanzt, wir in den neuen Deckungslöchern, die wir uns in dem großen Graben geschaufelt haben, die Russen in ihren Häusern. Von der einen wie von der anderen Seite suchen die Kugeln nach den Unvorsichtigen, die neugierig nachsehen, was außerhalb ihres Loches geschieht.

Verbindung mit unseren anderen Haufen haben wir zur Zeit keine, was weiter geschehen soll, wissen wir auch nicht, weil der Fernsprechdraht irgendwo zerrissen worden ist. Deshalb entschließe ich mich, selber auf Erkundung zu gehen und für höchstens vierzig Minuten die Führung des Zuges dem Unteroffizier Datcu zu überlassen. Beim Ausbruch gibt mir einer Feuerschutz. Die Russen schießen nur ein paarmal nach mir, dann bleiben sie ruhig.

Tappend finde ich Coliopol in einer neuen Unterkunft. Unerschütterlich setzt er die Lektüre seines verfluchten Buches fort. Ich erzähle ihm von Bakanus Tod und wie groß mein Schmerz ist, daß ich ihn verloren habe. Er hört aufmerksam und nachdenklich zu, dann durchblättert er mit den nervösen Fingern die wieder und wieder gelesenen Seiten, die er schon auswendig kennen muß:

„Da ist es. Ich habe es gefunden. Weißt du, man muß nur einen anderen Titel setzen. Das ist das Wunderbare bei Baudelaire, der alles erlitten und über alles nachgedacht hat . . . Es sind die ‚Klagen eines Ikarus', die wir für Bakanu in die ‚Klagen eines Pegasus' umbenennen werden. Hör zu:

Ich wollte des Ungeheuren
Mitte finden und Schluß.
Ich fühle, wie unter Feuern
Mein Flügel zerfallen muß.

Und die Liebe zum Schönen verbrennt —
Es wird nicht einmal ihm die Ehre,
Das die ihn begrabene Leere
Mit seinem Namen man nennt."

Das Wunder der geflügelten Achtsilbigen geschieht. Ich fange an, „Mischu" zu verstehen, der, die Leiden des Dichters kultivierend, die Ungeheuerlichkeit des Krieges weniger empfindet und den physischen Ekel, von dem wir alle übermannt sind. Diese „Blumen", die er ständig durchblättert, mitten im Heulen der Verwundeten und der Sterbenden, haben sicher den Gestank des Todes, aber auch den Wohlgeruch der Schönheit, des ewigen Lebens . . .

Zweihundert Meter weiter komme ich, mehrmals in aller Art von Trichtern Deckung findend, zu dem Gefechtsstand des Rittmeisters Dorel Constantinescu, der übrigens mit seiner Schwadron in einer gut geschützten Mulde Stellung bezogen hat. Die meisten seiner Leute befinden sich in unmittelbarer Nähe. Die erste Frage, die ich ihm stelle, bezieht sich auf das Wiederauftauchen der Schwadron an diesem Ort, nachdem das ganze Regiment der Zehner Roschiori abgelöst wurde.

Außer sich vor Wut gibt er mir die Antwort: „Stelle dir vor, Damaceanu freut sich, daß ihr Verluste bei Mihailowka hattet, und hat bei der Brigade erreicht, daß ich mit dem Rest meiner Schwadron als Verstärkung hierher geschickt worden bin. Auf diese Weise will er mittanzen, damit er für seinen Ruhm endlich im Tagesbefehl genannt wird, einem Tagesbefehl, in welchem erwähnt wird, daß der sowjetische Brückenkopf bei Mihailowka ‚dank des tapferen Verhaltens des Oberstleutnants Damaceanu' liquidiert wurde. Es ist zum Kotzen!"

Ich beruhige ihn so gut ich kann, obwohl er recht hat. Seine Leute, die so viel mitgemacht haben und die alle zusammen nicht viel mehr als einen Zug ausmachen, müssen sich für ein paar Tage ausruhen. Als ich gerade Abschied nehmen will, steigt — genau wie der Wolf in der Fabel — vollkommen unerwartet und von zwei Meldern begleitet, Damaceanu in die Mulde herab.

Mich ignorierend und mit wie gewöhnlich finsterer Miene, aber sehr „Old England", wendet er sich an Constantinescu: „Rittmeister, lassen Sie Ihre Männer antreten. Sie werden mir dieses Dorf erstürmen. Sie nehmen auch die übrigen Einheiten, die Stellungen bis zum Strom bezogen haben, unter Ihr Kommando!"

Der Rittmeister ist wie vom Schlage gerührt, aber alle seine Kräfte sammelnd, baut er sich wie ein Denkmal in einer unnachahmlichen Habachtstellung auf: „*Domnule Colonel**, ich persönlich bin bereit, das Dorf zu erstürmen, aber diese Schwadron hat alles in allem nur noch achtunddreißig Mann, also weniger als den Stand eines Zuges. Die Russen sind gut verschanzt, gut organisiert und werden über den Strom ständig mit Munition versehen. Ohne Pak-Unterstützung haben wir überhaupt keine Chance, das Dorf zu nehmen. Zur Zeit verfügen wir hier über kein einziges Pak-Geschütz. Unter solchen Umständen vollkommen erschöpfte Männer in den Kampf zu führen, bedeutet, sie umsonst zu opfern. Ich bitte Sie, die Lage noch einmal zu überprüfen, auch Ihre Menschlichkeitsgefühle sprechen zu lassen und den Befehl rückgängig zu machen. Dieser Befehl ist nicht durchführbar . . ."

Ich bin sprachlos. Damaceanu scheint zu träumen, erstarrt, vor Bestürzung wie gelähmt, blaß im Gesicht, antwortet er mit etwas gedämpfter Stimme, aber in abgehackten Worten: „Das ist Befehlsverweigerung. Sie wissen, was das für Sie bedeutet? Ich werde Ihnen jetzt zeigen, daß im Krieg für einen mutigen Offizier nichts unmöglich ist!"

Und dann, sich zu den am Boden liegenden Roschiori wendend, die nur Bruchteile der Debatte mitbekommen haben: „Roschiori, aufstehen. Hinter eurem Kommandeur antreten! Wir werden Mihailowka zurückerobern!"

Kein einziger rührt sich. Diesmal fängt Damaceanu an zu zittern. Er hat das Gesicht verloren. Noch blasser, greift er nach der Pistole. Werde ich Zeuge eines Dramas sein? Gewiß, vor diesem verdammten Mihailowka bleibt uns nichts erspart . . .

Plötzlich schicken vom anderen Ufer des Dnjepr sowjetische Haubitzen ihre Granaten ausgerechnet in diese Mulde. Aus Stolz wirft Damaceanu sich nicht zu Boden, aber er macht kehrt, ziemlich rasch, und verschwindet gleich hinter dem Hang.

* Herr Oberst, in der rumänischen Armee wurden auch die Oberstleutnants mit „Herr Oberst" angesprochen.

An den überdrüssigen, resignierten Mienen der Soldaten sehe ich, daß sie von diesen Einschlägen überhaupt nicht berührt werden. Sie haben alle Stufen der Logik überschritten und pfeifen auf alles. Sie sind zwar bereit, für nichts zu sterben, nicht aber für das Ritterkreuz von Damaceanu.

Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Rittmeister Dorel Constantinescu und seine Leute schön in der Tinte sitzen. Für die ganze Schwadron und für ihren Chef sieht es nach standrechtlicher Erschießung aus*.

Eine halbe Stunde später steigt die dritte Schwadron unseres Regiments in die Mulde hinab, um die Männer des Rittmeisters Constantinescu abzulösen. In der zweiten Linie steht auch eine Schwadron des Kalaraschen-Regiments 5 bereit, das über keine Offiziere mehr verfügt. Der Rangälteste bin sozusagen ich, obwohl ich, mit meinen Leuten die linke Flanke der Gliederung bildend, direkt am Wasser stehe, wo übrigens vor uns auch die Häuser liegen, in denen sich die Rotarmisten verschanzt haben.

Weil der erste Zug unserer Schwadron vollkommen dezimiert worden ist und der dritte Zug sowie der Rittmeister mit seinem Schwadronstrupp Front bilden gegen den Dnjepr, machen wir alle, die jetzt zum Angriff antreten, den Stand von zweieinhalb schwachen Schwadronen aus. „Vorwärts!"

Wir überspringen unsere eigenen Toten. Das Feuer des Gegners folgt stoßweise unserem Kriechen und zwingt uns, hinter den mit Blut und manchmal auch mit Fäkalien bedeckten Leichen unserer unglücklichen Kameraden Deckung zu suchen. Jemand zieht mich am Bein. Es ist Raitscha, der mich mit dem Kopf auf etwas aufmerksam machen will. Der tote Obergefreite Vacareala vom ersten Zug sitzt mit dem Rücken an einen zerfetzten Baumstamm gelehnt. An der Schulter verwundet, hat Vacareala versucht, die Blutung zu stillen. Den Verband hält er noch in seiner verkrampften Faust. In seinen Augen spiegelt sich eine Vision des Greuels. Die Grimasse, die er schneidet, beweist sein Martyrium. Der Körper von Vacareala ist von Bajonettstichen durchlöchert, vielleicht dreißig Stiche in den Armen und Beinen, damit er mehr leidet und bei

* Die ganze Affäre wurde damals vertuscht und Damaceanu von General Petre Dumitrescu, Oberbefehlshaber der dritten rumänischen Armee, sogar getadelt, weil eine „Erstürmung", so wie er sie sich vorgestellt hatte, überhaupt nicht befohlen worden war. Nach der Machtergreifung durch die Kommunisten wanderte Dorel Constantinescu von einem Gefängnis ins andere, bis man von ihm nichts mehr hörte.

vollem Bewußtsein eine unerbittliche Agonie über sich ergehen lassen muß. Als er das Bewußtsein verlor oder als er starb, hat man ihm in den Bauch und in die Brust noch zusätzliche Bajonettstiche versetzt.

Nachdem sie unseren ersten Zug verdrängt haben, haben die bolschewistischen Mörder mit widerlicher Wildheit alle Verwundeten zu Tode gepeinigt. Die von Blut durchtränkten Hosen beweisen, daß ihre Geschlechtsteile mit den Füßen zertrampelt wurden. Auf die Leichen haben die Mörder ihre Notdurft verrichtet ...

Als ich auch die so geschändete Leiche des Unteroffiziers Deltscha sehe, eines äußerst sanftmütigen Menschen, Vater von zwei Kindern, koche ich vor Wut, und es wird mir klar, daß keine von diesen Bestien, die wir bald erwischen werden, auf unser Erbarmen hoffen kann. Denn alle haben es gesehen, und manche der grausam zugerichteten Leichen ist der Vetter, der Schwager oder der Nachbar eines meiner Soldaten, der ihm immer bei der Feldarbeit geholfen hat ...

Von Mann zu Mann wird uns vom rechten Flügel mitgeteilt, daß die Landungsboote den eingekreisten Rotarmisten nicht mehr zu Hilfe kommen können, weil sie durch Artilleriefeuer unschädlich gemacht worden sind, und daß die vierte Schwadron unseres Regiments, verstärkt durch drei Flak-Kanonen, von Westen her ins Dorf vorrückt und die Flanke des Feindes zehn Minuten lang unter Feuer nehmen wird. Gleich danach sollen wir die Häuser, in welche sich die Russen verschanzt haben, erstürmen.

Gesagt, getan. Im Dorf ist ein Brand entstanden, und die Kalaraschen belauern meine Gesten. „Vorwärts!"

Die Sowjets schießen mit allem, was sie noch haben, und es sieht so aus, als ob ihre Feuermauer unüberwindlich sein wird. Wir werfen uns zu Boden und suchen hinter anderen toten Kameraden Deckung, deren seelenlose Körper erneut von Kugeln durchlöchert werden.

Plötzlich richtet sich zu meiner Linken ein Mann auf und springt ganz allein, das Kugelfeuer nicht beachtend, nach vorne. Er legt sich hin und steht wieder auf, diesmal das lMG eines Toten in der Hand haltend. Dieser Mann, der den Tod mißachtet, ist Mihai Coliopol, mein Freund. Er ruft: „Komm zu mir, Rosioru, komm rasch!"

Mit einem Sprung ist der Obergefreite Rosioru aus Castranova bei ihm. Es ist nicht möglich zu hören, was die beiden miteinander

reden, aber Tatsache ist, daß Rosioru sich niederbeugt und daß Coliopol das lMG auf seinem Rücken anlegt. Sie bilden zusammen etwas, was bis jetzt noch nie zum Einsatz gebracht wurde, einen menschlichen Kampfwagen.

Sie rücken vor. Und Coliopol schießt im Gehen von Rosiorus Rücken aus. Wer von uns hat das Herz, noch liegenzubleiben und diesem titanischen, kriegerischen Duo gleichgültig zuzusehen? — „Vorwärts, Kalaraschen, vorwärts!"

Alle folgen dem Ruf und schießen und schießen ... Die ersten Häuser springen uns ins Gesicht, so schnell war unser Lauf. Wie von einem Rausch erfaßt, werfe ich eine Handgranate durch eines der ersten Fenster. Nicht umsonst, denn drinnen heult bald einer, wie von allen Teufeln besessen. Türen öffnen sich, und sowjetische Soldaten kommen heraus. Niemand achtet darauf, ob sie die Hände hoch heben oder nicht. Es wird geschossen, geschossen. Aus einem anderen Haus schießt ein Russe noch mit einer Schpagin-Maschinenpistole, auch Balalaika genannt, dann wirft er die Waffe weg und versucht, sich schleunigst davonzumachen.

Jemand von uns läuft ihm nach und stößt ihm das Bajonett in den Rücken. Ich habe den Eindruck, daß ich die Knochen knirschen höre. Zwei Russen suchen Rettung, indem sie in einen verlassenen Brunnen springen. Mit einer Handgranate erledige ich sie. In einem Hof sind mehrere, die ihre Waffen weggeworfen haben. Die Kalaraschen aber schäumen vor Wut. Für sie gibt es kein Erbarmen mehr ...

Wir sind an den Strom gekommen. Mehrere sowjetische Soldaten haben sich ausgezogen und springen ins Wasser, um das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Einigen ist es schon gelungen, bis in die Mitte des Stromes zu gelangen. Es sind ausgezeichnete Schwimmer. Von Zeit zu Zeit nur taucht ihr Kopf aus dem Wasser, aber die Kalaraschen schießen in Kniestellung auf die Köpfe wie auf dem Schießstand. Einer letzten Gruppe von Nackten versperren wir dem Weg zum Strand. Es sind etwa zehn, die splitternackt vor mir stehen, zitternd und mit beiden Händen ihren Unterleib deckend.

Ich weiß nicht genau, ob ich sie niederknallen oder nur erschrekken will, aber ich rufe: „Bringt mir das lMG von Bakanu!"

Marin gibt mir die Waffe. Die Nackten haben verstanden, worum es geht, und zittern noch stärker. Einer von ihnen blickt flehend auf mich, fällt in die Knie und bekreuzigt sich.

Ich lasse die Waffe sinken. Nein, keine Vergeltung mehr. Man kann nicht nackte, wehrlose Kerle niederschießen, auch wenn unter ihnen die Mörder unserer Kameraden zu suchen sind.

Diese wilden Elitesoldaten sehen jetzt aus wie große Neugeborene. Ich begrüße ihre Wiedergeburt mit einem schrillen Auflachen. Sie haben aber nicht mehr den Mut, auf gleiche Weise zu antworten. Es kann sein, daß sie jetzt mehr ihr neues Leben als den Tod fürchten.

Auf jeden Fall, Mihailowka ist feindfrei!

IMMER WEITER NACH OSTEN

Seit der Einnahme von Mihailowka sind die Sowjets ziemlich ruhig. Vom anderen Ufer des Stromes beschießen sie uns ab und zu mit schweren Granatwerfern, und alles deutet darauf, daß sie jetzt mit einer Landung von unserer Seite rechnen. Sie können lange darauf warten, denn es ist unsere Aufgabe, sie hier zu binden, bis die Deutschen weiter südlich über den Dnjepr setzen.

Die Toten werden begraben. Von Marin und Mazilu begleitet, gehe ich zu der Stelle, wo wir die Leiche von Bakanu hingelegt haben. Auf seiner Brust hält, statt der Feldpostkarte nun ein Frosch Wache. Man könnte sagen, ein grünes Herz, das außerhalb seines Körpers noch schlägt. Nicht weit vom Strand, am Fuße des Gegenhangs, liegt ein Akazienbaum, der genauso auszieht wie die Akazienbäume, die an der Donau wachsen, dort wo Bakanu zu Hause ist. Im Schatten dieses Baumes wird der Bauernsoldat und beste lMG-Schütze der Brigade seine letzte Ruhestätte finden. Mit unseren Feldspaten schaufeln wir alle drei das Grab, auf das wir das von den Männern der ersten Gruppe angefertigte Kreuz aufpflanzen, mit der Inschrift, die er sich selbst auf die Feldpostkarte geschrieben hat.

Rings um die Ortschaft haben die 3. und die 4. Schwadron unseres Regiments Stellung bezogen, unsere hat sich etwa zweihundert Meter stromaufwärts eingegraben. Als ich dorthin komme, höre ich, wie Garbis zu Raitscha sagt: „Sieh mal an, *Piele de drac* kommt zurück." Mit „Piele de drac" hat er mich gemeint, was wortwörtlich übersetzt „Haut des Teufels" bedeutet, jedoch in der Sprache unserer bäuerlichen Kavallerie als Bezeichnung für jemanden gilt, der ständig von ungewöhnlichem Glück begleitet wird. Diesen Spitznamen werde ich behalten, und er wird seinen Weg bis zu den höchsten Stäben machen.

Ihr Feuer auf Mihailowka überschwenkend, schießt die sowjetische Artillerie ein paar Minuten wie verrückt, aber weder Einwohner noch Soldaten von uns befinden sich in der Ortschaft. Mihailowka ist seelenlos! Zwar schweigen die Russen jetzt, aber wir sind erschöpft. Physisch und auch moralisch. Die schrecklichen Anstrengungen, die wir hinter uns haben, haben uns fast genauso vernichtet wie unseren Gegner.

Durch die schweren Verluste haben sich unsere Reihen gelichtet, und die Schwadron wird wahrscheinlich statt aus vier nur noch aus drei nicht vollständigen Zügen bestehen. Jeder trauert um jemanden: einen Verwandten, einen Freund, einen Chef, einen Untergebenen... Gerade jetzt, da der schwer errungene Sieg allen Anlaß zur Freude geben soll, ist die Stummheit der Männer von ausdrucksvollem Trübsinn. Wie wäre es, wenn ich wenigstens mit einigen meiner Leute über etwas anderes sprechen, etwas erzählen würde, was sie ihrerseits ihren Kameraden weitererzählen können.

Die Landschaft, der majestätische Dnjepr, seine schönen Auen, die hier und dort schon gelbrötliche Flecken aufweisen, und die wandernden Vögel, die sich für den Rückflug bereitmachen; das alles zusammen gibt mir den Ansporn, über etwas zu sprechen, das die Erben der freien und freiheitsliebenden Bauern, die die Kalaraschen sind, sicher interessieren wird, über etwas, das sich ausgerechnet in dem Raum abgespielt hat, in welchem wir uns jetzt befinden und den wird bald wieder verlassen werden.

In Lauerstellung bleiben von jeder Gruppe so viele Männer, die notwendig sind, um im Notfall die leichten Maschinengewehre zu bedienen und auch zu decken, sowie ein Unteroffizier, der das Kommando übernimmt. Der Rest des Zuges schleicht sich bei Dunkelheit bis zu einem zur Hälfte zerstörten und gegen den Dnjepr von Gebüsch versteckten Haus, das in unmittelbarer Nähe hinter der Stellung liegt.

Nachdem sich alles versammelt und auf dem Boden mit gekreuzten Beinen niedergesetzt hat, beginne ich, alle meine Kenntnisse aus dem Gedächtnis sammelnd, über die Saporoger zu sprechen. Einiges wissen sie schon, die Kalaraschen, über diese Kosaken, die in

jedem rumänischen Geschichtsbuch erwähnt werden, hauptsächlich aber aus historischen Romanen von Sadoveanu, mit denen jede Dorfbibliothek bei uns versehen ist. Sie folgen mir von Anfang an mit großem Interesse, als ich ihnen erzähle, daß der Zentralsitz der Saporoger, der den Namen „Sjetsch" trug und meist an einem unzugänglichen Ort lag, sich zum Schluß auf der Dnjeprinsel Chortitza befand, die nicht weit von dem Ort gewesen sein soll, an dem wir uns jetzt befinden.

Garbis hilft mir, den improvisierten Vortrag zu beleben, indem er eine erste Frage stellt: „Warum wurden sie eigentlich Saporoger genannt?" — „Sehr einfach, weil sie sich hinter den Stromschnellen des Dnjepr niedergelassen hatten. ‚Za' bedeutet in ukrainischer Sprache ‚hinter' und ‚poroschije' ‚Stromschnelle'. Sie waren schon Anfang des 14. Jahrhunderts in dieses Gebiet zwischen dem litauisch-polnischen Königreich und dem Khanat der Krimtataren gekommen.

Die Saporoger waren der älteste Kosakenstamm, der von einem Ataman geführt wurde, der im Krieg Oberster Feldherr und im Frieden der Oberste Richter war. Unter ihren ersten Atamanen, also im 14. Jahrhundert, waren die berühmtesten, Kritikija und Bajda Wischnjaweski. Dem Ataman standen die Ältesten, genannt ‚Starschinen', zur Seite, die Streitigkeiten nicht nach einem geschriebenen Gesetz, das sie überhaupt nicht hatten, sondern nach dem Herkommen lösten."

Als er den Namen „Starschinen" hört, springt Garbis auf: „Dann haben die Russen die Bezeichnung für ihre Feldwebel von den Saporogern gestohlen!"

„Genau wie die Bezeichnung für ‚Oberst' — auch ‚Polkownik'. Das gesamte Land der Saporoger war in Regimenter, Polks, eingeteilt, und an der Spitze jedes Regiments stand ein Polkownik, der im Gebiet des Regiments dieselben Befugnisse innehatte wie der Ataman für das ganze Land. Die Regimenter ihrerseits waren in Hundertschaften geteilt, so daß sie im Kriegsfall ihre Kampfeinheiten sofort aufstellen konnten. Sie waren nicht nur ausgezeichnete Reiter, sondern auch verwegene Seeleute, die mittels ihrer kleinen Boote und dank ihrer Schlauheit und ihrer Kühnheit die Küste Kleinasiens erreichten und nicht nur Trebisonde und Sinope eroberten, sondern auch Konstantinopel, den Sitz des Sultans des mächtigen türkischen Reiches, bedrohten. Um ihre Freiheiten und ihre Selbständigkeit zu bewahren, hatten sie sich, gemäß den



Die Schlacht am Asowschen Meer. Vorbei an frischen Gräbern. Auf jedem Kreuz steht geschrieben: „Un ostas necunoscut" („Ein unbekannter Soldat"). Sie starben für Rumänien und für Europa.



Dank und Anerkennung durch den deutschen Verbündeten. Während der Schlacht am Asowschen Meer zeichnet der Kommandeur der 170. deutschen Infanterie-Division, Generalleutnant Wittke, Reiter des Kalaraschen-Regiments 2 für ihren tapferen Einsatz mit dem Eisernen Kreuz aus. Hier: meinen treuen Unteroffizier Raitscha Ion.



Vorgeschobener Gefechtsstand im Jaila-Gebirge (Krim 1942)



Leichte Granatwerferstellung im Kuban-Brückenkopf

Spähtrupp meiner Schwadron bei Sekehé-Ely (Krim, Januar 1942)



Rumänische Infanterie auf Wache am Kuban





Abgesessene Reiter eines Roschiori-Regiments setzen mit Schlauchbooten über den Kuban.

Soldatenfriedhof der 8. rumänischen Kavallerie-Division bei Stary Krim.



Umständen, mit jedem verbündet und gegen jeden Krieg geführt, ob dies der russische Zar, der Sultan, ein König, ein tatarischer Khan oder irgendein Landesherr war. Mitte des 17. Jahrhunderts erhoben sich die Saporoger gegen die polnische Herrschaft, und ihr Führer, Bogdan Chmielnicki, besiegte sogar die Polen bei Zborowo, aber einige Jahre später glaubte derselbe Chmielnicki, als orthodoxer Christ bei dem pravoslawischen Zaren der Russen Schutz gegen die katholischen Polen zu finden, und unterwarf sich dem Zaren. Durch die Übereinstimmung von Perejaslawl erkannte der Zar zunächst die Freiheiten der Saporoger Kosaken an, die aber bald abgebaut wurden. Seitdem versuchten die Saporoger wiederholt, aber vergebens, sich von dem Joch zu befreien, das sie sich selber auferlegt hatten. Der größte und dramatischste Aufstand war sicher der von Mazeppa, dem Ataman, der sich mit Karl XII., König von Schweden, verbündet hatte und gemeinsam mit ihm von den Russen bei Poltawa besiegt wurde.“

An dieser Stelle schreitet Garbis erneut ein: „Mazeppa ist in Galatzi in der Kirche Sankt Georg begraben. Ich habe sein Grabmal gesehen.“

„So ist es, Garbis hat recht, Mazeppa wurde tatsächlich in Galatzi begraben, gestorben aber ist er in Tighina (Bender), das damals türkisch war, und wohin er den schwedischen König begleitet hatte. Obwohl nur ein Teil der Saporoger Mazeppa in seinem Kampf gegen Peter den Großen gefolgt waren, bestrafte der Zar sie alle, indem er ihnen ihre Kleinodien wegnahm. Kaiserin Katharina II. ging noch härter gegen die Saporoger vor. Sie ließ ihren letzten ‚Sjetsch‘ durch reguläre Truppen umzingeln und ausheben. Durch den Ukas von 1775 wurden ihnen alle ihre Rechte aberkannt, und man verbot ihnen sogar, sich weiter Saporoger Kosaken zu nennen. Besiegt, gebrochen, zerstreuten sich die Überlebenden entlang der Küste des Schwarzen Meeres und waren gezwungen, sogar bei ihren Erbfeinden Asyl zu suchen, bei den Türken.“

Ich spreche über Tarass Bulba und das dramatische Ende seines Sohnes Andrej, über die Legenden, Volkssagen, Märchen und über den Zauber der Dnjeprfeen, die bei Vollmond aus der Tiefe des Stromes auftauchen, um auf dem Wasserspiegel zu tanzen; all dies in einfachen Worten, was aber manchen nicht daran hindert, nachdenklich zu seufzen. Eigentlich haben die Kosaken und hauptsächlich die Saporoger mit den Kalaraschen viel gemeinsam: die Liebe zum Pferd, die Freiheitsliebe, die Anhänglichkeit an die Scholle...

Es ist aber nicht anzunehmen, daß irgendeiner auf den Gedanken gekommen ist, daß sie eines Tages ein ähnliches Schicksal wie die Saporoger erleiden und vollkommen verschwinden würden ...

Während der Nacht ist das Schlafen in Schichten überhaupt nicht möglich, nicht wegen der Russen, die sich überhaupt nicht melden, oder wegen der Dnjeprfeen, die wir tanzen sehen wollen. Nein, vom Strom aus kommen nicht die Feen, sondern die Frösche in Scharen direkt zu unseren Löchern, wo sie sich mit den dort ansässigen treffen, eine richtige Invasion.

Im Nebel des Morgengrauens lösen uns Gebirgsjäger vom III. Bataillon der ersten Gebirgsbrigade ab, die unsere Löcher samt Fröschen übernehmen. Anläßlich dieser Übergabe sehe ich nach mehr als einem Jahrzehnt einen alten Freund wieder, Major Stancu, der kurze Zeit später vor dem Feind den Tod findet.

*

Vollzählig und wohlauf warten unsere Pferde auf uns. Diejenigen, deren Besitzer gefallen oder verwundet worden sind, müssen zum Regimentstroß geschickt werden. Gemäß dem Versprechen, das ich Bakanu gegeben habe, will ich jedoch Dahlia behalten, aber so einfach ist das nicht. Endlich bekomme ich die Erlaubnis, die Stute beim Gefechtstroß der Schwadron zu behalten. In der Tat bleibt sie durch die Fürsprache unseres guten Rittmeisters beim Zug. Die goldene Tapferkeitsmedaille, die höchste Auszeichnung für die Truppe, die Bakanu gestern „post mortem" verliehen worden ist, stecke ich in die rechte Satteltasche, bis alles, was ihm gehört, seiner Frau geschickt wird ...

Bis Berislaw, wo wir gegen Mitternacht ankommen, reiten wir, ohne haltzumachen. Die Stadt ist voll von deutschen und rumänischen Truppen, die nacheinander den Dnjepr überqueren sollen. Zuerst sollen noch einige deutsche Einheiten den Übergang antreten, dann werden wir an die Reihe kommen. In der letzten Minute kommt doch noch etwas dazwischen: wir müssen den Weg frei machen für zwei rumänische 150-mm-Haubitzenbatterien des schweren Artillerieregiments 4 aus Bacau, die vorläufig dem XXX. deutschen Armeekorps zur Verfügung gestellt werden.

Abgesessen, jeder sein Pferd am Zügel, kommen wir zu der mächtigen Brücke, die von deutschen Pionieren zwischen Berislaw und Kachowka geschlagen worden ist. Auch hier stehen in den

Pontons die Brückenbauer, junge deutsche Pioniere*. Übrigens wird die Bezwingung des Dnjepr an dieser Stelle ein Ruhmesblatt der deutschen Pioniere bleiben, denn — wie uns gesagt wird — ist der Beitrag der Sturmpioniere der deutschen Gebirgs- und Infanteriedivisionen sowie der Leibstandarte SS Adolf Hitler bei der Bildung des Brückenkopfes groß.

Im Hellen reiten wir durch Kachowka, dessen Häuser mit blaugelben ukrainischen und deutschen Flaggen geschmückt sind. Die lange Reihe von deutschen Soldatengräbern beweist, wie hartnäckig die Kämpfe für die Erweiterung des Brückenkopfes hier waren. In vielen Gräbern ruhen Angehörige der Waffen-SS, von der wir Rumänen bis jetzt nur gehört, die wir aber noch nicht zu Gesicht bekommen haben.

Eine Zeitlang überqueren wir im Trab eine Art Sandwüste, kein Acker, sondern nur hin und wieder Anpflanzungen von Akazienbäumen. Es ist der noch verbliebene, ziemlich große Rest der Nogaischen Steppe, in der früher die Tataren die Herren waren.

Wir reiten durch eine Piste, die Erde ist brüchig, gelb, und unter dem Druck der Hufe höhlt sie sich aus, was den Ritt im Trab schwierig macht. Immer noch keine kultivierten Felder, was auch die Seltenheit von kleinen Siedlungen erklärt, die sehr weit voneinander getrennt liegen.

In der Unermeßlichkeit des Himmels ist kein einziger Vogel in Sicht, nur von Zeit zu Zeit die gelbe Nase einer Me 109, der berühmten Messerschmitt, die in niedriger Höhe über unsere Kolonne fliegt und mit den Flügeln wackelt, als ob der Pilot uns damit zu verstehen geben will, daß vor uns alles in Ordnung ist. An das Auftauchen von Messerschmitt-Maschinen — mehrmals am Tage — haben sich die Pferde gewöhnt und erkennen von Weitem das Brummen ihrer Motoren. Wahrscheinlich stellen sich die Pferde vor, daß dieser große Vogel prüfen möchte, wie wir uns bewegen, und deshalb traben sie jedesmal, wenn wir von einer Me 109 überflogen werden, in stolzer Gangart. Dieses Verhalten amüsiert uns sehr.

Weniger belustigt sind wir aber von der ersten Nacht, die wir in der Steppe verbringen. Für Mitte September ist es nachts schon

* Außer den drei deutschen Pionierbataillonen war bei dem Bau der 700 Meter langen Brücke über den Dnjepr bei Berislaw auch die 10. rumänische Brückenbaukompanie beteiligt, die während des Angriffs der sowjetischen Bomber einen hohen Blutzoll zahlen mußte.

verdammt kühl, ein Anlaß, sehr früh aufzustehen, um uns in kleinem Galopp zu erwärmen.

Einige Stunden später reiten wir eine Art Notflugfeld entlang, das von Warntafeln „Achtung! Minen!" begrenzt ist und von deutschen Posten bewacht wird. Ungefähr in seiner Mitte liegt das Wrack eines deutschen „Storch"-Verbindungsflugzeuges. Ein Trupp deutscher Pioniere ist noch auf der Suche nach Minen. Was ist hier eigentlich los?

Generaloberst Eugen Ritter von Schobert, der Oberbefehlshaber der 11. Armee, dem praktisch auch unsere 3. rumänische Armee unterstellt war, pflegte täglich Erkundungsflüge zu unternehmen, um die Lage und den Verlauf der Bewegungen besser beobachten zu können. Im Rahmen eines solchen Erkundungsfluges ist er aus unbekannten Gründen, vielleicht um seine Truppen bei ihrem Vorrücken zu begrüßen, in diesem Feld gelandet, das die Russen vorher mit Minen belegt haben. Generaloberst Ritter von Schobert und sein Flugzeugführer wurden getötet.

Für die Wehrmachtsführung ist das ein großer Verlust, aber auch wir rumänischen Soldaten sind von seinem Tode sehr betroffen und deprimiert. Kein anderer deutscher Heerführer ist von den Rumänen so geliebt worden wie Ritter von Schobert, weil er von ihnen niemals mehr verlangt hat, als sie geben konnten, und weil er bei seinen Frontbesuchen den unmittelbaren Kontakt mit dem einfachen rumänischen Soldaten gesucht hat und es ihm auf diese Weise gelungen ist, diesen anständigen anspruchslosen Soldaten zu verstehen.

In den ersten Monaten des Krieges war die Aufgabe von Schoberts nicht gerade leicht. Die 11. deutsche Armee und die beiden rumänischen Armeen (3. und 4.) bildeten zusammen die „Gruppe Antonescu", und von Schobert war dem rumänischen Marschall als Oberbefehlshaber untergeordnet, mußte aber gleichzeitig die operativen Weisungen des Generalfeldmarschalls von Rundstedt (Heeresgruppe Süd) befolgen. Er tat das sehr taktvoll, ohne jemals Marschall Antonescu oder die rumänischen Generale, die von der französischen Schule beeinflußt waren, zu kränken.

Von dieser traurigen Nachricht belastet, reiten wir schweren Herzens weiter, durch eine Landschaft, die keinen Anreiz für fröhliche Gedanken bietet. Zu meiner Linken reitet jetzt Wachtmeister Jacob, der sich sehr besorgt über das Verhalten der Stute Dahlia zeigt: „Eines verstehe ich nicht, als sie von Bakanu geritten wurde,

war sie immer in Form, auch am Ende einer Etappe. Jetzt, obwohl sie keine Last mehr zu tragen hat, schleppt sie sich so hin und hat vollkommen den Schwung verloren. In Erinnerung an Bakanu kümmern sich meine Leute sehr viel um sie, aber alles ist umsonst . . ."

Ich bin nicht überrascht über das, was mir Jacob erzählt, denn ich selber habe gemerkt, wie die Stute beim Streicheln unempfindlich bleibt. Ein schlechtes Zeichen! Ich frage Jacob, wie alt er sie schätzt, und er gibt mir gleich die Antwort: „Noch nicht sechzehn. Gewiß keine junge Dame mehr, aber auch keine Großmutter. Ich dachte, daß sie noch fünf gute Jahre vor sich hätte . . ."

Ich teile diese Meinung, aber ich bin sicher, daß die Stute Dahlia nur aus einem einzigen Grund ihren Reiter überlebt: Sie ist immer noch in Gesellschaft von Pferden und von Menschen, die sie kennt. In dieser Begleitung hofft sie wahrscheinlich, Bakanu wiederzutreffen. Ihr Fall ist einfach: die Stute geht eines Tages aus Kummer zugrunde. Ohne Bakanu kann sie nicht weiterleben. Sein Fehlen fällt ihr zehnmal schwerer, als ihn auf ihrem Rücken zu tragen. Die Last des Unbegreiflichen ist dabei, Dahlia zu Boden zu strecken . . .

Mich zu Jacob wendend: „Wir werden versuchen, sie bei uns zu behalten, so lange es nur geht. Vorläufig Dahlia absatteln und das Sattelzeug zum Gefechtstroß bringen!"

Mit der Nacht kommt auch die Kälte, die für diese Jahreszeit ungewöhnlich stark spürbar ist. Wir kampieren auf einer kleinen Höhe. Zwar hat jeder den Mantel am Sattel, aber sonst sind alle noch in Sommerblusen. Trotz der Müdigkeit klappern wir ziemlich lange mit den Zähnen, bis wir vom Schlaf übermannt werden. Im Morgengrauen durchdringt uns ein eisiger Wind bis auf die Knochen. Erst als die Sonne schon hoch ist, spüren wir endlich ihre Wärme.

Diesmal müssen wir uns über kleine Dünen entwickeln. Eine schwache Pflanzenwelt versucht hier Wurzeln zu schlagen, aber sie werden von jedem stärkeren Windstoß ausgerissen und in kleine Kugeln verwandelt, die auf dem Sand herumrollen, springen und mit großer Geschwindigkeit weggetrieben werden. Die Dünen werden immer weiter und begrenzen stellenweise den Horizont.

An einer solchen Stelle angelangt, schicke ich Raitscha mit zwei Reitern auf Erkundung. In diesem neuen Element werden die Pferde zu stark beansprucht. Auch die Wasserversorgung stellt ein Problem dar, das zwar nicht dramatisch ist, jedoch Sorgen bereitet.

In gestrecktem Galopp reitend, kommen Raitscha und die beiden Aufklärer zurück. Beide Arme zum Himmel gestreckt, schreit Raitscha etwas, das ich noch nicht verstehen kann. Die Aufregung aller drei ist so groß, daß ich den Zug absitzen und für den Kampf bereitmachen lasse. Aus dem Galopp bringt Raitscha sein Pferd zum Stehen, springt voltigierend aus dem Sattel und meldet mir, wie ein Verrückter kreischend: „Es ist der Orient, jenseits dieser Düne ist der Orient . . . !"

Er sieht sehr verwirrt aus, genau wie die Schiffswache von Columbus, als sie den ersten Streifen Erde am Horizont entdeckte. Was der arme Raitscha für den Orient hält, ist nichts anderes als ein elendes, verlaufenes zweihöckeriges Kamel.

So gut ich kann, erkläre ich nicht nur Raitscha, sondern allen, daß der Orient noch weit entfernt ist, aber ich habe den Eindruck, daß eine Frage in allen bohrt. Die Leute sehen so aus, als ob sie Rauschgift genommen hätten: Sie wanken hin und her, und der Zug bewegt sich wellenförmig, schleppt sich hin . . .

Zu meinen Ohren kommen Bruchteile von Gesprächen, die der eine mit dem anderen führt: „Wir sind schon sehr weit von zu Hause . . . Sehr weit . . . Ob jemand von uns die Heimat wiedersehen wird . . . ? Bis wohin werden wir vorrücken . . . ? Werden wir niemals haltmachen . . . ?"

Wie sehr auch der Orient auf manche faszinierend wirkt, so wenig sind diese Bauern aus der Donauebene scharf darauf, die Wunder des Orients wirklich zu Gesicht zu bekommen. Die Tatsache, daß wir Rumänen Bessarabien wieder zurückerobert haben, ist für ihre Mentalität die Erreichung des Kriegsziels. Die einfache Bauernlogik: Das ist mein, ich habe es bekommen, das andere aber interessiert mich nicht . . .

Einigermaßen war all das durch den ersten Tagesbefehl bekräftigt worden, in dem die Rede war von der Befreiung unserer Stammesbrüder aus Bessarabien und aus der Bukowina, aber doch nichts über die Zerschlagung der kommunistischen Weltgefahr . . .

Ich halte es für angebracht und unbedingt notwendig, ihnen ganz klar zu sagen, was uns hierher treibt, wie weit wir gehen und wo wir haltmachen werden. Auf der Stelle — mich der Sprache, die sie am besten verstehen, bedienend — lege ich ihnen dar, daß man, um eines Tages zum Frieden zu gelangen, das ganze bolschewistische System zerschlagen muß und daß die Deutschen unsere natürlichen Verbündeten sind.

„Ohne die Deutschen, allein auf uns gestellt, können wir mit dem Eroberungssüchtigen aus dem Osten, der uns schon so oft überfallen hat, nicht fertig werden. Eine andere Wahl haben wir nicht, und mögen die Tage, die uns bevorstehen, auch noch so schlimm sein, für das Überleben unseres Volkes müssen wir diesen antikommunistischen Kreuzzug weiterführen, bis der Feind nicht mehr die Möglichkeit hat zurückzuschlagen und sein menschen- und völkerfeindliches System zusammenbricht. Vielleicht werden wir sogar gezwungen sein, hierbei bis in den Orient zu gehen, den Raitscha schon zu sehen geglaubt hat, aber bis dahin ist der Weg noch lang . . ."

Die Art und Weise, in welcher ich spreche, in meine Ausführungen immer einen Scherz einschmuggelnd, vertreibt die bösen Gedanken und bringt die Kalaraschen wieder in Stimmung. Um mehr Schwung zu schaffen, befehle ich nach dem Start, im kleinen Galopp zu reiten, was uns unbemerkt, in einer Wolke von Staub allerdings, zu einem grünen Flecken bringt, der sogar über einen Graben mit Wasser verfügt, denn Brunnen kann man das nicht nennen.

Es ist auch eine halbverfaulte Tränke dort, die ein paar herrenlose Pferde angezogen hat. Ihr Zustand ist kläglich. Sie sehen eher wie Tarpane aus. Man hat den Eindruck, daß sie seit eh und je nicht mehr gestriegelt worden sind, die Mähnen und die Schwänze sind von Disteln, kleinen Zweigen und von Stacheln durchsetzt. Zum Ärgernis und zur Verblüffung von Raitscha leistet ein zweites ausgehungertes Kamel — das noch dazu mit letzter Kraft brüllt, als es uns sieht — den Pferden Gesellschaft.

Als wir vor der Tränke stehen, gehen die Tiere ein wenig beiseite, als ob sie uns Platz machen wollen. Keines geht weg. Im Gegenteil, unsere Anwesenheit scheint sie beruhigt zu haben, Pferde suchen die Gemeinschaft.

Als erstes führt Wachtmeister Jacob Dahlia zur Tränke. Sie schiebt sich mit regelrecht starren Beinen vor. Zwei, drei Meter vor der Tränke zittert Dahlia, knickt mit den hinteren Beinen ein, stürzt in die Knie. Ich gehe zu ihr, streichle schmeichelnd ihren warmen und von Schweiß durchtränkten Hals. Sie beugt ihren Kopf mit einer gewissen Sturheit, ohne ihn noch einmal zu heben.

Mit den Augen frage ich Jacob, der mir zu verstehen gibt, daß sie nicht mehr weitergehen wird . . . Ich bin sicher, daß sie körperlich noch über Mittel verfügt, aber etwas in ihr ist zerbrochen. Sie

wird von der Schwere ihres Kummers überwältigt, und deshalb kann sie uns nicht mehr folgen.

Ohne Hintergedanken, sondern einfach weil ich nicht mehr weiß, was ich mit meinen Händen tun soll, taste ich über die Pistolentasche. Die Männer haben die Geste beobachtet und senken ihre Blicke. Anders als sie gemeint haben, lautet mein Entschluß: „Kinder, jeder soll aus seinem Hafersack und aus seinem Heunetz etwas für Dahlia bringen. Sie bleibt hier . . .“

Erleichtert aufatmend, setzen sich alle in geschäftige Bewegung, und im Wettkampf, wer der beste Stallknecht sein wird, stellt jeder sorgsam seine Gabe vor Dahlia, so daß sie für acht Tage genug Futter haben wird. Mit angelegten Ohren reagiert die Stute überhaupt nicht. Ich streichele sie ein letztes Mal. Dann sitze ich auf und gebe, mit vibrierender Stimme, den Befehl: *„Incalecarea!“* (Aufsitzen!)

Dieser Befehl, den sie tausendmal in ihrer Laufbahn gehört und befolgt hat, weckt die Stute auf, sie stellt die Ohren auf und hebt den Hals ein wenig. Von einer sinnlosen Hoffnung entflammt, genauso vibrierend und jede Silbe betonend, gebe ich das Kommando: „Vorwärts, Kalaraschen!“

Dahlia hebt den Kopf noch höher, sie versucht auf die Vorderbeine zu kommen, aber resigniert gibt sie auf . . .

In guter Marschordnung entfernt sich der Zug von der Stelle im Schritt. Die Pferde wiehern, ihre Schwänze peitschen, die Sporen klingen in den Steigbügeln. Dahlia bewegt sich nicht. Sie weiß, daß sie von uns verlassen worden ist. Sie will es. Besser gesagt, sie hat sich entschlossen, nicht mehr weiterzugehen. Ohne Bakanu ist für sie jede Anstrengung sinnlos geworden.

Ich habe trotzdem einen Funken Hoffnung, daß sie aufstehen und uns nachfolgen wird. Ich lasse die anderen vorbeireiten und bin der letzte in der Kolonne. Bisher ist das Gelände leicht angestiegen, und wir können von Zeit zu Zeit zu dem grünen Flecken zurücksehen, aber jetzt kommt eine Vertiefung. Auf dem Hang lasse ich Dac eine Volte machen. Der ganze Zug tut dasselbe.

Dahlia steht auf den Knien. Ihr langer Hals ist in unsere Richtung gedreht. Ohne Zweifel, sie begreift jetzt, daß mit uns auch ihr Leben entweicht. Dann, mit äußerster Anstrengung, auf einen Schlag, richtet sie sich gerade auf ihre vor Schwäche schlotternden Beine, wiehert langgezogen aus Verzweiflung, aber auch aus Liebe.

Ion Varsaru aus Osica, der an meiner Seite steht, nimmt seine Trompete, bringt sie an den Mund und bläst die herzzerreißenden Noten des Zapfenstreiches der rumänischen Kavallerie. Und als in dieser Wüste die letzte betrübliche Note verklingt, um einem unerträglichen Schweigen Platz zu machen, sehen wir Dahlia schlagartig zusammenbrechen; die vier Beine in der Luft, die Hufe ins Leere schlagend, tritt sie ihren letzten Ritt an, dann bewegt sie sich nicht mehr. Die Köpfe gesenkt und aus tiefster Seele erschüttert, machen die Kalaraschen den Eindruck, als ob sie in die Nähe des Ungreifbaren kommen wollen . . . „Traab!“

Am dritten Morgen sind es Me 109, die uns aufwecken. Ihr Vorbeiflug über unsere Köpfe wirkt beruhigend. Wir fühlen uns nicht so allein. Vielleicht deswegen haben wir am späten Vormittag keine besondere Aufmerksamkeit für drei Flugzeuge, die geradewegs auf uns zukommen. Einige Reiter grüßen sogar mit den Händen, aber man antwortet auf diesen Gruß mit Maschinengewehrgetöse. Im gestreckten Galopp zerstreut sich alles in alle vier Himmelsrichtungen.

Es ist das erstemal, daß wir die „Ratas“, die bereits während des spanischen Bürgerkrieges eingesetzt worden sind, zu sehen bekommen. Diese erste Begegnung haben wir ganz gut überstanden, weil niemand getroffen worden ist. Kaum eine halbe Stunde später, gleich nach einer kurzen Mittagspause, tauchen aus dem Nichts wiederum drei „Ratas“ auf, die uns im Tiefflug angreifen. Sie fliegen über uns, bevor wir das Brummen ihrer Motoren gehört haben. Die Überraschung ist total. Die MG-Kugeln verwirren die Pferde. Der Sand wird von den Feuerwellen aufgewirbelt. Die Flugzeuge kehren mehrmals um und führen ein höllisches Ballett auf. Das Gebrüll der Motoren und der rasende Knall der Waffen mischen sich miteinander. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, weil rings um mich her ein Vorhang von Staub entstanden ist, der mich blind macht. Raitscha muß in meiner Nähe sein, denn ich höre, wie er schreit: „Der Oberleutnant wurde getötet . . . Der Oberleutnant wurde getötet . . . !“

Es kann sogar stimmen, was er sagt, für den Bruchteil einer Sekunde . . . Wie lange hat dieser bedrückende Angriff gedauert? Ein paar Minuten, vielleicht mehr. Groß ist aber die Freude der Männer, als sie sehen, daß ich am Leben geblieben bin. Garbis kann die Gelegenheit nicht verpassen, laut anzukündigen: „‚Piele de drac‘ hat nicht einmal eine Rißwunde!“

Bei meinem Zug ist alles in Ordnung. Keine Verluste. Aber beim dritten Zug, der sich uns angeschlossen hat, sehe ich ein reiterloses Pferd. Es ist das Pferd des Unteroffiziers Pistol, der einzige Tote der ganzen Schwadron bei diesem Angriff. Durch einen Einschuß in den Hals ist ihm eine 30-mm-Kugel durch das Herz gedrungen. Armer Pistol!

Wir werden ihn hier begraben, aber sein Grab muß auch ein Kreuz haben. Weit und breit kein Haus, kein Baum. Mit dem Rest der Schwadron muß auch der Gefechtstroß kommen. Als er da ist, zerbrechen wir eine Munitionskiste, die uns die zwei notwendigen Bretter liefert, um daraus ein Kreuz zu machen. Darauf schreiben wir mit einem Tintenstift: „Unteroffizier Pistol" sowie die übrigen Angaben und legen auf dieses armselige Kreuz den Stahlhelm, auf dessen Lederfutter er selber seinen Namen geschrieben hat. Ein Grab in einer Einöde, das Grab eines von sehr weit hergekommenen Kalaraschen, der hier wahrscheinlich in Frieden ruhen wird, aber dessen Grab auch niemand mehr entdecken wird . . .

Die Eintönigkeit der Nogaischen Steppe verschwindet langsam, und die Landschaft, durch welche wir jetzt reiten, ist weniger langweilig, auch die Ortschaften sind nicht mehr so weit voneinander entfernt. Nach einem Dutzend Kilometern müssen wir eigentlich ein Gebiet erreichen, das im 19. Jahrhundert auch mit deutschen Kolonisten, darunter vielen Mennoniten, besiedelt worden ist. Auf der Landkarte sind mehrere Ortschaften verzeichnet, die Alexandertal, Elisabethtal und Hoffnungstal heißen, aber auch Heidelberg . . .

Inzwischen bewegt sich am Himmel, gerade vor uns, wieder etwas. Verdammt noch einmal, sind die „Ratas" frech geworden! Erstaunlicherweise wird mein Dac, wie auch die übrigen Pferde, überhaupt nicht nervös, sondern bleibt ganz ruhig. Auf das Brummen der Motoren spitzen sie gerade nur die Ohren. Wir sind viel nervöser als die Pferde. Unberechtigt, denn es handelt sich um Me 109, die zu ihren Stützpunkten zurückkehren.

Aber kaum sind die deutschen Maschinen verschwunden, als unsere Pferde vor Nervosität zu tanzen anfangen. Zwei schwarze Punkte am Horizont. Jetzt wissen wir, worum es geht. Wir sitzen ab und lassen den Pferden selbst die Zügel. Unglaublich, wie instinktvoll jedes Pferd sich selber im Galopp Deckung in einem Graben hinter einem Gebüsch sucht, eines möglichst weit von dem anderen entfernt. Ziemlich rasch haben unsere Pferde das Geräusch

eines „Rata"-Motors von dem einer Me 109 zu unterscheiden gelernt und sind auf diese Weise unsere besten Wachposten geworden.

Infolge dieser Manöver machen die beiden „Ratas" einen Durchflug umsonst. Als sie noch einmal kommen, haben sich alle verstreut und platt an den Boden gedrückt. Alle, mit Ausnahme von Leutnant Coliopol, der Teufelskerl steht in der Mitte der Piste, die als Straße bezeichnet wird, und hat ein Maschinengewehr auf das Dreibein gestellt, bereit, auf die Flugzeuge zu schießen. „Schnell, Mihai, leg dich hin, leg dich hin!"

Statt einer Antwort höre ich das „Staccato" des Maschinengewehres, dessen Schütze er selber ist. Er schießt, bevor der Gegner zu schießen anfängt. Verdutzt sehe ich, wie seine erste Garbe nur um ein Haar die sowjetische Maschine verfehlt hat, aber ihr Leitwerk ist angekratzt. Bei der zweiten Maschine aber trifft Coliopol direkt in den Motor. Einer Flammengarbe folgt ein explosionsartiger Brand. Dann schlägt das grüne Flugzeug mit dem roten Stern auf. Das andere Flugzeug macht sich sang- und klanglos aus dem Staube. „Ich habe ihn gehabt, ich habe ihn gehabt!" schreit Coliopol, aber die Hurras der Reiter sind noch stärker. Ein Kalaraschenoffizier bringt ein Kampfflugzeug zum Absturz!

Also noch einmal ist Coliopol der Held des Tages*. Unteroffizier Pistol ist gerächt worden, und darüber sprechen alle in der Brigade, auch als wir in Elisabetowka ankommen, wo wir den Befehl erhalten, haltzumachen und am östlichen Ortsrand Stellung zu beziehen.

Wir haben die Nogaische Steppe in ihrer Breite durchquert und noch ein gutes Stück östlich dieser Steppe, und jetzt sind wir hier angelangt, wo — wie beim Stab der Brigade behauptet wird — ein großes Hindernis auf uns wartet. Kurz nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten haben die Bolschewiken einen phantastischen Panzergraben bauen lassen, der fast ununterbrochen von Rodkowka am Asowschen Meer und westlich Melitopol bis Nikopol am Dnjepr verläuft.

Dieser gewaltige Graben, der sechs Meter breit, fünf Meter tief und einhundertfünfzig Kilometer lang ist, soll das Vorrücken der deutschen Panzer stoppen. Es wird uns gesagt, daß 300 000 Menschen — Männer, Frauen, Jugendliche und Pioniere der So-

* Der Abschuß des Flugzeugs durch Leutnant Coliopol wurde von den Deutschen anerkannt. Für dieses Kunststück bekam er aus den Händen von General Kübler, Kommandierender General des IV. Gebirgskorps, das Eiserne Kreuz.

wjetarmee — Tag und Nacht an diesem Graben gearbeitet haben und daß viele von ihnen bei dieser Arbeit umgekommen sind, aus Müdigkeit, Erschöpfung und durch unmenschliche Behandlung. So wird uns gesagt, und das muß auch stimmen, denn die Ortschaften, durch welche wir geritten sind, sind ziemlich menschenleer, was auch für Elisabetowka zutrifft.

Die Ablösung kommt. Es ist die erste Schwadron des Roschiori-Regiments 4, die an ihrer Spitze den Rittmeister Eugen Petit hat, zwei Jahre älter als ich, jedoch ein Freund aus der Adoleszenz. Ein kurzes Gespräch mit ihm gleicht einem Heilverfahren an einem Jungbrunnen.

Er ist ein Mensch, der von Geist übersprudelt, schlank, gelenkig, die Uniform sitzt wie angegossen. Diejenigen, die ihn nur oberflächlich kennen, werden ihn für einen etwas hochmütigen und mißtrauischen Menschen halten. In Wirklichkeit ist das nur äußerer Schein, hinter dem er seine zu große Empfindsamkeit versteckt.

Petit ist bereits eine legendäre Figur der rumänischen Kavallerie. Nachkomme von französischen Emigranten von 1789, die über Rußland nach Rumänien kamen, hat er einen sehr reichen Vater und einen Onkel, der Präsident des Obersten Gerichtshofs (Kassationshof) in Bukarest ist. Als passionierter Reiter ist für ihn die Reiterei der einzige Sinn seines Lebens.

Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, daß dieser Mensch etwas anderes gewesen sein könnte als Kavallerieoffizier. Als frischgebackener Leutnant wurde Petit dem Roschiori-Regiment 10 zugeteilt, das sich damals in Timisoara (Temeschburg) in Garnison befand. Mit seinen über 100 000 Einwohnern war Timisoara — für rumänische Verhältnisse — bereits eine der größten Garnisonsstädte des Landes.

Einmal dort gelandet, wollte der noch nicht zweiundzwanzig Jahre alte Leutnant diese Stadt, gemäß seinen damaligen Vorstellungen, „erobern“. Petit, der mit der Geschichte aller Feldzüge sehr vertraut war, wußte, daß Prinz Eugen von Savoyen der größte Feldherr seiner Zeit war, und deshalb wollte er sich nicht nur in der Straße eine Wohnung suchen, die den Namen des edlen Ritters trug, sondern auch wo dieser seine Residenz hatte, nämlich im Eckhaus an der sogenannten Serbischen Straße.

Leicht war es nicht, weil die Prinz-Eugen-Straße nur wenige Wohnungen zu vermieten hatte. Sein Schwadronschef aber, ein nicht mehr so junger Rittmeister, ehemaliger k.u.k. Offizier, der

1919 von der rumänischen Armee übernommen wurde, ein echter Altösterreicher, der noch dazu Della Vallechiera hieß, sah in diesem neuen Untergebenen den richtigen Kavalleristen, der den Geist und die draufgängerische Tradition der Waffe nicht aussterben lassen würde. Die beiden paßten wunderbar zusammen, und Della Vallechiera, der über sehr gute Beziehungen in den vornehmsten Kreisen der Stadt verfügte, setzte Himmel und Hölle in Bewegung, und Petit bekam die gewünschte Wohnung in der Prinz-Eugen-Straße.

Gleich ließ er sich ein paar Hundert Visitenkarten drucken, auf denen „Leutnant Eugen Petit, Prinz-Eugen-von-Savoyen-Straße 3“, stand. Einmal im Besitz dieser Visitenkarten, stellte er eine Liste mit der Anschrift aller wichtigen Persönlichkeiten der Stadt auf. Dann ging er an die Arbeit. Drei Tage lang begab er sich nach Dienstschluß mit einem Fiaker und seinem Burschen auf dem Fahrrad zu den Wohnungen der Stadtberühmtheiten. Sie warfen die frischgedruckten Visitenkarten, auf denen mit Tinte ergänzt war: „gibt sich die Ehre, Ihnen einen Besuch zu erstatten“, in die Briefkästen oder händigten sie den Dienstmädchen der Betreffenden aus.

Wie der Codex der guten Manieren es vorschreibt, hat Petit den Ablauf der Frist von acht Tagen abgewartet, innerhalb welcher der Besuch erwidert wird. Nur zwei der Besuchten erklärten sich bereit, gesellschaftlich mit dem jungen Leutnant zu verkehren: ein Steuerbeamter und ein Gymnasiallehrer, der drei heiratsfähige Töchter besaß. Von den übrigen dachte keiner daran, diesem vollkommen unbekannten Offizier, von welchen die Stadt wimmelte, den Besuch zu erwidern, und warf die schöne Visitenkarte in den Papierkorb. Darauf schickte ihnen Petit seine Sekundanten und forderte sie alle zum Duell, angefangen mit dem Präfekten, dem Präsidenten der Handelskammer und dem Oberstaatsanwalt, gefolgt von Bankdirektoren, Industriellen und Großkaufleuten.

Selbstverständlich war einer seiner Sekundanten Rittmeister Della Vallechiera, der andere ein Freund desselben, ein pensionierter Bahnhofsvorsteher, der nichts mehr zu verlieren hatte.

Wütende Empörung bei den aufgeforderten Herren, größte Besorgnis und Panikstimmung bei ihren Ehefrauen, die alles unternahmen, damit der Zweikampf verhindert wurde. Ganz Timisoara war in Aufruhr. Beim Stammtisch in den Kaffeehäusern „Lloyd“, „Palace“, „Metropol“, „Terminus“ und „Kocsonyai“, in allen Damenfriseurläden, am Ausgang der Kirchen nach dem Gottesdienst, überall sprach man nur über dieses Ereignis. Die Notabilitäten der

Stadt wagten sich nicht mehr in die Öffentlichkeit, weil sie das ironische Grinsen, mit welchem sie ständig begrüßt wurden, nicht mehr ertragen konnten.

Man telegraphierte nach Bukarest, und Leutnant Eugen Petit von der Prinz-Eugen-Straße wurde an das andere Ende Rumäniens geschickt, nach Botosani, mit einem Anhang von fünfundzwanzig Tagen Arrest, einem schwerwiegenden Mühlstein für einen jungen Offizier in dem ersten Jahr seiner Karriere. Als letzte Station vor seiner Pensionierung wurde der brave und zackige Rittmeister Della Vallechiera zu einem Remontendepot versetzt.

In Botosani, beim Roschiori-Regiment 8, wurde Petit in den vornehmsten Familien wie ein Held gefeiert, er bekam Einladung auf Einladung, und er hätte sicher die Tochter des reichsten Bojaren heiraten können, die ein Pensionat in der Schweiz besucht hatte, perfekt Klavier spielte oder fließend Französisch sprach. Botosani war ihm aber zu weit, und er wollte dort nicht einrosten. Sein barmherziger Onkel setzte sich durch, auch der gute „*Papá*“ Sinescu, der damalige Inspekteur der Kavalleriewaffe. Nach einem Jahr Provinzgarnison wurde Petit zum Roschiori-Regiment 4 „Königin Maria“ nach Bukarest versetzt.

Seitdem konnte kein anderer Offizier der Hauptstadt mit ihm an Eleganz rivalisieren. Der schwarz verschnürte, blaue Husarenrock stand ihm genauso gut wie der zivile Frack oder Smoking, die er anzuziehen pflegte, wenn er Nachtlokale besuchte. Von den Frauen demütig umschmeichelt, empfing er sie in einem luxuriösen Appartement gleich hinter dem Konzerthaus „Atheneum“, ein Appartement mit doppeltem Ein- und Ausgang, damit niemals die eine der anderen begegnen konnte. Deswegen wurde er auch „Perpetuum mobile“ genannt. Alles dies geschah natürlich im Frieden.

In den Krieg ist er an der Spitze der ersten Schwadron seines Regiments gezogen, und seitdem spricht man nur über seine Tollkühnheit, über seinen Schneid, über sein beispielgebendes Verhalten vor dem Feind und die Geschicklichkeit, mit welcher er die schwierigsten Situationen meistern kann. Der ehemalige Salonlöwe ist im Felde ein verbissener Krieger und ein Beispiel für die Truppe geworden.

Am 23. September 1941 überlassen wir die Verteidigung von Elisabetowka den Händen des schimmernden Rittmeisters Eugen Petit. Wir werden anderswo in Stellung gehen, vor diesem eigenartigen „Panzergraben“.

Am 24. September 1941 hat unsere Brigade im Raum Nowo Popowka—Lukowitska Stellung bezogen und bildet damit ungefähr den Mittelpunkt der gesamten Gliederung der deutschen und rumänischen Truppen, die in den folgenden Tagen an der Schlacht am Asowschen Meer beteiligt sein werden. Vor dem sowjetischen Panzergraben stehen an diesem Tage von Süden nach Norden: die 22. und 72. deutsche Infanteriedivision, dann die 5., 6. und 8. Brigade des rumänischen Kavalleriekorps, die 170. deutsche Infanteriedivision und weiter nördlich die 1., 2. und 4. Brigade des rumänischen Gebirgskorps, das diesen Abschnitt vom deutschen IV. Gebirgskorps übernommen hat, das, unterstützt vom Artillerieregiment der SS-Leibstandarte, zur Eroberung der Krim eingesetzt wird.

Vorläufig bildet unser Regiment die Reserve der Brigade in Wesseloje, einer größeren und ausgedehnten Ortschaft, wo sich auch die Gefechtsstellen der deutschen 170. Infanteriedivision und unserer Brigade befinden.

Die 170. Infanteriedivision ist eine hanseatische Division, die im Raum Hamburg—Bremen aufgestellt worden und bis jetzt fast ständig im Einsatz gewesen ist, sich tapfer geschlagen hat und auch erhebliche Verluste hat hinnehmen müssen. In dem Ortsteil, in dem wir einquartiert sind, ist auch ein Teil des Pionierbataillons der deutschen Division untergebracht. Der Kommandeur dieses Bataillons, ein Major, mit welchem ich gleich ins Gespräch komme, teilt mir mit, daß seine Division eigentlich aufgefrischt werden müßte. Das Bataillon des Majors verfügt nur noch über sechzig Mann, und die drei Infanterieregimenter (381, 389 und 401) können nur fünfhundert bis sechshundert Mann für jedes Regiment zum Einsatz bringen. Die Division verfügt über keine Aufklärungsabteilung mehr...

„Einen möglichen Ausbruchsversuch der Sowjets nach Westen kann die Division, bei ihrem gegenwärtigen Stand, nicht zurückschlagen“, sagt der Major, „und deshalb müssen wir bald Verstärkung bekommen, aber unsere Landser sind in Ordnung, und sie werden sich unter allen Umständen gut schlagen.“

Leider ist die Lage auch bei der 6. rumänischen Kavalleriebrigade, die rechts von unserer Brigade und südlich eines halbmondförmigen Sees Stellung bezogen hat, ähnlich, wenn nicht schlimmer...

Von Rittmeister Geormann, der als zukünftiger Generalstabsoffizier zum Stab unserer Brigade gehört, erfahre ich zusätzlich, daß jenseits des Panzergrabens zwei sowjetische Armeen stehen, unter dem Befehl von Timoschenko, die nicht nur die Aufgabe haben, die Stellungen hinter dem Panzergraben zu verteidigen, sondern von dort aus zum Gegenstoß anzutreten und uns über den Dnjepr zurückzuwerfen, um die Krim zu retten. Die zwei sowjetischen Armeen verfügen über Panzerverbände und motorisierte Divisionen. Außer Panzerspähwagen verfügt die deutsche 11. Armee über keine Panzer. Keine rosigen Aussichten für uns!

Am 25. September besucht uns Oberst Ion Danescu, der Kommandeur der Brigade, der vor dem Krieg unser Regiment befehligt hat und uns alle sehr gut kennt. Vor der Front der angetretenen Offiziere sagt Oberst Danescu folgendes: „Die Brigade wurde dem Kommandeur der 170. Division unterstellt. Dieser hat mir befohlen, ihm ein Regiment zu geben, das einen Gegenangriff unternehmen soll, um einen sehr störenden Stützpunkt der Sowjets auszuschalten, der wie ein Dorn in der Flanke seiner Division steckt. Ich habe mich entschlossen, dieses Regiment, die Zweier Kalaraschen, dem General Wittke, Kommandeur der 170. Infanteriedivision, zur Verfügung zu stellen. Es ist eine Ehre für uns alle, daß wir auf diese Weise zur Festigung der deutsch-rumänischen Waffenbrüderschaft beitragen können. Ich bin sicher, daß Ihr Euch alle, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, voll bewußt seid, daß dieser Gegenangriff unbedingt zu einem klaren Erfolg führen muß. Im Laufe der Nacht werden Sie die Bereitstellung besetzen. Gott schütze Sie!"

„Amen!" flüstert mir Coliopol ins Ohr.

Als ich meine Männer über unsere neue Aufgabe unterrichte, bleiben alle stumm, nur Garbis meckert: „Große Ehre, Herr Oberleutnant, daß wir für die Deutschen einspringen müssen, aber über die Aussichten, einmal dem und einmal jenem ‚ausgeliehen' zu werden, bin ich nicht begeistert ..."

In den Quartieren herrscht große Aktivität. Jeder geht zu seinem Pferd, um Abschied von ihm zu nehmen. Die immer gleichen Empfehlungen werden den Pferdehaltern gegeben, die genau dieselbe ernste Miene zur Schau tragen wie der Priester, wenn einer seine letzte Reise antritt.

Der Sanitätsobergefreite Kostea ist voll beschäftigt. Ernst, mit Worten sparsam umgehend, groß, schlank, durch sein Auftreten genau in die Rolle eines Schutzherrn passend, verteilt er mit einer gewissen Würde links und rechts Verbandspäckchen, die bestimmt sind, die Löcher zu stopfen, die kleinen Löcher, die großen Löcher, die in unsere Körper gebohrt werden ... Keiner hat Lust herumzualbern. Die sogenannten Überraschungsrationen von Zigaretten, Sardinen, holländischem Käse, Keks ... kommen auch.

„Wenn ich das sehe, vergeht mir der Appetit", sagt Raitscha, „es kommt mir alles so vor wie die letzte Mahlzeit eines Verurteilten, den man zum Galgen führt."

Die Gegenantwort von Garbis kommt aber bald: „Wenn es dir schwerfällt, das anzunehmen, wirf mir deine Portion herüber. Wenn der Bauch schön voll ist, haben es die Kugeln sehr schwer, sich einzuschleichen."

Jeder sucht sich einer nach dem anderen irgendwo einen Platz, zieht die berühmte Feldpostkarte aus der Brusttasche und fängt an zu schreiben. Ich brauche keinen Blick über ihre Schultern zu werfen, um den Inhalt der Briefe zur Kenntnis zu nehmen, denn ich muß sowieso die Briefe durchsehen, bevor sie weitergeleitet werden. Außerdem kenne ich die Einleitung der Briefe schon auswendig, weil jeder mit dem kleinen, beruhigenden Satz anfängt: „Allererstens lasse ich Euch sagen, daß ich gesund und am Leben bin ..." Erstaunliche Ungezwungenheit, die nicht einmal zum Schmunzeln Anlaß gibt.

Wie viele dieser Briefschreiber werden morgen abend noch am Leben sein?

Sehr schnell werden wir in der Mitte der deutschen Gefechtsgliederung installiert. Zu unserer Linken befindet sich das Infanterieregiment 401 aus Hamburg, und rechts von uns haben die sechzig Mann des Pionierbataillons der 170. Division Stellung bezogen. Wir besetzen den Aufwurf eines Grabens, der zu einem Sumpf herabsickert. Man hat die deutschen Pioniere hinter diesen Sumpf gelegt. Ihre geringe Zahl verdient wohl diesen vorzüglichen, natürlichen Schutz.

Als sich am frühen Morgen die Nebelfetzen entschlossen haben, den Himmel reinzufegen, sehen wir endlich unser Ziel: ein kleiner Haufen von Häusern, Scheunen und Stallungen, der den Namen Filiberta trägt, wahrscheinlich der Name der Frau oder der Tochter des ehemaligen Besitzers, eines Deutschen, der aus Württemberg auf den Ruf eines Zaren hierher gekommen ist, um den Urboden

fruchtbar zu machen und das Abenteuer der Pioniere zu versuchen. Über Filiberta herrscht Stille.

„Was für einen Tag haben wir heute?“ fragt Raitscha herrisch die Männer seiner Gruppe.

„Donnerstag, den 26. September“, antworten alle wie in der Schule, wenn der Lehrer der Klasse eine Frage stellt.

„Dann werden wir Glück haben. Donnerstag ist mein Glückstag.“

Aber kaum hat er den Satz gesprochen, als sich der Blitz, verbündet mit dem Donner, auf uns entlädt. Es ist eine richtige Sintflut von Granaten, die allerdings knapp hinter unserer Stellung zerplatzen und Fontänen von Erdklumpen in alle Richtungen fliegen lassen, die reichlich auf unsere Stahlhelme herabfallen. Rauch und Staub mischen sich. Als nach einer Viertelstunde alles ruhig wird, ist es ziemlich schwer zu erraten, ob wir Tag oder Nacht haben, ob wir taub geworden sind oder noch imstande sind zu hören. Ich habe den Eindruck, daß ich auf Molton gehe. Eine spöttelnde Stimme durchdringt dennoch diese visuelle und akustische Dunkelheit.

„Hei, Raitscha, wenn das dein Glückstag ist, kannst du nicht dem Iwan sagen, daß er deinen Glücksbringer woandershin schickt, nicht in unser Maul?“

Anfangs schüchtern, dann immer lauter und ansteckend, ergießt sich eine Lachsalve über unsere Stellung. Ich bin auf dem Wege, mich auch an diesem Wasserfall der Heiterkeit, den der Humor von Garbis provoziert hat, zu beteiligen, als — vollkommen verblüfft über diese allgemeine Stimmung nach allem, was wir vor ein paar Minuten erleben mußten — drei Deutsche, auf allen Vieren kriechend, in meinen Gefechtsstand einbrechen. Zwei von ihnen führen einen Fernsprechdraht mit sich. Der dritte, ein athletischer Riese mit hellblondem Haar, ein fideler und sympathischer Kerl, grüßt und stellt sich vor:

„Oberleutnant Böttcher vom Stab der 170. Division. General Wittke hat mich hergeschickt, um den Verlauf des Gegenangriffs zu beobachten und ihm darüber zu melden. Soll ich ihm auch melden, daß das verrückteste Artilleriefeuer der Russen Ihre Männer zum Totlachen bringt?“

„Vielleicht ist das die bestmögliche Lösung, dem Tod entgegenzutreten . . .“ Dann erzähle ich dem verdutzten deutschen Oberleutnant die ganze Geschichte und auch etwas über die zwei Kontrahenten, Raitscha und Garbis. Böttcher bricht in schallendes Gelächter aus, duzt mich auf einmal und sagt: „Mensch, Ihr seid tolle Burschen, und Ihr seht ganz anders aus, als mir gesagt wurde und als ich mir selber vorgestellt habe. Man kann sich auf euch verlassen!“

Ich habe bald Freundschaft mit diesem norddeutschen Offizier geschlossen, der — soweit ich das mitbekommen habe — Adjutant oder erster Ordonnanzoffizier von General Wittke ist. Es kommt sehr selten vor, daß ein deutscher Offizier so rasch mit einem Rumänen Freundschaft schließt, weil die Deutschen uns gegenüber eher mißtrauisch sind, hauptsächlich was das rumänische Offizierkorps anbetrifft.

Ich selber habe bisher geglaubt, daß der Deutsche sich im allgemeinen nur unter Deutschen wohlfühlt, sich nur mit einem Deutschen verstehen und ihm vertrauen kann. Durch sein Verhalten erbringt mir Böttcher den Beweis, daß er ein aufrechter Kerl und ein echter Kamerad ist. Er teilt mir mit, daß er eigentlich Truppenoffizier, erst vor einigen Wochen zum Stab der Division abkommandiert und glücklich sei, sich hier bei uns in seinem Element zu fühlen. Dann sagt er mir, daß unser Brigadier bei General Wittke durchgesetzt habe, daß der Gegenangriff unseres Regiments von allen vier Batterien des reitenden Artillerieregiments unterstützt wird, also eine Batterie pro Schützenschwadron. Eine Sensation! Denn eine solche Artillerieunterstützung hat es bei uns bis jetzt noch nie gegeben.

Für diese erfreuliche Mitteilung bedanke ich mich herzlich bei Böttcher, der sich mit seinem ganzen Oberkörper und der Grazie eines Kranes verneigt, der auf der Baustelle einige Tonnen Eisenbeton fallen läßt.

Keiner könnte jemals erklären, wie schwer es ist, in Erwartung eines Angriffes die Zeit totzuschlagen. Ich gucke Löcher in die Luft und döse herum. Müdigkeit, Hunger, Angst. Die Sonne ist am Zenit angelangt. Das Telefon klingelt, nicht das von Böttcher, sondern meines. Ich hebe den Hörer ab. Nicht der Rittmeister, sondern eine unbekannte Stimme meldet sich:

„Befehl zum Fertigmachen. Gleich nachdem unsere Artillerie zu schießen aufhört, gehen Sie in raschem Tempo mit allen drei Zügen der Schwadron zum Angriff über. Bis Filiberta gibt es keinen Halt. Verstanden?!“ Und der nette Herr legt auf. Schade, sonst hätte ich ihm auch etwas zu sagen gehabt, vielleicht das Zitat vom Götz von Berlichingen.

Nach zwei Minuten kommt unsere Artillerie zum Einsatz. Ihr Feuer ist sehr gut gelegt, denn nach den ersten zwei Salven ist Filiberta schon umrandet. Nach Bedarf jetzt das Feuer überzuschwenken, wird für unsere Artilleristen ein Kinderspiel sein. Von hier aus kann man die Zone der Einschläge genau beobachten. Die Brüder drüben haben sicher Kopfschmerzen. Bei uns ein allgemeines Frohlocken: „So ist es richtig . . . daß die Federn fliegen."

Angenehm überrascht und um das Krachen und Knallen zu übertönen, schreit Böttcher so laut, wie er nur kann, in den Fernsprecher: „Rumänische Artillerie schießt fabelhaft!"

Auf den schicksalhaften Moment des Angriffs wartend, bücken sich die Männer unter dem Gewicht der Anspannung. Wenn ihre Gedanken mit meinen übereinstimmen, dann beneide ich sie nicht. Jetzt herrscht Stille. Mein Herz schlägt stärker. Das ist der Augenblick. Wie ein Mondsüchtiger überschreite ich die Notbrüstung, die den Hang begrenzt: „Vorwärts Jungens, Vorwärts!"

Die Kalaraschen folgen, entschlossen, ich sehe es an ihren Gesichtern. — „Vorwärts, Zweier Mistkäfer*", brüllt Garbis.

Jeder beschleunigt seinen Laufschritt. Weiter rechts, zwischen uns und der ersten Schwadron, sehe ich Coliopol, wie er mit seinen MG-Schützen galoppiert. Auch diesmal habe ich mich mit Handgranaten umwickelt, so als ob ich große, schlagende, metallische Schuppen mit mir herumschleppe. Die Unebenheit des Geländes hemmt ein wenig den Schwung. Mein linker Fuß rutscht in einen Graben. Ich muß mich anstrengen, um nicht zu stürzen, und das tut mir weh. Es ist so, als ob mich jemand mit einem Spieß in die Leistengegend gestochen hätte. Hätte noch schlimmer sein können, aber der Schmerz läßt langsam nach, und der Gegner meldet sich nicht. Merkwürdig! Links und rechts blitzen die Bajonette der vorrückenden Männer in der strahlenden Sonne. Soll das heißen, daß der Feind allein durch unser Artilleriefeuer außer Gefecht gesetzt worden ist?

Als wir etwa einhundert Meter vor seinen Stellungen sind, beweist er das Gegenteil. Und wie immer eröffnet er das Feuer nur in dem für ihn geeigneten Augenblick.

Die verrückte Tollwut aller ihrer Waffen entfesselt sich mit einem Schlag. Der Feuer- und Stahlhagel, das Zischen von Tausenden

* Rumänisch: Doi Baligari = Spitzname des Regiments.

von Kugeln zwingt uns flach auf den Boden. Aber auch dort versucht uns das verrückte Wespennest zu erreichen. Die Erde scheint sich krampfhaft zu verzerren. Sie springt unter mir und um mich herum auf. Ich zerbreche meine Nägel in dem Eifer, mir ein Loch zu schaufeln, und ich habe den Stahlhelm über die Augen niedergedrückt, damit ich von dieser Hölle nichts mehr sehe, allein um mich zu schützen.

Von Pulver geladen, wird die Luft schwül. Meine Ohren tönen, mein Schädel zerplatzt. Ich habe den Eindruck, daß ich ersticke. Ich kann nicht mehr. Aber ich will nicht sterben. In jedem Ball, der um mich herum das Gras aufackert, spüre ich das Zögern des Todes, der vor der Erreichung des Zieles nachfaßt. Um dem Tod zu entwischen, gibt es nur eine einzige Lösung, nach vorne zu springen: — „Vorwärts, meine Jungen, vorwärts!"

Sie folgen mir, die Bauernsöhne aus Romanatzi. Beim zweiten Sprung sehe ich, wie der Obergefreite Rosioru aus Castranova — derselbe, der bei Mihailowka heldenmütig das lMG, das Coliopol bediente, auf seinem Rücken trug — von einer Garbe niedergemäht tot zusammenstürzt. Ebenfalls tödlich getroffen rutscht der blutjunge Reiter Danutz, ein Freiwilliger, vor meine Füße. Ich weiß nicht mehr, ob ich gehe, denke oder stehengeblieben bin. Wohin ich blicke, sehe ich Männer, auch von der ersten Schwadron, die mir wohlbekannt sind und einer nach dem anderen, wie vom Blitz getroffen, zusammenfallen.

Der Unteroffizier Turbatu läßt seine Waffe fallen und führt seine Hände an den Bauch, aber eine neue Garbe wirft ihn um, endgültig . . . Oh, lieber Gott, wir sind ja da! Ganz schnell werfe ich hintereinander zwei Handgranaten in die Öffnung der ersten Scheune. Der Obergefreite Soparlitzeanu kommt in meine Nähe und will mir etwas sagen, aber auf einmal ist sein Mund voller Blut. Seine Augen drücken denselben Gedanken aus und eine unaussprechliche Bangigkeit. Er setzt sich nieder zum Sterben . . .

„Los, faßt alle am Kragen und macht sie zu Hackfleisch", schreit Garbis, der diese Empfehlung mit einem schrecklichen, unübersetzbaren Fluch ergänzt. Ich schleudere noch zwei Handgranaten, diesmal vor dem Eingang eines Hauses. Gleich hinter mir schießt eines von unseren lMG auf drei, vier Männer, die dunkle Uniformen tragen und sich aus dem Staube machen wollen. Das hat gewirkt, denn aus dem Haus kommen Burschen heraus, ebenfalls

schwarz gekleidet, manche von ihnen Matrosenmützen tragend, die Hände erhoben: „*Nje ubiwajte, nje ubiwajte!*“ (Tötet uns nicht, tötet uns nicht.)

Nur ein paar im Hinterhof verteidigen erbittert, was von Filiberta noch steht, ein unüberlegter Entschluß, denn die Kalaraschen wissen, wie man mit der blanken Waffe umgeht. Einige Schreie sind zu hören, und dann ist alles vorbei. Die Russen ergeben sich. Sie werfen ihre Waffen weg. Es sind mehr, als ich gedacht habe.

Während die Beutewaffen eingesammelt werden, möchte ich unsere Gegner ein bißchen näher sehen. Es sind sowjetische Matrosen, die zur Besatzung des Schlachtschiffes „*Parischskaja Komuna*“, die „Kommune von Paris“, gehört haben. Der schwarze, kurze Dolman steht ihnen gut. Alle geben sich jetzt Mühe, die Uniform in Ordnung zu bringen und die Mütze richtig aufzusetzen.

Es besteht kein Zweifel, daß wir es mit einer Eliteeinheit zu tun haben, tapfere Kerle, die aber erschöpft sind. Wir sind es auch. Bunt durcheinander, Freund und Feind, setzt sich alles auf dem Boden zur Ruhe. Die Zigaretten, die uns jemand von der Stabsschwadron bringt, werden gleichmäßig an alle verteilt, auch an unsere Gegner, aus denen Garbis vor einer Viertelstunde noch Hackfleisch machen wollte. Keine Rede mehr davon. Alles wird vergessen, und die „Parischskaja Komuna“-Matrosen genießen gierig und in vollen Zügen die erste Zigarette.

Garbis, der ganz gut Russisch kann, dolmetscht. Ganz natürlich und ungezwungen unterhalten wir uns über den eben beendeten Nahkampf, über das Glück und das Pech, das der eine oder der andere gehabt hat, über die verpaßten Gelegenheiten. Einer der Matrosen teilt uns sogar mit, daß alle drei Politruks, zwei Kompanie- und ein Bataillonspolitruk, unter den Toten sind, eine Mitteilung, die ich erleichtert zur Kenntnis nehme.

Man könnte glauben, daß es sich um zwei Rugbymannschaften handelt, die sich nach einem harten Spiel über dessen Verlauf unterhalten. Allerdings leiden diejenigen, die am Boden liegen, nicht an Krämpfen.

Statt Knallen und Zerplatzen von Handgranaten hört man jetzt nur Heulen, Stöhnen und fürchterliche Notrufe. Der Sanitätsobergefreite Kostea und seine Gehilfen tun ihre Pflicht so gut wie möglich, aber es sind zu wenig Sanitäter, auch für die Verwundeten anderer Schwadronen. Darum hat das deutsche Nachbarregiment 401 zusätzlich Sanitäter mit Tragbahren zu uns geschickt. Alle sind bestrebt, möglichst zuerst diejenigen zu den rückwärtigen Linien zu bringen, die am schwersten verwundet sind. Die Sanitäter stellen sich ständig dieselben Fragen: Wer kommt jetzt an die Reihe? Warum soll man diesem und nicht dem anderen zuerst helfen? Und die schwerverwundeten sowjetischen Matrosen, besonders diejenigen, die durch Bajonettstiche verletzt worden sind, sind auch Soldaten, die leiden und denen man helfen muß ...

Während die rege Tätigkeit um die Bergung der Verwundeten uns alle beherrscht, steigt einer von der ersten Schwadron, der unbedingt bekanntmachen will, daß Filiberta in unserer Hand ist, auf einen Strohschober und schießt zwei Leuchtkugeln ab. Aufgeregt brüllt ihm Garbis zu: „Hör auf, du Rindvieh, hast du für heute nicht genug von der Schießerei? Sie wissen schon alle, daß wir hier sind, auch ohne dein blödes Feuerwerk!“

In der Befürchtung, daß ich zu einer grauenerregenden Bilanz gelange, plagt mich der Gedanke, daß wir uns zählen müssen, aber auch das muß geschehen. Zuerst erstatten mir die übrigen zwei Züge der Schwadron Meldung über die Verluste und über ihren neuen Stand, dann die Gruppe 3 und die Gruppe 2 meines eigenen Zuges und schließlich die Gruppe 1. Von dieser Gruppe sind noch zwei Mann geblieben. Erschrocken stelle ich diesen zwei Überlebenden die Frage: „Was ist mit dem Gruppenführer, mit Unteroffizier Raitscha Ion?“

„Er ist nicht tot. Ich habe ihn gesehen, wie er dort hineingegangen ist“, antwortet einer der Befragten, auf einen Stall zeigend. Mehrere rufen jetzt: „Raitscha ... Raitscha ... !“

Endlich sehen wir ihn herauskommen, ohne Stahlhelm, struppig, das Gesicht von Schweiß überströmt, die Lederjacke eines sowjetischen Oberbootsmanns unter dem Arm, die er wahrscheinlich von einem Toten organisiert hat. Seine Hosen sind unglaublich zerfetzt, so daß seine von Erde verschmutzten Knie zum Vorschein kommen. Seine Uniform ist in kläglichem Zustand, aber er, Raitscha, ist ganz heiter. Er kommt gelassen in meine Nähe; einen selbstzufriedenen Ton anschlagend, sagt er zu mir: „Sehen Sie, Herr Oberleutnant, auch dies haben wir geschafft ...“

Kein Wort der Klage und kein Seufzen über die beiden Vetter, die er heute verloren hat und über die übrigen vier Schwerverwundeten aus seiner Gruppe, ebenfalls aus demselben Osica stammend, wo er Gemeinderat ist ... Diesem verdammten Kerl gelingt es immer, mich in Aufregung zu versetzen ...

Oberleutnant Böttcher kommt mit seinen zwei Begleitern und dem Fernsprecher. Begeistert teilt er mit, daß er alles, was wir unternommen haben, mit dem Feldstecher verfolgt und seinen Chef ständig über den Verlauf des Gegenangriffes unterrichtet hat: „Mensch, Emilian, ich habe nicht gedacht, daß Ihr es so schnell schaffen werdet. Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, um fünfzig Eiserne Kreuze für Euer Regiment zu kriegen. Du sollst mir eine Liste von deinen Leuten geben, die sich besonders bewährt haben und die Auszeichnung verdienen."

„Meines Erachtens verdienen sie es alle, aber auf diesem Gebiet habe ich auch meine Erfahrungen. Die Schwadron stellt eine Liste auf, der Kommandeur der Abteilung streicht einige Namen und setzt Leute von seinem Stabstrupp an ihren Platz, das Regiment tut dasselbe und die Brigade ebenfalls. Wenigstens einen Namen möchte ich nicht gestrichen haben."

Wahrscheinlich hat auch Böttcher seine entsprechenden Erfahrungen, reißt ein Blatt aus seinem Notizbuch und drückt es mir in die Hand: „Schreibe mir diesen Namen auf."

Ich schreibe: „Unteroffizier Raitscha, Ion, 2. Schwadron, Kalaraschen-Regiment 2*."

Mit der Einnahme von Filiberta ist die Gefahr eines sowjetischen Durchbruchs an diesem Teil der Front vorläufig gebannt, aber kaum ist dieser Angelpunkt des Gegners beseitigt, als sehr schlechte Nachrichten aus dem nördlichen Abschnitt kommen. In Divisionsstärke und mit Panzerunterstützung haben die Sowjets in der Gegend von Malaja-Belosjorka, nämlich bei Ulianowka, die Stellungen der 4. rumänischen Gebirgsbrigade durchbrochen und weiter nach Westen gedrückt.

Gleich nachdem ihnen der Durchbruch gelungen ist, setzen die Sowjets eine zweite Division ein, um den Einbruch zu vergrößern. Wegen der bedrückend großen Verluste, die sie am ersten und am zweiten Tag des sowjetischen Angriffes hat hinnehmen müssen, ist die rumänische Gebirgsbrigade jetzt am Ende ihrer Kräfte. Allein vom Gebirgsbataillon 13 dieser Brigade sind zehn Offiziere gefallen, darunter alle Kompaniechefs.

Der Versuch der Brigade, ein eingekreistes Bataillon durch den Gegenangriff eines anderen Bataillons zu entlasten, ist gescheitert

* Tatsächlich hat Raitscha kurz danach das Eiserne Kreuz bekommen und mit ihm 18 weitere Angehörige unserer Schwadron.

trotz des tapferen Verhaltens des Kommandeurs, Oberstleutnant Emanoil Bradatzeanu, der bei dem Gegenangriff wie die meisten Offiziere des Bataillons gefallen ist.

Die dramatischste Episode hat sich beim Hauptverbandplatz der 4. Gebirgsdivision abgespielt, wo der Stabsarzt Dr. Constantin Cosma zurückziehende Soldaten aufgehalten, unter sein Kommando gestellt und an ihrer Spitze, er selbst mit aufgepflanztem Bajonett, die eingedrungenen Sowjets aus dem Ort zurückgeworfen hat. Dr. Cosma ist gefallen, und an seiner Seite auch einer seiner Sanitäter, ein sechzigjähriger Freiwilliger, ein orthodoxer Mönch vom Kloster Neamtzu in der Moldau.

Auch die anderen zwei Brigaden des rumänischen Gebirgskorps haben schwere Verluste erlitten, und die entstandene Lücke hat eine Breite von fünfzehn Kilometern. Um die Lage wiederherzustellen, muß das deutsche Gebirgskorps, das sich auf dem Marsch in Richtung Perekop befindet, kehrtmachen, aber das kann nicht gleich geschehen . . .

Mit Ausnahme unserer Schwadron wird das Kalaraschen-Regiment 2, zusammen mit dem deutschen Infanterieregiment 401, auf Lastkraftwagen verladen, die in der Eile aus allen Ecken zusammengezogen worden sind, und nach Malaja-Belosjorka gebracht, wo sie gemeinsam — unterstützt von drei rumänischen schweren Haubitzen-Batterien und von dem rumänischen Feldartillerieregiment 58 — einen schwungvollen Gegenangriff unternehmen, der zur Befreiung mehrerer rumänischer Formationen aus der Einkreisung führt und den Russen das Vorrücken in der Flanke der Armee unmöglich macht.

Um der Wahrheit zu dienen, muß erwähnt werden, daß an dieser Aktion auch zwei Kompanien des rumänischen Gebirgsjägerbataillons 24 beteiligt gewesen sind.

Unsere Schwadron bleibt weiterhin bei Filiberta, wo die Russen es aufgeben, den Stützpunkt zurückzuerobern. Anstelle des deutschen Infanterieregiments 401 und unseres eigenen Regiments wird die Gliederung der deutschen 170. Infanteriedivision mit den beiden anderen Regimentern unserer Brigade verstärkt.

Sehr beeindruckt von dem Verhalten unseres Regiments bei Filiberta, spricht General Wittke in einem Brief an Oberst Danescu seine Anerkennung aus, der der Truppe verlesen und dessen Inhalt auch in den meisten rumänischen Tageszeitungen veröffentlicht wird:

„An den Kommandeur
der 8. rumänischen Kavalleriebrigade,
Oberst Ion Danescu

Ich freue mich, Ihnen mitzuteilen, daß es dem Kalaraschen-Regiment 2 mit der Artillerie Ihrer Brigade gelungen ist, nach einem mit Schwung durchgeführten Angriff, der überhaupt kein Hindernis berücksichtigte, zusammen mit den schwachen Kräften, über welche meine Division noch verfügte, den eingeschleusten Feind zurückzuschlagen und ihm die schwersten Verluste zuzufügen. Unter der Führung seines Kommandeurs hat das Kalaraschen-Regiment 2 außergewöhnliche Erfolge davongetragen und damit die Voraussetzungen für die Wiederherstellung einer unbezwingbaren Front im Abschnitt der Division geschaffen.

Ich danke Ihnen für die hervorragende Unterstützung, die Sie der Division gegeben haben, und ich bitte Sie, meinen anerkennenden Dank der Truppe des Kalaraschen-Regiments 2, der Truppe der mitwirkenden Artillerie und besonders dem Kommandeur des Kalaraschen-Regiments 2 auszusprechen.

In dem Erfolg des heutigen Tages sehe ich das verkündete Zeichen der zukünftigen siegreichen Waffenkameradschaft der 8. rumänischen Kavalleriebrigade und der 170. deutschen Infanteriedivision.

Wittke
Generalleutnant"

Nach der Verlesung dieses Briefes und des Tagesbefehls der Brigade werde ich von „Väterchen" angerufen: „Du wirst für ein paar Tage zu der deutschen Division abkommandiert. General Wittke hat ausdrücklich verlangt, daß wir dich und keinen anderen zu ihm schicken müssen. Du meldest dich sofort beim Gefechtsstand der deutschen Division. Mach's gut!"

Ich nehme Abschied vom Rittmeister, überlasse das Kommando des Zuges Wachtmeister Jacob, und in Begleitung von Mazilu mache ich mich auf den Weg zur deutschen 170. Infanteriedivision, selbstverständlich hoch zu Roß.

BEI DEUTSCHEN KAMERADEN

Der Weiler, in dem der Stab der 170. Infanteriedivision untergebracht ist, liegt etwa drei Kilometer westlich von Wesseloje, in der Nähe einer Straßenkreuzung. Die Führungsabteilung der Division hat sich in einem alten, aber sehr geräumigen Haus eingerichtet, das wahrscheinlich einmal einem Gutsbesitzer gehört hat.

Böttcher, dem ich sicher diese Abkommandierung verdanke und der sich zufällig im Hof des Hauses befindet, begrüßt mich herzlich, ist aber ein wenig verwirrt, als er mich vom Pferd absitzen statt aus dem Beiwagen eines Krads aussteigen sieht. Pferde beim Stab der deutschen Division gibt es nicht . . . Glücklicherweise sind die Pferde des Trosses einer deutschen Artillerieabteilung in der Nachbarschaft untergebracht. Mit einer schriftlichen Empfehlung von Böttcher ausgerüstet, bringt Mazilu unsere Pferde dorthin.

Als ich mich bereitmache, ins Haus zu gehen, bemerke ich etwas, das ich vorher übersehen habe. An der Hauswand lehnt ein bildhübsches junges Mädchen, dessen leuchtende und gesunde Schönheit zerbrechlich wirkt, zwischen zwei Feldgendarmen, die sie bewachen. Obwohl die Feldgendarmen im allgemeinen nicht gerade gesprächig sind, gibt mir einer von ihnen auf meine Frage doch die gewünschte Auskunft: „Dieses Mädchen, mag sie auch noch so reizend aussehen, ist eine gut ausgebildete und gefährliche Spionin. Von Wesseloje aus hat sie dem Feind alle unsere Bewegungen und genaue Angaben über die Stärke unserer Truppen gefunkt. Spöttisch lächelnd hat sie alles gestanden . . ."

Jetzt lächelt sie nicht mehr und blickt nachdenklich ins Leere. Sie ist vom Standgericht zum Tode verurteilt worden, und die Hinrichtung wird sich wahrscheinlich nicht lange verzögern. Wir sind ja an der Front, wo Angelegenheiten dieser Art schnell geregelt werden und auch schnell geregelt werden müssen, aber eben solche Situationen sind für mich abscheulich.

Ich bin überzeugt, daß ich nicht im Unrecht bin, denn einer, der im Krieg spioniert, richtet mehr Unheil an, als eine angreifende feindliche Division bringen kann. Und deshalb verdienen Spione standrechtlich erschossen zu werden.

Aber mein ganzes verfluchtes romanisches Temperament gerät wegen dieses jungen Mädchens in Aufruhr, das auf seine Hinrichtung wartet. Die größten Verbrecher sind diejenigen, die ihr einen solchen Auftrag gegeben haben, sicher unter der Versicherung, daß

das Spiel mit dem Funkgerät aus ihr eine Heldin der Komsomolzen machen wird und daß der Auftrag auch nicht so gefährlich ist, weil der deutsche Feind bald über den Dnjepr zurückgeworfen sein wird...

Armes Mädchen! Ich bin nun einmal nicht imstande, Krieg gegen Frauen zu führen, auch wenn sie ihn gegen mich führen. Warum habe ich mich erkundigt, was mit diesem Mädchen los ist?

In dieser Geistesverfassung melde ich mich bei General Wittke. Auf den ersten Blick sehe ich, daß ich einen preußischen Offizier bester Schule vor mir habe. Korpulent und massig, jedoch nicht dick, energische Gesichtszüge, forschender, aber nicht strenger Blick, das EK I des ersten Weltkrieges mit der Kaiserkrone und der dazugehörigen Spange von 1939 an die Brust geheftet, ist General Wittke der einzige in seinem Stab, der Sporen trägt. Er ist überhaupt nicht zurückhaltend und wirkt eher sympathisch. Als erstes spricht er von seiner bewundernden Achtung für unseren Oberst Christea und für die Kalaraschen, von denen er weiß, daß sie Soldaten des Wechseldienstes sind, die mit ihrem eigenen Pferd dienen.

In bezug auf meinen neuen Auftrag sagt er mir, daß ich eine unmittelbare Verbindung zwischen unserer Brigade und seiner Division sichern soll, und deshalb werde ich immer in der Nähe seines Ia, Major Pollek, sein. Er selber führt mich zu dem Major, der mit einem rotblauen Farbstift vor der Landkarte steht, die auf einem großen Tisch ausgelegt ist. Gleichzeitig werde ich auch dem Ic der Division, Major Schmoller, vorgestellt, der sich in demselben Zimmer befindet.

Etwas ungeduldig sieht der General auf die Uhr und sagt, sich zu Pollek wendend: „Sie müßten schon längst hier sein. Weiß der Teufel, wo sie steckengeblieben sind ...“

Ich weiß nicht, wen der General mit diesem „Sie“ gemeint hat, aber gleich danach macht ein Ordonnanzoffizier die Tür weit auf, um drei Deutsche einzuführen, von denen einer eher klein als durchschnittsgroß ist und einen kurz geschnittenen Schnurrbart trägt. Mit erhobenem Arm grüßen alle: „Heil Hitler!“

Schweigend salutiert General Wittke, der immer noch seine Mütze trägt, während Pollek, der ohne Kopfbedeckung ist, mit erhobener Hand grüßt — aber der einzige, der den Gruß genau im selben Wortlaut erwidert, bin ich — zur größten Überraschung des Mannes mit dem Schnurrbart, der kein anderer ist als der schon populär und berühmt gewordene Kommandeur der SS-Leibstandarte,

General Sepp Dietrich. Weniger angenehm überrascht ist Wittke, der fragend auf mich blickt...

Das allgemeine Aussehen von Sepp Dietrich ist äußerst einnehmend. Alles mischt sich bei ihm: das kalte Auge des Adlers, die ziemlich rote und große Nase eines mittelalterlichen Weltenbummlers, der kleine Pfeffer-Salz-Schnurrbart, die tiefen Runzeln eines Kondottiere, am Kinn das Grübchen eines Eroberers, am Hals die Narbe eines Raufboldes, das stattliche Auftreten eines Konsuls der römischen Legionen — aber alles dies, ohne seine bayerische Herkunft zu verwischen. Am Hals, zwischen den schwarzen Kragenspiegeln mit dem silbernen Eichenlaub und dem Stern seines SS-Rangabzeichens, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. An seiner zerknautschten Feldmütze der Totenkopf.

Der Reitergeneral Hans Joachim von Ziethen oder ein Marschall Napoleons, denke ich, haben wahrscheinlich genauso ausgesehen. Sepp Dietrich gehört zu diesen Feldherren, die bei ihren Soldaten gleichzeitig Respekt und Liebe, blinden Gehorsam und unbegrenztes Vertrauen erwecken.

Einer seiner Begleiter ist ein Riese, der wie ein Lastenträger aussieht, ein Typ, den man nie vergessen kann, ein Sturmbannführer, der so ähnlich wie Altvater oder Stiefvater heißt, ein offenherziger und humorvoller Mensch, dessen Augen einen Ausdruck von Gutmütigkeit haben.

Der andere Begleiter von Sepp Dietrich ist ein junger Hauptsturmführer, groß, schlank, hellblond, ein Siegfried mit aristokratischen Zügen, der allem Anschein nach die Funktion des Adjutanten ausübt. Sein Name ist Max Wünsche. Er hält ständig die Karte auf einem Holzbrett in der Hand. Wenn er über die laufenden Operationen zu Wort kommt, merke ich, daß er mit diesem Metier vollkommen vertraut ist. Alle drei begeistern mich sehr, so daß ich mir wenigstens für eine Zeitspanne über das junge Mädchen, das sich an die Wand lehnt und auf seine letzte Stunde wartet, keine Gedanken mehr mache.

Die Gäste und die Gastgeber werden in dem Nebenraum zu Tisch gebeten. Es wird kein Festessen serviert, sondern ein einfaches Eintopfgericht, allerdings sehr schmackhaft und zur allgemeinen Zufriedenheit zubereitet, besonders General Wittke genießt offensichtlich den Inhalt seines Tellers.

Beim Kaffee macht mir Sepp Dietrich, für den die Tatsache, daß ich seinen Gruß als einziger auch mit „Heil Hitler“ erwidert habe,

immer rätselhafter erscheint, ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen. Er stellt mir allerlei Fragen und ist sehr überrascht zu erfahren, daß ich kein Volksdeutscher bin, wie er gedacht hat, sondern ein „waschechter" Rumäne. Noch mehr überrascht ist er, als ich ihm sage, daß ich seit vielen Jahren regelmäßiger Bezieher des „Schwarzen Korps" sei. Er erkundigt sich nach der Herkunft unserer Pferde, interessiert sich für ihre Widerstandsfähigkeit und erweist sich als Kenner auf diesem Gebiet, da er während des Ersten Weltkrieges bei der Feldartillerie und bei der Panzertruppe gedient hat.

Ich habe mir nicht vorgestellt, daß ein Mann der Tat und der schnellen Entscheidung so herzlich und so offen mit jemandem ein Gespräch führen kann, der für ihn immerhin ein Fremder ist. Als er und sein Begleiter von uns Abschied nehmen, denke ich, daß Sepp Dietrich sich an diese Begegnung bald nicht mehr erinnern wird...

Als die drei in den Wagen steigen, der einen „Dietrich" als Kennzeichen trägt, merke ich, daß das Mädchen und die zwei Feldgendarmen nicht mehr im Hof sind. Ist es schon geschehen?

Aufgewühlt von dieser schrecklichen Frage, begleite ich Major Pollek in sein Zimmer, wo er sich gleich, mit dem Farbstift in der Hand, über die ausgestellte Karte beugt. Major Pollek ist ein weitblickender, geistreicher und mit Beredsamkeit ausgestatteter Mensch, der mir von Anfang an Vertrauen und Sympathie geschenkt hat. Deshalb wage ich es, ihm mein Herz auszuschütten, indem ich ihm ganz offen sage, daß mich das Schicksal dieses Mädchens beschäftigt, und ihn frage, ob nicht eine Möglichkeit bestehe, auf seine Erschießung zu verzichten. Verständnisvoll auf mich blikkend, antwortet er mir mit leiser Stimme: „Sie hat uns sehr Böses angetan und hat den Tod vieler unserer und auch Ihrer Soldaten auf dem Gewissen..."

Um das zu unterstreichen, was er eben gesagt hat, fängt die schwere sowjetische Artillerie zu schießen an. Die meisten Granaten zerplatzen bei der Straßenkreuzung, aber auch in der Nähe des Gefechtsstandes. Es ist das erste Mal, daß ich einen Artillerieangriff im Innern eines Hauses erlebe. Anders als im Gelände, wo man sich hinlegt, drücken sich die Angehörigen des Stabes — die Funker, die Ordonnanzen und die Fernmelder — mit dem Rücken an die Wände, wahrscheinlich in der Erwartung, die Decke werde einstürzen. Sie fällt nicht herunter, dafür aber der Verputz, der die

Karte vollständig bedeckt. Der Stab der Division hat keine Toten oder Verwundeten zu beklagen, dafür aber eine Feldbäckerei der rumänischen Gebirgsjäger, die sich ein paar hundert Meter nördlich der Straßenkreuzung befunden hat.

Der Rest des Tages vergeht sehr ruhig, und beim Abendessen strahlt General Wittke vor Zufriedenheit, als man ihm mitteilt, daß tausend Mann Verstärkung für die Division eingetroffen seien. Mit Böttcher bespricht er, wie die Neuangekommenen auf die verschiedenen Einheiten verteilt werden sollen. Gut gelaut und scherzend, mir eine Zigarre anbietend, sagt er zu mir:

„Sie sind also rumänischer Nationalsozialist. Schön, aber heute nacht werden sie zu tun haben, denn allem Anschein nach haben die Russen wieder etwas vor."

Erst gegen 04.00 Uhr morgens klingelt das Telefon, und Rittmeister Radu Ionescu, der Chef des Dritten Büros unserer Brigade*, meldet sich in der Leitung: „Die Sowjets greifen mit mindestens zwei Bataillonen zwischen dem Roschiori-Regiment 4 und dem deutschen Infanterieregiment 389 an und versuchen, hier durchzubrechen, um in Richtung Wesseloje vorzustoßen. Wir haben alle Maßnahmen getroffen, um den Gefechtsstand der Brigade zu verteidigen. Ein Schwadronschef des Roschiori-Regiments 4 ist gefallen."

„Wer?" „Rittmeister Petit, Eugen..."

Es ist so, als habe mich eine Granate direkt in die Brust getroffen. Ich bin wie wahnsinnig. Petit auch!

Im Morgengrauen greift auch die sowjetische Luftwaffe ein, dann folgt ein neuer Angriff der Sowjets, stark am rechten Flügel und in der Mitte der gemeinsamen Gliederung der deutschen 170. Infanteriedivision und der 8. rumänischen Kavalleriebrigade.

Manche Stellungen werden mit der blanken Waffe verteidigt. Major Pollek schlägt dem General Wittke einen planmäßigen Rückzug vor, gestützt auf den östlichen Ortsrand von Wesseloje. Der General ist dafür, und entsprechende Befehle werden auch gegeben,

* Gemäß der französischen Organisation, die für die rumänischen Verbände gültig war, hieß der Ia der Brigade oder der Division „Chef des Stabes", ihm zur Seite stand der Chef des Dritten Büros (Führung der Operationen). Was bei den Deutschen der Ic war, war bei den Rumänen der Chef des Zweiten Büros; der IIa und der IIb waren vereinigt im Ersten Büro, und die Aufgaben des Ib einschließlich Versorgung, Waffen, Munition etc. wurden bei den Rumänen vom Chef des Vierten Büros wahrgenommen. Im allgemeinen entsprach die Quartiermeisterabteilung der rumänischen Verbände der deutschen Organisation.

aber in diesem Augenblick stoppt ein Wagen vor dem Gefechtsstand. Ihm entsteigt unser großer Patron, der neue Oberbefehlshaber der 11. Armee, Generaloberst von Manstein, ziemlich groß, eher schlank, Adlernase; sein rötliches Gesicht bringt die ganz grauen Haare noch mehr in Erscheinung.

Er trägt die schirmlose Feldmütze der Landser, was bei einem Oberkommandierenden General nicht gerade üblich ist. Auf den ersten Blick scheint Manstein sehr steif zu sein, und seine Adlernase unterstreicht noch seine kühle Zurückhaltung. Wittke aber fühlt sich sehr wohl mit ihm, ist gesprächig und freundlich. Man spürt, daß es sich um zwei alte Kameraden handelt; denn, wenn das nicht der Fall wäre, wer könnte es sich erlauben, mit von Manstein so gelassen umzuspringen?

Für andere Kommandeure mag der neue Oberbefehlshaber eine Sphinx sein, für Wittke stellt er kein Rätsel dar, und deshalb schildert dieser ihm die Lage, ohne etwas zu beschönigen oder zu verschleiern. Er wagt es sogar, ihm meine bescheidene Person vorzustellen. Das Auge von Mansteins blickt auf mich, als ob er dichten Nebel zerstreuen möchte. Und doch, er wird es später beweisen, daß er diese Begegnung nicht vergessen hat.

Manstein, der erstaunlicherweise von keinem Offizier seines Stabes begleitet, sondern nur von zwei Kradschützen im Gefolge erschienen ist, hört sich alles an, was ihm Wittke zu sagen hat, ohne diesen zu unterbrechen und ohne daß in seinem Gesicht das geringste Zeichen von Billigung oder Mißbilligung zu lesen ist. Dann strafft sich seine Figur, und er gibt uns seinen Entschluß bekannt: „Wir fahren gleich nach Wesseloje, um zu sehen, was dort los ist. Der Rumäne soll mitkommen!“

Das ist ein sehr mutiger Entschluß für einen so hochgestellten General, sich nach vorne zu begeben, wo der Kampf in Ungewißheit tobt und die ganze Ortschaft unter dem Beschuß der sowjetischen Artillerie steht.

Als wir beim Gefechtsstand der 8. rumänischen Kavalleriebrigade ankommen, der sich in einem größeren Schulgebäude befindet, ist die Ortschaft Elisabetowka bereits wieder von den Sowjets besetzt, und ihre Infanterie ist jetzt nicht viel mehr als zwei Kilometer von dem Gefechtsstand der Brigade entfernt. Alle Versuche des Feindes, dem Ortsrand von Wesseloje näher zu kommen, werden von unseren Reitern abgewehrt, zwischen den jetzigen Stellungen der Brigade und der Infanterie der deutschen 170. Division ist jedoch eine Lücke von drei Kilometern entstanden, die gefährlich werden kann.

Für die Verteidigung des Gefechtsstandes hat die Brigade eingesetzt, was noch verfügbar ist: die Flakkompanie, verstärkt durch vierzehn Gendarmen, denn so viele sind von diesen noch geblieben. Beherrscht, seelenruhig und ohne etwas dramatisch darzustellen, schildert Oberst Danescu die Lage, was von mir Satz für Satz ins Deutsche übertragen wird. Einen Augenblick habe ich den Eindruck, daß Manstein von der Darstellung des rumänischen Obersten gerührt ist, auf jeden Fall zeigt er sich diesem gegenüber sehr höflich und zuvorkommend. Er sagt dem Oberst, daß Wesseloje gehalten werden müsse und daß der Gefechtsstand der Brigade dort bleiben solle, wo er sich zur Zeit befinde. Für die Beseitigung der entstandenen Lücke werde eine deutsche Einheit eingesetzt. Dann spricht er Oberst Danescu seinen anerkennenden Dank für die Haltung der Brigade aus, was auch General Wittke tut, in einer noch herzlicheren Form.

Wir treten die Rückfahrt unter der Begleitmusik von einem Dutzend sowjetischen Granateinschlägen an, die Manstein vollkommen gleichgültig lassen.

Die Lage ist allerdings ernst, und als wir wieder bei der deutschen Division sind, führt mich ein Gefühl der Ungewißheit zu den Pferden, um dort etwas mehr Optimismus zu finden. Den Pferden geht es gut, und Dac begrüßt mich wie gewöhnlich, sein Maul an meinem Gesicht reibend. Mazilu, der linkisch schlenkert, scheint etwas auf dem Herzen zu haben. Ich kenne ihn zu gut, um das nicht zu merken, und fordere ihn deshalb auf: „Schieß los, Mazilu. Was ist geschehen?“

„Herr Oberleutnant, ich weiß, daß Rittmeister Petit Ihr Freund gewesen ist. Ich habe eben mit Verwundeten von seiner Schwadron gesprochen. Sie haben mir alles erzählt, was bei Elisabetowka geschehen ist . . .“ So erfahre ich von Mazilu, was ich während unseres kurzen Besuches bei der Brigade nicht erfahren konnte. Nachdem sie uns abgelöst hatten, verschanzte sich Petit mit seiner Schwadron am östlichen Ausgang von Elisabetowka rechts und links der Straße. Zwei Nächte lang hintereinander blieb der Rittmeister bei seinen Vorposten und zu Anfang der dritten Nacht ebenfalls, aber weil alles ganz still war, ließ er — kurz nach Mitternacht — einen Leutnant an seiner Stelle und begab sich in das erste Haus am Ortsrand, wo er Quartier bezogen hatte und wo sich auch sein

Schwadronstrupp befand. Petit wollte sich gründlich waschen und dann wieder zu seinen Leuten zurückkehren. Sein Bursche nutzte die Gelegenheit, um seine Uniform in Ordnung zu bringen. Während er darauf wartete, setzte sich Petit im Pyjama hin, aber gleich danach erfolgte der Überraschungsangriff der Sowjets auf Elisabetowka ohne Artillerievorbereitung.

Ohne eine Sekunde zu zögern, ging Petit in den Nebenraum, nahm das lMG des Schwadronstrupps an sich und eilte, so wie er war, im Pyjama zu der vordersten Linie, wo er gleich zu schießen begann. Sein Bursche lief ihm nach, um ihm den Mantel zu bringen, ist aber unterwegs gefallen. Petit schoß Garbe auf Garbe. Wegen seines hellgrünen Pyjamas wurde er für die Russen ein bevorzugtes Ziel. Den Tod herausfordernd, sprang er nach vorne, eine Kugel traf ihn an der Brust, und sein schöner Pyjama wurde von Blut befleckt.

Petit konnte das nicht ertragen und versuchte, den Blutfleck mit der Hand wegzuwischen. Dann trafen ihn mehrere Kugeln. Er stürzte zu Boden, war aber noch nicht tot. Man brachte ihn wieder ins Haus. Bei vollem Bewußtsein verlangte er eine Zigarette, um mit dieser im Mundwinkel und immer noch im Pyjama zu sterben. So ging das irdische Abenteuer des eleganten Rittmeisters Eugen Petit zu Ende . . .

Erschüttert melde ich mich bei Major Pollek, dem ich erzähle, was ich von Mazilu erfahren habe. Pollek unterrichtet General Wittke über das Geschehnis und informiert ihn zusätzlich, daß Petit ein alter Freund von mir gewesen ist, was den General veranlaßt, mir in aller Form zu kondolieren. Eine Geste, die mich tief gerührt hat*.

Die Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober 1941 ist für Weseloje die Hölle. Es sieht so aus, als ob die Sowjets das Feuer ihrer

* Auf Befehl von Marschall Antonescu wurde die Leiche des Rittmeisters Petit, der „post mortem“ mit dem Orden „Michael der Tapfere“ ausgezeichnet wurde, nach Bukarest überführt und auf dem Militärfriedhof Ghencea beigesetzt. Eine Schwadron des Gardereiterregiments, mit Standarte und Fanfare, erwies ihm die letzte Ehre. Daß Tausende von Bukarestern sich bei seinem Begräbnis einfanden, war zu erwarten, da er sehr bekannt war und in allen Kreisen der Gesellschaft über Sympathie verfügte. Außergewöhnlich war aber das Auftauchen von zwei reizenden jungen „Witwen“ in tiefer Trauer, von deren Existenz nicht nur die Trauergäste, sondern auch die beiden gegenseitig nichts wußten. Doch Rittmeister Petit hatte niemals geheiratet. Das war sein allerletzter Streich.

gesamten Artillerie auf diese Ortschaft konzentriert haben. Die zahlreichen Brände, die durch Brandgranaten entstanden sind, beleuchten ganze Ortsteile, und die Einschläge folgen serienweise.

Genau um 06.00 Uhr morgens zerplatzt eine schwere Sprenggranate direkt im Gefechtsstand der 8. rumänischen Kavalleriebrigade. Hauptmann Petre Datcu, der Ic, und der Wachtmeister Balica werden auf der Stelle getötet. Der Kommandeur der Brigade, Oberst Ion Danescu, der schwer verwundet ist, stirbt eine Viertelstunde später. Oberstleutnant Romeo Zaharia, dem Chef des Stabes (Ia), wird die linke Hand weggerissen. Ganz ruhig nimmt er mit der Rechten die Armbanduhr ab und wendet sich zu den übrigen zwei Offizieren, die unverletzt geblieben sind: „Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren, weil ich Sie verlassen muß, da für mich allem Anschein nach der Krieg eben zu Ende gegangen ist*.“

Alle Fernsprechleitungen sowie die Vermittlungsstelle der Brigade sind zerstört. Eine Zeitlang besteht keine Verbindung mehr zwischen dem Gefechtsstand der Brigade und den kämpfenden Einheiten. Die Brigade hat ihre ganze Führungsabteilung verloren. Jemand muß die Initiative ergreifen. Das ist Rittmeister Radu Ionescu, der von nun an für fast drei Stunden praktisch die ganze Brigade führen wird.

Durch die einzige Telefonleitung, die ziemlich rasch hergestellt werden kann, meldet er direkt der Armee die Lage, verständigt den rangältesten Offizier, Oberst Hercule Fortunescu, Kommandeur des Kalaraschen-Regiments 3, wonach dieser das Kommando der Brigade übernehmen soll, installiert den Gefechtsstand an einer anderen Stelle und schickt Rittmeister Vladoianu zu der 170. Infanteriedivision, um General Wittke über die neue Situation zu informieren.

Über alles, was uns Vladoianu sagt, bin ich sehr erschüttert, an erster Stelle über den Tod des Obersten Danescu. Auch General Wittke scheint davon sehr betroffen zu sein. Nachdem er sich mit Pollek beraten hat, befiehlt er eine Absetzbewegung, hauptsächlich der rechten Flanke der Brigade, für welche die Gefahr besteht, auch von hinten angegriffen zu werden. Dann läßt er durch meine Vermittlung Vladoianu sagen:

* Oberst Romeo Zaharia war der letzte Adjutant von Marschall Antonescu, ein Mensch von großer Hochherzigkeit, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, hervorragend im Sattel und hervorragend als Generalstabsoffizier. Er starb im kommunistischen Gefängnis.

„Die Brigade hat sich tapfer geschlagen. Sie hat die Stellung gehalten. Ich bin sicher, daß sie imstande sein wird, die neuen Stellungen noch weitere vierundzwanzig Stunden halten zu können, nach Ablauf dieser Zeit wird sich die Lage vollkommen ändern ..."

Es geschieht genau, wie er gesagt hat: Die Zurückziehung der Handpferde, immerhin fast viertausend mit denen der reitenden Artillerie, die Zurückziehung der Trosse und die befohlene Absetzung auf eine neue Kampflinie werden planmäßig und ohne weitere Verluste durchgeführt. Die Stellungen werden gehalten ...

Das Morgengrauen des 2. Oktober bringt die Wende, die von Wittke angedeutet worden war. Die Leibstandarte SS „Adolf Hitler" tritt zum Gegenangriff an. Zusammen mit Böttcher werde ich Zeuge eines erstaunlichen Spektakels, das alles, was man sich von einer solchen Elitetruppe vorstellen kann, bei weitem übertrifft.

Wir sehen zuerst die prächtigen Panzergrenadiere des Sturmbannführers Kurt Meyer, genannt der „schnelle Meyer"*, aus ihren Wagen steigen, um die Ausgangsstellung zu erreichen. Jeder einzelne dieser Soldaten macht einen unvergeßlichen Eindruck, als ob er die Perfektion des Soldatischen sei. Diese Truppe ist einmalig.

An der Spitze der Sturmgeschütze, die einen Durchbruch erzielen wollen, glaube ich denselben Hauptsturmführer Max Wünsche zu sehen, aber sicher bin ich nicht, denn ziemlich viele SS-Führer sehen ihm ähnlich.

Jetzt greifen die Panzergrenadiere an, und ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Art und Weise, wie sie Sprünge und Feuerschutz miteinander koordinieren, oder den außergewöhnlichen Mut, mit dem sie im ungeheuren feindlichen Feuer vorrücken, wie auf einem Exerzierplatz. Fast im Gleichschritt vorstoßend, stürzen sie sich auf die Russen, zerschmettern sie, werfen sie zurück.

Sie vernichten alle Widerstandsnester, eines nach dem anderen. Unglaublich! Die Leibstandarte hat es blitzartig geschafft. Der Feind ist vernichtend geschlagen. Die Lücke von drei Kilometern ist wieder geschlossen.

Nach dieser einmaligen Leistung, der gleich darauf der allgemeine Angriff der 11. deutschen und der 3. rumänischen Armee folgt, treten Teile der Leibstandarte den Marsch in Richtung Perekop an, wo sie genauso großartig an der Erzwingung des Zugangs zur Landenge über den Tatarengraben maßgeblich beteiligt sind.

* Mit dem legendären „Panzermeyer" identisch.

Mit der Zurückdrängung des Feindes und seiner Verfolgung hört die Unterstellung unserer Brigade unter das Kommando der 170. Infanteriedivision auf und damit auch meine Abkommandierung zum Divisionskommando. Als ich mich reihum melde, um Abschied zu nehmen, finden General Wittke, Major Pollek, Major Schmoller und Böttcher sehr freundliche Worte und wünschen mir alle „Hals- und Beinbruch".

Auf der Suche nach meinem Regiment reite ich, gefolgt von Mazilu, in südöstlicher Richtung. So leicht ist es nicht, das Regiment zu finden, weil alles in Bewegung ist. Glücklicherweise sind unsere Pferde in guter Form, so daß wir diese „Verfolgung" in beschleunigtem Tempo durchführen können. Ein Verbindungsoffizier der 3. rumänischen Armee, dem wir unterwegs begegnen, gibt uns sogar den Namen einer Ortschaft an, wo wir mit absoluter Sicherheit Teile unserer Brigade finden werden, Elisabethtal, fügt aber dem Namen noch eine Nummer hinzu.

Eben das ist die Frage. Was für eine Nummer? Denn in der Gegend gibt es nicht weniger als dreiundvierzig Ortschaften, die darauf bestehen, diesen Namen zu tragen. Zwar hat man sie numeriert, aber auch das macht das Lesen der Karte nicht leichter.

Mehr als Zufall als infolge angewandter Aufklärungsarbeit kommen wir nach Elisabethtal Nr. 36 und treffen ins Schwarze, denn hier finden wir die Quartiermeisterabteilung unserer Brigade, bei der wir genauere Auskunft über den Verbleib des Regiments bekommen. Einstweilen werden wir aber hier ausgiebig rasten, um so mehr, da ich mit dem Brigadeintendanten, Major Popescu, in guter Beziehung stehe. Wir finden ihn sehr rasch, weil er vor dem Hause steht, in dem er und seine Leute Quartier bezogen haben.

Mit Stahlhelm, gut geschnittenem Mantel und Sporen, frisch rasiert und Lederhandschuhe tragend, sieht er überhaupt nicht so aus wie die meisten Verwaltungsoffiziere, die übrigens in anderen Armeen außer der Waffen-SS nicht dieselben Rangabzeichen wie die Offiziere tragen. In der rumänischen Armee werden sie zwar offiziell als „Nichtkombattanten" bezeichnet, sonst aber sind sie Offiziere wie jeder andere, und eben das will Popescu dokumentieren mit seiner tadellosen Uniform und mit seinem kriegerischen Auftreten.

Popescu, der viel Wert darauf legt, sich gegenüber den Frontoffizieren zuvorkommend zu zeigen, macht es sich zur Ehrensache, mich auf einen feuchten Imbiß einzuladen. Während er eine Flasche

„Favereau" öffnet, einen Kognak, der den Namen eines Dichters trägt, der Ende des 16. Jahrhunderts direkt an der Quelle dieses wunderbaren Getränkes geboren ist, also in Cognac, sehe ich mich in dem Wohnraum um. Es ist erstaunlich, wie die Leute des Verwaltungsdienstes passende und komfortable Quartiere zu finden wissen. Kleiderkasten mit Spiegel, ein prächtiges Familienbett, Wandteppich, Sofa, ein Lehnstuhl . . . alles ist da und gibt dem Zimmer den Anstrich vergangener, friedlicher Zeiten, als die Großmutter noch ein junges Mädchen gewesen ist. So ein Milieu ist geeignet, alle Kalamitäten zu vergessen, die der Krieg mit sich bringt.

Aber eben deshalb haben diejenigen, die diesen Komfort genießen und nicht Tag und Nacht im Dreck sitzen, auch Zeit, zu meditieren und die Sendungen des britischen Rundfunks zu hören, was ich auch bei unserem Verwaltungsmajor vermute. Seine Aufmerksamkeit gegenüber meiner Person ist beachtlich, der Intendant ist liebenswürdig, aber seine Moral scheint auf dem Nullpunkt angelangt zu sein. Aus Höflichkeit, aber auch aus Interesse, weil ich eine Flasche „Favereau" und noch etwas dazu von ihm haben möchte, muß ich mir alles anhören, was er mir vorträgt:

„Mein lieber Freund, da sitzen wir schön in der Tunke. Wir rükken vor, wir rücken vor, wir sind schon zu weit vorgerückt, und niemand kann sagen, bis wohin wir vorrücken werden. Sagen Sie mir, wozu dieses Vorrücken nützt, wenn die Russen die Möglichkeit haben, sich dauernd zurückzuziehen, und über ungeheuere Reserven an Menschen verfügen?

Bereits jetzt haben wir Schwierigkeiten mit dem Nachschub. Wenn man den Zustand des Straßennetzes in Betracht zieht, kann auch eine perfekte Organisation und die vorzügliche Motorisierung der Deutschen auf die Dauer den Nachschub nicht sichern. Wir stehen jetzt auch mit Amerika im Krieg . . . Über den Persischen Golf werden die Russen mit allem, was sie brauchen, versorgt. Das alles werden wir eines Tages zu spüren bekommen. Trinken wir dieses Glas auf einen für uns günstigen Ausgang des Krieges, aber ich bin sehr skeptisch . . ."

Ich versuche seinen Pessimismus zu zerstreuen, indem ich ihm sage, daß die Panzergruppe von Kleist bereits im Rücken der 9. und der 18. sowjetischen Armee steht, daß diese beiden Armeen ihrer Vernichtung entgegengehen und daß diese gewonnene Schlacht die Tür zur Krim öffnen wird. Wenn die Deutschen auch Sewastopol einnehmen werden, dann verfügen die Russen über keinen einzigen Kriegshafen im Schwarzen Meer, und ihre Flotte wird sich entweder selbst versenken oder bei den Türken Zuflucht suchen.

„Ja, ja, ich weiß, aber trotzdem bin ich skeptisch. Wir werden unsere Knochen hierlassen . . ."

Wie zur Bestätigung dieser Worte, läßt uns das plötzliche Geknatter von Gewehren, die Explosion von Handgranaten, das Gebell von Maschinengewehren aufspringen. Man hat den Eindruck, als ob sich ein Gefecht im Hof des Hauses abspielt. Noch ein Schluck direkt aus der Flasche, aber Popescu ist bereits draußen. Alle laufen durcheinander. Rittmeister Negritzescu, der die Funktion des Ib der Brigade ausübt, gibt sich Mühe, alles, was sich hin und her bewegt, zu gruppieren. Es gelingt ihm auch, eine seltsame Mischung zu basteln: Schreiber, Fouriere, Fernmelder, Kraftfahrer, Troßleute, Gendarmen und noch ein paar drollige Typen, mit welchen die Quartiermeisterabteilung der Brigade versehen ist und die es sich nicht haben träumen lassen, daß sie eines Tages selbst zum Kampfeinsatz kommen werden.

Was mich anbetrifft, ich mische mich nicht ein, getreu dem Rat, den unser Oberst, das „Väterchen", mir nach dem Einsatz bei Hotin gegeben hat: „Emilian, wenn du den imperativen Befehl, dich zu schlagen, bekommst, dann tue es. Wie es dir paßt: wie ein Verrückter, als Waghalsiger, mit Tapferkeit oder mit Ahnungslosigkeit. Spielt keine Rolle! Bloß, wenn das nicht deine Sache ist, laß es bleiben . . . Laß es diejenigen tun, deren Sache es ist. Wenn du dich einmischt, dann wirst du dein Leben für nichts verlieren. Höre gut zu, was ich dir sage: es gibt für dein Glück keinen Anlaß, dich zu begleiten, wenn es sich um etwas handelt, das dich nichts angeht . . ."

Eine unleugbare Logik! Nur weil ich die damalige Warnung des Obersten Christea mehrmals berücksichtigt habe, bin ich noch am Leben. Es ist absolut zutreffend.

Alles dies hindert mich nicht daran, im Laufschritt hinzuzueilen, um festzustellen, um was es sich eigentlich handelt. Da sehe ich: Am nördlichen Ortsrand greift ein Haufen von sowjetischen Soldaten in verwirrender Form an. Das ist kein üblicher Angriff, sondern der Drang von „Desperados", sich einen Weg zu schaffen. Ein Teil der Angreifer hat sich zu einer Schützenkette entfaltet, andere wollen den Durchbruch hoch zu Roß versuchen, als Vorhut einer Anzahl von Gespannen. Wohin will dieser Haufen? Wahrscheinlich zum Meer, wo sie hoffen, von Schiffen an Bord genommen zu werden.

Daß sie ausgerechnet hier, bei Elisabethtal Nr. 36, aus der Einschließung herausbrechen wollen, beweist, daß ihr Chef oder Anführer über das Kräfteverhältnis ziemlich gut informiert sein muß, denn wie könnte die Quartiermeisterabteilung einer Brigade einen solchen Sturm abwehren? Sie haben richtig getippt.

Auf beiden Seiten das gleiche Durcheinander und das gleiche ungenaue Schießen. Es ist lächerlich! Ein richtiger Pechvogel muß derjenige sein, der in diesem wüsten Durcheinander sein Leben läßt. Hinter mir jammert der Verwaltungsmajor Popescu: „Ich habe es Ihnen gesagt! . . . Jetzt sehen Sie es selbst . . .“

„Was soll ich sehen? Daß sie Panjewagen an Stelle von Panzern verwenden?“

Gewiß, dieser Popescu ist kein Feigling, aber er ist von seinem Pessimismus wie besessen. Mit Hilfe von allem, was er nur sammeln konnte, schiebt ein junger Artillerieleutnant auf der Hauptstraße eine schwere 150-mm-Haubitze, deren Zugmaschine eine Panne gehabt hat und in der Ortschaft steckengeblieben ist. Ich sehe, wie er sich niederbeugt, das linke Auge schließt und mit dem rechten direkt durch das Rohr visiert. Er hat das Visier auf die kürzeste Schußentfernung, also unter Null, eingestellt. Er feuert selber den ersten Schuß. Die Haubitze macht einen Sprung. Die Explosion betäubt mich, da ich ganz in der Nähe bin. Der erste und auch der einzige Schuß schlägt mitten in ein Gespann. Arme Pferde! Sie werden in die Luft geschleudert, um gleich darauf mit verzweifeltem Wiehern zu Boden zu fallen. Die Initiative des Artillerieleutnants und sein erstaunlicher Schuß mit den einschüchternden Folgen hat die Entscheidung gebracht. Die Russen stellen das Feuer ein, werfen sekundenschnell ihre Waffen weg und heben die Arme hoch.

Der Gendarmerieleutnant Dumitrescu beschäftigt sich jetzt damit, die Gefangenen mehr oder weniger ins Glied zu stellen. Es sind fast dreihundert, die wahrscheinlich auf Anregung eines fanatischen politischen Kommissars in dieser eigenartigen Truppe zusammengefaßt worden sind, um den Durchbruchsversuch zu unternehmen.

Komisch an der ganzen Geschichte ist die Tatsache, daß bei den Russen das Durcheinander noch bunter ist. In den Reihen der Gefangenen sind alle Waffengattungen vertreten: Infanteristen, Kavalleristen, Kanoniere, Bodenpersonal der Luftwaffe, einige Matrosen und „Sapjors“, also Pioniere, Soldaten aller Jahrgänge, aller Volksstämme und beinahe aller Rassen. In ihren Wagen befindet sich Munition in Hülle und Fülle, aber auch Proviant. Was für ein Proviant? Rundförmiger, gesalzener Feldzwieback, den man nur mit dem Hammer in Stücke bekommen und mit einem Liter Wasser verzehren kann. Dann ganze Säcke mit Sonnenblumensamen, die auch, wie immer, in den Taschen der Gefangenen zu finden sind, was unsere Soldaten veranlaßt, diese Kostbarkeit „Stalinschokolade“ zu nennen.

Mazilu ruft mich. Was das Schnüffeln in den Wagen anbetrifft, hat er sich von Raitscha anstecken lassen. In mehreren Wagen hat er eine Menge Musikinstrumente entdeckt: Trompeten, Posaunen, Saxophone, Querpfeifen, Klarinetten und Trommeln, darunter zwei große, Musikinstrumente, mit denen man mehrere Wanderzirkusse ausstatten könnte. Seltsame Idee, mit der Fanfare die Flucht zu ergreifen!

Als es den Gendarmen gelungen ist, die Gefangenen mehr oder weniger in Reih und Glied zu stellen, taucht der Rittmeister Vladoianu auf, der die Funktion des Ic übernommen hat; in seiner Begleitung ein russisch sprechender Fähnrich bessarabischer Abstammung.

Vom Meer kommt ein eisiger Wind, ab und zu fallen Schneeflocken. Der Herbst ist sehr kurz am Asowschen Meer, und der Winter kommt sehr bald. Es ist kalt, und die meisten Gefangenen stehen zusammengekauert, während Vladoianu und sein Begleiter ihre Front abschreiten.

Vladoianu, der schon für seine Strenge bekannt gewesen ist, als er noch die Offiziersschule besuchte, scheint nun noch strikter denn je. Während er jeden einzelnen mit kritischem Blick prüft, beobachte ich das Treiben eines kleinen Mannes, der sich geduldig und unauffällig aus der ersten in die dritte Reihe eingeschlichen hat. Der Mann, der sich jetzt hinter zwei asiatischen Kavalleristen versteckt, ist ohne Kopfbedeckung und ohne Mantel, und sein kupferrotes Haar wird vom Wind zerzaust. Die roten Kragenspiegel seiner Bluse sind mit zusätzlichen emaillierten Rangabzeichen versehen. Er ist der einzige von dem ganzen Haufen, der blaue Hosen mit roten Biesen trägt, wie sie die meisten sowjetischen Offiziere auch im Feld zu tragen pflegen. Trotz dieser Besonderheiten seiner Uniform wirkt der Mann eher komisch, weil er der kleinste unter allen ist und eine große, spitze Nase hat, die aus seinem mageren, knochigen, geröteten Gesicht hervorspringt. Was könnte der Kerl sein, ein Stabsoffizier oder politischer Kommissar einer größeren Einheit?

Schließlich hat Vladoianu auch dieses bizarre Individuum entdeckt. Triumphierend fordert er ihn durch die Vermittlung des Dolmetschers auf: „Du dort, der du dich hinter den zwei ‚Chinesen' versteckst, tritt sofort heraus . . ."

Der kleine Mann weiß genau, daß der Rittmeister ihn gemeint hat, stellt sich aber dumm, blickt nach links, nach rechts, und als der Dolmetscher die Aufforderung wiederholt, schlägt er sich mit der Hand auf die Brust, so als ob er sagen möchte: Mich meinen Sie?

Schließlich gibt er auf, tritt aus der Reihe und stellt sich vor den Rittmeister, ziemlich linkisch, vor Kälte zitternd und mit sehr erschreckter Miene. Sein Haar ist noch struppiger geworden, und da er abgesondert und allein vor der Front seiner Kameraden steht, kommt alles, was an ihm komisch ist, noch besser zum Vorschein.

Mit seinem fachmännischen scharfen Blick prüft Vladoianu die blauen Hosen, die Kragenspiegel mit den sonderbaren emaillierten Abzeichen, das zerzauste rötliche Haar und donnert mit seiner Stimme: „Also, das ist er, der Politruk, dem wir das ganze Theater zu verdanken haben."

Der Dolmetscher braucht ihm den Satz nicht mehr zu übersetzen, denn die Verwendung des Wortes „Politruk" gibt ihm zu verstehen, für wen er gehalten wird und mit was er zu rechnen hat. Er bebt am ganzen Körper. Seine Antwort ist flehend: „Ich bin kein Politruk, Eure Herrlichkeit, ich bin es nicht . . ."

Über die Tragikomik der Lage amüsiert, erwidert der Rittmeister, jedoch nicht mehr so donnernd wie vorher: „Du bist es, lüge nicht, und ich werde dir noch mehr sagen: du bist ein jüdischer Politruk."

„Ich, Jude? Niemals. Kein Mitglied meiner Familie war mit Juden nicht einmal verschwägert . . ."

„Was du alles sagst. Dann beweise es . . ."

Der kleine Mann denkt zuerst an einen ganz bestimmten Beweis, macht sogar eine einleitende Geste, aber als er auf seine Kameraden zurückschaut und nach vorne auf die rumänischen Soldaten und die schaulustige weibliche Zivilbevölkerung, verzichtet er auf sein Vorhaben. Wie durch eine Erleuchtung ermutigt, läßt er, mit der Hand durch seine Haare fahrend, dem Rittmeister durch den Dolmetscher sagen: „Eure Herrlichkeit, mit Eurer Erlaubnis werde ich das christliche Glaubensbekenntnis aufsagen."

Sichtbar überrascht und auch im Bewußtsein, daß er selber nicht imstande sei, das Glaubensbekenntnis vorzutragen, nickt Rittmeister Vladoianu genehmigend mit dem Kopf. In Habtachtstellung, die Handflächen an die Biesen der Hose drückend, die Augenbrauen zusammenziehend, als ob er verschwommene Dinge in Erinnerung zu bringen versucht, fängt er an, mit ruhiger Stimme und ohne jedes Schwanken: *„Kearjiu wo edinago Boga . . ."* (Ich glaube an Gott . . .)

Alles blickt auf ihn, da die meisten seiner Kameraden zum ersten Mal in ihrem Leben etwas Derartiges hören, noch dazu in Altkirchenslawisch vorgetragen. Stillschweigend und erstaunt hören alle zu. Mancher Satz wird von Kanonendonner begleitet, der aus der östlichen Weite bis hierher dringt. *„Tschjajo Voskressenje mertvejcha . . ."* (und an die Auferstehung von den Toten . . .)

Als der Russe *„Amin"* (Amen) sagt, bekreuzigen sich der Verwaltungsmajor, der in seiner Garnisonsstadt regelmäßig die Sonntagsmesse besucht hat, und zwei Gendarmen von der Eskorte. Unser Ic ist zufrieden, lächelt wohlwollend dem kleinen Mann zu und klopft ihm freundlich auf die Schulter. Der „Politruk" bekommt einen Mantel, und es gibt frisches Brot und Zigaretten für alle Gefangenen. Aus der Ferne ist dauernd das Donnern der Kanonen zu hören, aber die Russen, die wir hier haben, essen und rauchen, ohne sich darum zu kümmern.

Vladoianu spaziert durch ihre Reihen und trifft wieder auf den kleinen Mann mit den blauen Hosen, der sich vor ihm tief verbeugt. „Laß da! Sag mir lieber, was du eigentlich bist?"

„Ich bin Divisionskapellmeister, Eure Herrlichkeit, und in meiner Jugend war ich Ministrant der Kathedrale von Samara . . ."

Vladoianu lacht schallend, andere auch, nur Popescu bleibt ernst, bringt jedoch eine Mütze für den Kapellmeister, der bald darauf mit allen anderen den Marsch zur Sammelstelle in Melitopol antreten wird.

Mit Mazilu mache ich mich nun endlich auf den Weg und finde das Regiment erst nach einem Ritt von weiteren fünfundzwanzig Kilometern, bei Nacht und teilweise bei Schneefall. Unterwegs kreuzen wir unendliche Kolonnen sowjetischer Gefangener und stoßen überall auf Mengen zurückgelassenen Kriegsmaterials.

Beim Gefechtsstand des Regiments geht die Meldung ein, daß Rittmeister Eugen Ioan an der Spitze der 3. Schwadron, die mit einem MG- und einem Pak-Zug verstärkt ist, nach einem Blitzritt von einhundertachtzig Kilometern in achtundvierzig Stunden mit

einer deutschen Panzerspitze der Panzergruppe von Kleist bei Berestewoje Verbindung aufgenommen habe.

Das ist ebenfalls eine einmalige Leistung, die in die Geschichte der Zweier Kalaraschen eingehen wird und über welche sich unser „Väterchen" strahlend freut.

Zwei Tage später können wir im Rundfunk hören, daß die Schlacht am Asowschen Meer mit der totalen Vernichtung der 9. und der 18. sowjetischen Armee beendet worden ist: fünfundsechzigtausend sowjetische Soldaten sind gefangengenommen worden, einhundertfünfundzwanzig Panzer und mehr als fünfhundert Geschütze erobert. Nicht gefangengenommen, sondern im Kampf gefallen, ist General Smirnov, Armeebefehlshaber, ein Oberkommandierender, über den man voller Achtung sagt, daß er den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden hat.

Anders als bei der Schlacht von Uman, wissen wir diesmal ganz genau, daß wir an der Schlacht am Asowschen Meer beteiligt gewesen sind und vielleicht auch etwas geleistet haben.

VORSTOSS AUF DIE KRIM

Nach dem Sieg am Asowschen Meer erhält die Hälfte der 3. rumänischen Armee, nämlich die 5. und 6. Kavalleriebrigade sowie die 2. Gebirgsbrigade die Aufgabe, die Küste zu sichern. Die andere Hälfte bleibt weiter der 11. deutschen Armee unterstellt und wird gemeinsam mit den sechs deutschen Infanteriedivisionen, über welche von Manstein verfügt, zur Eroberung der Krim eingesetzt. Zu dieser zweiten Hälfte, die nun im Verband des rumänischen Gebirgskorps steht, dessen Kommandierender General Gheorghe Avramescu ist, gehören die 1. und die 4. Gebirgsbrigade, unsere 8. Kavalleriebrigade und das Detachement Korne, eine Kampfgruppe, die bereits von sich reden gemacht hat. Der Kommandeur dieses Detachements ist eine umstrittene, jedoch starke Persönlichkeit, die ihre eigenen Vorstellungen hat, wie man den Kampf führen müsse.

Radu Korne, Sohn eines berühmten Rechtsanwalts, hatte sich schon während des Ersten Weltkrieges als junger Leutnant bewährt und eine normale Offizierslaufbahn hinter sich, nämlich bis zu seiner

Beförderung zum Oberstleutnant, die ihn gleichzeitig zum Chef einer Abteilung des besonderen Nachrichtendienstes SSI machte, der unter der Diktatur von Carol II. geschaffen wurde und dessen Aktivität sich auch im politischen Bereich ausdehnte. Nachdem der König zur Abdankung gezwungen worden war, schob Antonescu alle Offiziere, die diesem SSI angehört hatten, auf das tote Gleis.

Ohne Verwendung geblieben, wurde Oberst Radu Korne zu Anfang des Krieges dem Kavalleriekorps zugeteilt, wo er mit drei oder vier anderen Stabsoffizieren zu einer Art „Führerreserve" gehörte. Korne bekam ein Kommando erst, nachdem der Dnjestr überschritten worden war. Man stellte ihn an die Spitze einer vollmotorisierten Formation, deren Kern und Masse das motorisierte Roschiori-Regiment 6 war und die zeitweilig mit leichten Panzerspähwagen- und Pak-Schwadronen verstärkt wurde.

Während die berittenen Einheiten der Kavallerie die Verfolgung in der Breite und „im Gelände" aufnahmen, stieß das Detachement Korne auf befahrbaren Straßen vor. Bald wurde das Detachement berühmt durch die Tatsache, daß ihr Chef seinen Untergebenen eine Disziplin nach dem Muster der Waffen-SS vorschrieb. Korne war von musterhafter Härte, aber er schonte sich selbst auch nicht. Wenn ein befohlener Angriff nicht beißend genug war, dann tauchte Korne auf einmal in der Schützenkette auf und feuerte die Angreifer an. Immer unter den Ersten und bereit, die schwierigsten Aufgaben durchzuführen, beherrschte er seine Männer und brachte ihr Unternehmen auf Hochtouren.

Einmal war sein Verhalten unter dem feindlichen Feuer entscheidend. Um seine erschöpften Männer wieder zum Angriff anzutreiben, überholte er sie durch mehrere Sprünge mit zehn Meter Abstand und, ungeachtet des mörderischen Feuers, rückte er weiter nach vorne. Einige Roschiori wollten den Oberst nicht allein lassen und kamen in seine Nähe. Korne ermutigte sie noch mehr: „Nun, los, Jungens! Wir müssen uns beeilen, denn wir machen es nicht mehr lange!"

„Wir machen es nicht mehr lange mit dem Leben, bis wir uns alle in der Hölle wiedertreffen", murmelte ein Obergefreiter älteren Jahrgangs. Korne grinste und war dem Obergefreiten nicht böse. Hauptsache für ihn war, daß dieser weitermachte. Fünf Minuten später wurde die feindliche Stellung erobert.

Man spricht ziemlich viel über die originelle Art, mit welcher dieser rumänische Oberst seine Leute in den Kampf führt, und

über die Tatsache, daß jeder Offizier des Detachements dafür sorgen muß, daß das Kreuz mit seinem Namen beim Troß für den Fall seines Todes bereitsteht. Deshalb ist es auch kein Zufall, daß Generaloberst von Manstein das Detachement Korne der besonderen deutschen Brigade Ziegler hinzufügt, zu welcher eine Aufklärungsabteilung, eine Panzerjägerabteilung und zwei motorisierte Batterien gehören und die die Aufgabe hat, auf Simferopol vorzustoßen. Für uns aber ist das Ziel die Hafenstadt Feodosia.

Von Natur aus ist die Halbinsel der Krim für die Verteidigung sehr geeignet, weil sie vom Festland durch eine Masse von sehr seichtem und sumpfigem Wasser fast ganz getrennt ist, das „Faules Meer" oder *„Siwasch"*, von den Russen auch *„Gniloje More"*, genannt wird. Eine modrige Pflanzenwelt, Schilf und das seichte Wasser machen das Einsetzen von Sturmbooten fast unmöglich. Für das Vordringen auf die Krim bleiben nur die drei Landengen. Im Westen die Landenge von Perekop und im Osten zuerst die Landenge von Salikow, deren Wirbelsäule die Eisenbahnlinie bildet, die über Dschankoj nach Simferopol und Feodosia führt, und weiter östlich der Korridor von Genitschek, eine Phantasie der Natur, der die einhundertzwanzig Kilometer lange Landzunge bildet, die den Siwasch vom Asowschen Meer trennt und den Namen *„Arabatskaja Strelka"* trägt. Diese Landenge wird an manchen Stellen bis auf wenige Meter gedrosselt. Ausgerechnet hier, bei Genitschek, soll unsere Brigade ihr Glück versuchen.

Die Stadt Genitschek beherrscht die Küste und die Bucht, über der eine gesprengte Eisenbahnbrücke zu sehen ist. Am anderen Ufer liegt ein Fischerdorf, dann eine nur sechs Meter breite Landenge zwischen dem Asowschen Meer und dem Siwasch. Es versteht sich von selbst, daß die Bolschewiken die schmale Landenge vermint haben und noch weiter in der Tiefe alle Arten von Hindernissen aufgestellt haben. Außerdem wird bei Nacht die ganze Küste vom Asowschen Meer aus von Scheinwerfern durchsucht.

Eine tolle Aufgabe für unsere Brigade. Zuerst müßte sie einen Angriff mit begrenztem Ziel unternehmen, um die Stärke des Feindes sowie die Stellungen seiner Artillerie auszumachen und festzustellen, wie tief die Landenge mit Hindernissen und Bunkern bestückt ist. Dann durch die einhundertundzwanzig Kilometer lange Landzunge vorstoßen, also bis zur Bucht von Arabat, und von dort aus den Weg der Bolschewiken nach Kertsch versperren. Ein kühnes Unternehmen!

Bis Genitschek und auch in der Stadt selbst haben uns die „Ratas", jedesmal in einer Kette von drei Maschinen, ständig schikaniert, glücklicherweise sind nur beim Troß einige Pferde getötet worden.

Was den Angriff mit „begrenztem Ziel" anbetrifft, werden wir nicht mit von der Partie sein. Es sind zwei Schwadronen des Roschiori-Regiments 4 unter dem Befehl von Major Aurel Georgescu, die am 28. Oktober um 15.30 Uhr zu diesem im wahrsten Sinne des Wortes verdammten Angriff schreiten. Der Angriff bleibt im Sperrfeuer von fünf feindlichen Batterien und von Dutzenden schwerer Granatwerfer liegen. Auf unserer Seite sind die Verluste schwer. Verschanzt während der Nacht, wiederholen die zwei Schwadronen ihren Angriff am nächsten Morgen, aber dichter Nebel behindert die Aktion. Nach dem Nebel folgt dichter, kalter Regen.

Die Pionierschwadron des Oberleutnants Nicolae Tanoviceanu wird eingesetzt. Er soll an der Spitze seiner Pioniere mittels Trotylladungen eine Bresche schlagen. Dreimal gelingt es ihm, die Sprengladungen an die richtige Stelle zu setzen, aber der Zug, der diese Aufgabe übernommen hat, wird in wenigen Minuten vom feindlichen Feuer halbiert. Die Russen schreiten zum Gegenangriff, aber die Roschiori verteidigen hart ihre Stellungen. Wieder kommt die Nacht, und man wartet erneut auf den nächsten Morgen . . .

Am 30. Oktober greift Oberst Claus mit dem ganzen Regiment der Vierer Roschiori an, und Tanoviceanu ist auch dabei. Zwei Bunker werden tatsächlich erobert, aber es bleiben noch viele zu erobern, und es sind jetzt mindestens acht russische Batterien, die aus allen Rohren schießen. Die Schwadron des Rittmeisters Scully verfügt noch über zwanzig Mann . . . Ich kann nicht sagen, wer auf die Idee gekommen ist, daß es möglich sei, einhundertundzwanzig Kilometer über diese Landzunge bis Arabat vorzurücken. Es ist ein grober Fehler gewesen. Niemals haben wir den Durchgang erzwingen können. Die Moral der Truppe ist tief getroffen, weil jeder sich bewußt ist, daß er für nichts geopfert worden ist.

Schließlich erkennen die Verantwortlichen ihren Irrtum und drehen den Mantel nach dem Winde. Die Brigade wird durch Salikow in Richtung Feodosia vorrücken.

Unterstützt von dreizehn Stukas und erheblich entlastet durch die Tatsache, daß deutsche Truppen nach einem Flankenangriff dem Feind bei Dschankoj in den Rücken gefallen sind, kann eine

rumänische Gebirgsbrigade den Durchgang bei Salikow erzwingen. Besonders ein Gebirgspionierbataillon und das Gebirgsjägerbataillon des Oberstleutnants Scarneciu haben sich bei diesem Unternehmen bewährt, was auch von Manstein in dem folgenden Tagesbefehl anerkennt:

„Die rumänische Gebirgsbrigade hat dem Feind, in hartnäckigem Kampf, die wichtigen Höhen von Tschorgunow entrissen. Die Brigade hat mehr als reichlich ihre Pflicht getan. Das tapfere Verhalten der rumänischen Truppen hat bei den deutschen Truppen, mit welchen sie zusammengearbeitet haben, unbegrenzte Anerkennung gefunden.

Hiermit spreche ich den Kommandeuren sowie der Truppe die größte Dankbarkeit aus, und ich bin überzeugt, daß die Gebirgsbrigade ihre neue Aufgabe mit gleichem Eifer wie bis jetzt erfüllen wird.

Ich bitte Sie, dies der Truppe zur Kenntnis zu bringen.

von Manstein
*Generaloberst“**

Tschongar! Der Bahnhof raucht. Überall Granattrichter und zerstörte Häuser. Die Stuka-Angriffe haben nicht nur größere Trichter hinterlassen, sondern die Hindernisse aus Stacheldraht, Eisenbahngleisen und allen Arten von Eisenstangen in der Breite und in der Länge vollkommen aufgewühlt. Hinter einem tiefen Wassergraben entfernen deutsche und rumänische Pioniere Minen und stapeln sie die Straße entlang. Wir überqueren eine in der Eile geschlagene Pontonbrücke und setzen den Ritt im starken Trab fort, immer Kolonnen von rumänischen Gebirgsjägern überholend. Links und rechts der Straße sehen die Kalaraschen zum erstenmal fremdartige Anbauflächen: Baumwolle, Erdnüsse und Pistazien.

Wir steigen eine Höhe hinauf und kommen zu den Stellungen der sowjetischen Artillerie. Bei ihrem Rückzug haben die Russen hier fünf schwere Batterien, die auf Betonplatten montiert waren, in die Luft gesprengt. Die geplatzten Rohre scheinen uns unheilverkündend anzugrinsen. Das ist die Arbeit der sogenannten Zerstörungsbataillone, die die russische Taktik der verbrannten Erde angewendet haben.

Kilometerlang sind die Gleise und Schwellen der Bahnlinie abmontiert, gesprengt und Wärterhäuschen in Brand gesteckt worden. Ein betrübliches Spektakel, das sich der Trostlosigkeit der Steppenlandschaft einfügt. Unter dem herbstlich grauen, nebeligen Himmel ist ringsherum für die Augen nichts Anziehendes zu finden. Wiederum kilometerlange gesprengte Gleise und das Gerippe eines Bahnhofes.

Bis jetzt keine Tränke in Sicht, und die Zungen der Pferde hängen durstig und weich herab. Sie sind es, die die Nähe des ersten tatarischen Dorfes spüren und deshalb den Trab von selbst beschleunigen. Dorf? Es sind fünf, sechs, vielleicht zehn Lehmhütten mit winzig kleinen Fenstern und Türen, die sich kaum über die Erdoberfläche erheben. Die Tataren scheinen direkt aus dem Boden hervorzusprudeln, als wir in ihrem Dorf einziehen, was unsere Pferde etwas erschreckt. Alle diese Tataren tragen auf ihrem Gesicht die tragische Maske der offenkundigen Misere. Von den Rotarmisten ständig geprellt, hat man ihnen bei dem Rückzug alles weggenommen, was sie noch besessen haben und sie zur Hungersnot verdammt. Jeder Reiter sucht in seinem Brotbeutel, zieht heraus, was er für sich behalten hat, und gibt es den armen Leuten, die sich vor Dankbarkeit tief verneigen.

Dschankoj, Eisenbahnknotenpunkt und eine Stadt von ungefähr 15 000 Einwohnern, ist von Bränden und Verwüstungen geprägt. Trotzdem strömen Frauen und Kinder aus allen Straßen und jubeln uns zu. Auf einmal wird der Menschenstrom noch größer, noch mehr Kinder, Frauen und viele Greise, die uns zu verstehen geben, daß sie Angehörige von zweitausend ukrainischen Familien aus Kiew sind, die von den Sowjets hierher in die Verbannung geschickt worden sind. Die meisten weinen vor Freude, als man ihnen mitteilt, daß sie bald in ihre Heimat, von der sie losgerissen worden sind, zurückgebracht werden.

Für die Armeeführung ist es klar, daß die Bolschewiken eine Umgruppierung versuchen und solide Brückenköpfe an der Küste bilden werden, nämlich bei Sewastopol, Feodosia, Kertsch und vielleicht auch anderswo. Man muß also das Tempo des Vormarsches beschleunigen. Außer der Brigade Ziegler wird auch ein Detachement Lindemann gebildet, welchem ein Regiment unserer Brigade

* Zitiert in dem Buch “Crimeea si Marea de Azov“ (Die Krim und das Asowsche Meer), Seite 53, Verlag Dacia Traiana, Bukarest 1942, von der historischen Abteilung des rumänischen Generalstabes herausgegeben.

einverleibt wird, nämlich die Dreier Kalaraschen, die motorisiert sind. Die 11. Armee verfügt über keine Panzereinheit, so daß das Detachement Lindemann aus allem zusammengebastelt wird, was imstande ist, auf Rädern vorzurücken, Aufklärungsabteilungen, Panzerjäger, Flak und auf Beutekraftfahrzeuge aufgeladene Infanteristen. Diese völlig unorthodoxe motorisierte Einheit, die fast die Stärke einer Division erreicht, stößt alles, was sich ihr in den Weg stellt, beiseite und wird bald berühmt.

Wir reiten weiter, Trab-Schritt, Trab-Schritt, von Tatarenhaus zu Tatarenhaus, ohne Zwischenfall, aber die Pferde sind ständig durstig und wir recht müde, bis wir eine richtige, zivilisierte Ortschaft erreichen: Seitler, eine deutsche Siedlung. Auch hier werden wir in der Mehrzahl von Frauen und Kindern begrüßt. Nur wenige Männer, die sich versteckt gehalten haben, haben sich der Verschleppung entziehen können. Auch viel Vieh ist von den Bolschewiken mitgenommen worden, aber ein Futterdepot haben sie vergessen anzuzünden. Die Pferde werden in ordentlichen, aus Ziegeln gebauten Stallungen untergebracht. Auch Wasser gibt es genug, aber unsere vierbeinigen Kameraden bekommen nur jede Stunde ein wenig davon zu trinken. Die Männer lösen sich in Schichten die ganze Nacht ab und sorgen dafür, daß das tropfenweise Tränken genau eingehalten wird.

Im Morgengrauen geht der Ritt weiter, jedoch nicht mehr so reibungslos wie am Vorabend. Bei Kischanly sind es nicht mehr jubelnde Menschen, die unseren Marsch verlangsamen, sondern sowjetische Granatwerfer, die den Zugang zu der Ortschaft mit ihrem Feuer versperren. Absitzen, Entfaltung und den Feind ebenfalls durch Feuer verunsichern, was uns ziemlich rasch gelingt. Mit Vollgas ziehen sich die Bolschewiken in Richtung Seit-Eli zurück, wo sie noch einmal unseren Vormarsch zu verzögern versuchen. In weniger als einer halben Stunde ist alles vorbei. Der Feind zündet seine Fahrzeuge an, läßt auf dem Felde einen Teil seiner schweren Waffen, einige Tote und zwei Schwerverwundete zurück und verschwindet im Nebel, wahrscheinlich zu den Schlupfwinkeln des Taurischen Gebirges, von den Tataren *„Jaila Dagh“* genannt, was „Sommerweiden“ bedeutet.

Am 4. November ziehen wir in Feodosia ein, einer ziemlich großen und schönen Stadt mit weißen Häusermauern, die ihr einen südländischen Charakter geben, um so mehr, als Teile der genuesischen Befestigungsanlagen erhalten geblieben sind.

Am Straßenrand liegen große Aufhäufungen von zerstampften Glas aus dem hier befindlichen Glaswarenkombinat. Vor ihrer Flucht haben die Bolschewiken keine Zeit mehr gehabt, das gestampfte Glas auf unseren Weg zu streuen. Die sowjetischen Zerstörungsbataillone haben aber das Theater, die Post und das gesamte Hafenviertel einschließlich mehrerer Benzintanks in Brand gesteckt. Von den Badekabinen am Strand ist nur Asche übriggeblieben. Nur die Tabakfabrik, Fisch- und Obstkonservendepots, die Weinkellereien und eine Anlage für die Vorbereitung des Kaviars sind noch gerettet worden.

Trotz stinkendem Rauch und dem Bild der Verwüstungen atmet die Bevölkerung erleichtert auf und bereitet uns einen unvergeßlichen Empfang. Da die Stadt auch über viele Treibhäuser für die Blumenzucht verfügt, haben sich die Frauen, die am Straßenrand Spalier stehen, mit riesigen Chrysanthemen- und Nelkensträußen versorgt und winken damit, uns Kußhände zuwerfend. „Die Überfallenden“ werden von einer außer Fassung bringenden Zärtlichkeitswelle selber überfallen!

Unter diesen bildhübschen Frauen und jungen Mädchen sind sicher auch einige Russinnen, aber die meisten scheinen Angehörige anderer Volksstämme zu sein, Griechinnen, Armenierinnen, Kaukasierinnen . . . Wir hören auch viel Rumänisch sprechen. Es sind Deportierte aus Bessarabien, die über Odessa hierher gebracht worden sind, um an der Errichtung von Panzergräben zu arbeiten.

Wir durchqueren die Stadt in ihrer ganzen Länge und bleiben erst am Ufer des Meeres stehen, jedoch ohne abzusitzen. Unsere Bauernsöhne sehen das Meer zum erstenmal in ihrem Leben und scheinen von der Unermeßlichkeit des Teiches tief beeindruckt zu sein. Ihr schweigsames Erstaunen ist genauso ausdrucksvoll wie der klassische „Thalassa“!

Unaufgefordert schiebt Garbis sein Pferd an meine Seite: „Haben Sie gesehen, Herr Oberleutnant, was für schöne Frauen. So viele auf einem Haufen habe ich nur in Alexandria gesehen, als die Mannschaften eines britischen Geschwaders Ausgang hatten. Ich kenne mich aus, Herr Oberleutnant, es waren mehrere vom Operettentheater dabei. Wie es aussieht, werden wir in dieser Nacht nicht schlafen . . .“

Recht hat er gehabt, der gute Garbis, denn geschlafen haben wir nicht, aber nicht, weil wir in den Armen einer Tingeltangelschönheit gelegen haben, wie er sich das vorgestellt hat . . .

Ein Verbindungsoffizier bringt uns nämlich die Nachricht, daß wir ab sofort dem XLII. deutschen Armeekorps des Generals Graf von Sponek unterstellt seien und uns unverzüglich in Marsch setzen müssen, um Daln Kamischy, zwölf Kilometer von Feodosia, zu erreichen.

Unterwegs erfahren wir, daß unser Regiment und zwei Schwadronen des Kalaraschen-Regiments 3, freigegeben von der Gruppe Lindemann, die mechanisierte Schwadron der Brigade und zwei Batterien des reitenden Artillerieregiments 3 jetzt unter das Kommando von General Bieler, Kommandeur der 73. deutschen Infanteriedivision, gestellt worden sind. Wir werden die rechte Flanke dieser Division bilden, parallel und in unmittelbarer Nähe der Küste vorstoßen, um westlich Marfowka den Russen den Weg nach Kertsch zu sperren.

Kaum sechs Kilometer östlich von Daln Kamischy zwingt starkes Sperrfeuer der sowjetischen Artillerie unsere zwei motorisierten und die mechanisierte Schwadron des Rittmeisters Meculescu, sich zu entfalten, den Gegner frontal anzugreifen und aus seiner gut organisierten, von Stacheldraht und Minenfeldern geschützten Stellung hinauszuwerfen.

Von den ursprünglich sechs kleinen Panzerspähwagen hat die mechanisierte Schwadron nur noch zwei und verfügt außerdem über zwei stark reduzierte Kradschützenzüge und über einen Zug motorisierte Schützen. Von den zwei Batterien ausgezeichnet unterstützt, wagt Rittmeister Meculescu mit allem, was er zur Verfügung hat, den Frontalangriff. Unter erheblichen Verlusten gelingt ihm, was kaum für möglich gehalten worden ist, den Feind zu schlagen und uns allen den Weg frei zu machen. Verwundet, mit blutüberströmtem Gesicht, bleibt Leutnant Viisoreanu weiter bei der Truppe und feuert seine Leute bis zum Schluß des Unternehmens an.

Als die 73. deutsche Infanteriedivision das Vorkommnis dem Kommandierenden General des XLII. Armeekorps meldet, verleiht dieser sofort zwanzig Eiserne Kreuze, fünf für Offiziere und fünfzehn für die Mannschaft der Schwadron des Rittmeisters Meculescu.

Am 7. November erreichen wir die Linie Kop Kipschak—Mamat—Höhe 157. Damit ist es den Russen nicht mehr möglich, sich auf die Hauptstraße in Richtung Kertsch zurückzuziehen. Im Rahmen dieser Operation müssen wir den See, der den Namen Tobetschiskoje trägt und durch eine enge Einfahrt mit dem Schwarzen Meer verbunden ist, umgehen. Die Bewegung vollzieht sich unter dem ungenauen Feuer von zwei sowjetischen Schnellbooten, die sich auch mit einer unserer Batterien ein Duell liefern, um schließlich wieder ins Meer zu steuern. Die Kavallerie von der Marine angegriffen! Ganz bestimmt hat man in diesem Krieg alles gesehen.

Der Versuch eines sowjetischen Bataillons, dem auch die Unterstützung einer Batterie zugute kommt, bei Serajmin Widerstand zu leisten, wird rasch gebrochen, weil ein improvisiertes motorisiertes Detachement, von Rittmeister Dragos Georman geführt, dem Feind in den Rücken fällt. Das Detachement Georman, das alles in allem über einhundert Mann und drei Pak verfügt, nimmt einhundertzwanzig Russen, darunter vier Offiziere, gefangen und erbeutet vier Feldgeschütze, zwei schwere Granatwerfer und eine Pak.

Kurz vor Marfowka erleben wir eine andere Überraschung. Es sieht aus, als ob vom Himmel riesige Meteorsteine herunterfallen. Erdblöcke von der Größe eines Tatarenhauses scheinen merkwürdige Pendelfiguren in der Luft zu machen, bevor sie als Staub zu Boden stürzen. Die Abschüsse hören wir überhaupt nicht, so daß wir keine Ahnung haben, wo die schweren Geschütze liegen, aber der Krach der Einschläge ist so betäubend, daß wir uns kaum mehr verstehen können. Man muß sich von den Tatsachen überzeugen lassen. Die kleinen Schnellboote, die praktisch nichts gegen uns ausrichten konnten, haben ihre viel größeren Kollegen verständigt und über unsere Marschrichtung informiert. Es sind Kreuzer, vielleicht Schlachtschiffe, die aus einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Kilometern von der hohen See aus auf uns schießen, besser gesagt, dorthin schießen, wo sie uns vermuten, um uns samt unseren Pferden lebendig oder tot zu begraben. Was kann man mit dem Karabiner gegen solche Monster anfangen?!

Es wird dunkel, und die „lustigen Matrosen“ hören auf zu schießen, was für Garbis Anlaß ist zu bemerken: „Drollige Typen, diese Marinekameraden! Als es hell war, haben sie auf uns ohne Sicht geschossen, und jetzt, bei Nacht, hören sie auf zu schießen unter dem Vorwand, daß sie uns nicht mehr sehen ...“

Während der Nacht bleibt es also ganz still, und auch der nächste Tag verläuft völlig ruhig, weil das vermutete Verzögerungsmanöver der Sowjets bei Marfowka ausbleibt. Obwohl die Erkundungstrupps mit starkem Feuer empfangen werden, räumen die Russen gemäß ihrer Methode, ein ungleiches Gefecht abzubrechen, gleich danach unbemerkt die Ortschaft.

Zehn Minuten Trab — fünf Minuten Schritt — zehn Minuten Trab; knapp zwei Stunden später stehen wir vor einer historischen Kuriosität, einem Tatarengraben, der vor Jahrhunderten unter Khan Mengi Gherai, der in der Zeit des Sultans Mohammed II. gelebt hat, hier errichtet worden ist, um Einfälle vom Osten abzuwehren. Die Khane haben sich nicht damit begnügt, daß die Krim von Natur aus eine Festung ist, da auch ihr Name Krim in tatarischer Sprache Festung bedeutet, sondern haben zusätzlich solche Wehrschanzen errichten lassen, sowohl gegen Norden als auch gegen Osten.

An bestimmten Stellen ist der Graben abgedeckt worden, und deshalb kann man ihn leicht überqueren, jedoch die Tatsache, daß der Feind dieses Hindernis nicht ausgenützt hat, ist sehr überraschend. Eben damit hat er gerechnet, um den Beweis zu erbringen, wie gewandt er im Bereich der Kriegslisten ist. Nach der leichten Überquerung der Schanze, kaum zwei Kilometer weiter, reiten wir in einen Kugelhagel hinein, der uns zwingt abzusitzen, die Handpferde in die Deckung des Tatarengrabens zu schicken, in Schützenketten weiter vorzustoßen und mit zwei Zügen dem Iwan in den Rücken zu fallen.

Mit einem gewissen Überdruß wird dieser sinnlose Widerstand der Russen ausgeschaltet, der auch ihr letzter ist auf unserem Vormarsch in Richtung der südöstlichen Spitze der Halbinsel Kertsch, die den Namen Kap Jakyl trägt.

Am 10. November, gegen 15.00 Uhr, erreichen wir die Küste des Schwarzen Meeres zwischen zwei tatarischen Dörfern, Kis-Aul und Kop-Takyl. Drei Tage nachher wird der Truppe ein Brief des Generals Bieler, Kommandeur der 73. Infanteriedivision, verlesen, in welchem es heißt:

„Ab 13. November ist Ihre Brigade operativ nicht mehr meinem Befehl unterstellt. Die Taten der Brigade in den Kampfhandlungen auf der Krim werden in die Kriegsgeschichte eingehen. In treuer Waffenkameradschaft hat die rumänische Kavallerie ihren Beitrag zur Verjagung der bolschewistischen Kräfte von der Krim geleistet. Bei dieser Gelegenheit hat die Brigade Erfolge davongetragen, auf welche sie mit Recht stolz sein kann, besonders bei den Verfolgungskämpfen vom 8. und 10. November.

Ich spreche der Brigade meine vollkommene Anerkennung aus und wünsche ihr auch weiterhin soldatisches Glück.

Bieler, Generalleutnant“

Bei der Verlesung dieses Briefes erfahren wir auch, daß die Sicherung der südlichen Küste der Halbinsel von Kertsch allein von unserer Brigade geleistet werden soll und rings um die Stadt Kertsch nur eine einzige deutsche Division bleiben wird, die auch jeden Landungsversuch des Feindes an der Ost- und Nordküste verhindern soll. Es ist die 46. Infanteriedivision, die mit dieser schweren Aufgabe betraut worden ist.

Die übrigen Kräfte des XLII. deutschen Armeekorps werden in Richtung Sewastopol in Marsch gesetzt.

Ungewöhnlich ruhig ist das Schwarze Meer an diesem Nachmittag. Mit wehmütiger Nachdenklichkeit blicken die Kalaraschen über den grenzenlosen Wasserspiegel in westliche Richtung, wo sie die Heimat vermuten.

BEI DEN TATAREN

Die Quartiere des nicht mehr als fünfzig Häuser zählenden Dorfes Kis-Aul müssen wir mit drei weiteren Schwadronen teilen, so daß Männer und Pferde über das denkbare Maß zusammengedrängt werden, obwohl etwa ein Drittel des Standes jeder Schwadron abwechselnd die Lauerstellungen an der Küste bei Tag und bei Nacht besetzt. Außerdem patrouillieren berittene Streifen, jede in der Stärke einer Gruppe, ständig zwischen und vor Stützpunkten, von welchen manche keine Sichtverbindung mit den anderen haben.

Weil die Gegend äußerst arm ist, sind wir gezwungen, andere Streifen weit nach Norden und nach Westen zu schicken als Begleitung der Fuhrwagen, die uns Futter für die Pferde bringen, alles weil der Regimentstroß auf höheren Befehl irgendwo im Raum von Dschankoj stehengeblieben ist. Allein mit dem kurzen, ausgetrockneten, gelblichen Gras, das hier wächst, können wir unsere erschöpften Tiere nicht auf den Beinen halten, und in den armseligen Kolchosen, die wir entdeckt haben, können wir außer Stroh nichts finden. Trotz ihrer Abneigung gegen diese Art von Futter

haben sich die Pferde daran gewöhnt, auch Stroh zu fressen, was beweist, wie ausgehungert und geschwächt sie sind.

Es schneit ununterbrochen, aber ich habe es gerne, bei solchem Wetter Streife zu reiten. Die eiskalten Schneeflocken werden auf dem Gesicht erst lauwarm, um gleich darauf zu zergehen, während sich tief unten das Meer an der Felsenwand bricht. Von Zeit zu Zeit schnaubt Dac. Sein schönes, ganz neues Kleid zerstiebt beim starken Trab, um sich im Schritt, Stern für Stern, wie aus feenhaften Spitzen wieder zu erneuern.

Unsere Beziehungen zu den muselmanischen Tataren sind ausgezeichnet. Selbstverständlich sind die arbeitstauglichen Männer beim Rückzug von den Sowjets mitgenommen worden. Im Dorf sind nur die Greise, die Frauen und die Kinder geblieben. Sie sind unbeschreiblich arm, und man fragt sich, wovon sie eigentlich leben, aber der Innenraum ihrer elenden Häuschen ist von vorbildlicher Sauberkeit. Die Tatsache, daß wir unser tägliches Essen mit diesen vom Schicksal schwer geprüften Menschen teilen, macht uns viel Freude und ergötzt uns.

Die Bolschewiken bemächtigten sich erst 1921 der Krim, und die freiheitsliebenden Tataren machten ihnen auch nachher viel zu schaffen. Diese Muselmanen sind keine Freunde der Russen, im Gegenteil, jeder, der gegen den Russen kämpft, ist ihr Verbündeter und ihr Freund. Die alten Tataren, die während der Kämpfe zwischen Roten und Weißen unter General Wrangel schon manches erlebt haben, stellen uns unzählige Fragen im Zusammenhang mit diesem Mann, der es gewagt hat, die Bolschewiken anzugreifen, diese zu schlagen und zu verjagen.

Von Militärbündnissen und den Kriegszielen der Verbündeten dieses *„Effendi Ghitler“* verstehen diese Leute nicht viel. Wichtig für sie ist, daß wir auf seinen Befehl hierhergekommen sind. Was für ein großartiger Mann — so denken die alten Tataren — ohne sie jemals gesehen zu haben, will er sie jetzt befreien und gibt ihnen auch zu essen, so als ob sie seine besten Freunde seien ...

Die Einfachheit, das bäuerliche Wesen der Seele dieser Menschen ist einmalig. Sie sind freimütig, ohne Laster und haben wie selbstverständlich ein gutes Herz.

Die Zeit vergeht. Es scheint, als ob Jahrzehnte verstreichen, so eintönig und langweilig ist das Leben, das wir hier führen. Einige Tage vor dem Heiligen Abend kommen die Pakete an, die von der Organisation der Frau Maria Antonescu, der Gattin des Marschalls, zusammengestellt worden sind. Jeder bekommt ein Paket gleichartigen Inhalts: einen Stollen mit Rosinen, eine Tafel Schokolade, eine Tüte mit gedörrten Zwetschen, hundert Zigaretten der neuesten Sorte, auf jeder Zigarette die Unterschrift des Marschalls, und eine gedruckte Karte, auf welcher steht: „Frohe Weihnachten. Das anerkennende Rumänien.“ Alles wird mit den tatarischen Gastgebern geteilt. Als leidenschaftliche Raucher verwenden die Alten ab nun für jede Zigarette die Bezeichnung „Antonescu“, auch wenn es sich um eine Zigarette handelt, die nicht dieser Sorte angehört.

Die Kinder genießen das Stückchen Kuchen, das jedes bekommen hat; doch unseren Soldaten bleibt der Stollen im Halse stecken, denn einige Zeilen von zu Hause hätten ihnen mehr Freude gemacht. Keiner kann verstehen, wieso Pakete gekommen sind, aber überhaupt keine Briefe.

Mihai Coliopol stattet mir einen Besuch ab. Außer „Die Blumen des Bösen“ hat er auch das Kofferradio mit Batterien mitgebracht. Alles drängt sich in mein Zimmer hinein: meine ganze Gefolgschaft, Kameraden von anderen Zügen, die Tataren. Es sieht aus, als ob die Wände des Hauses bersten. Raitscha hat höchst persönlich das Weihnachtsessen vorbereitet: Nudelsuppe und gesondert serviertes Tellerfleisch. Er hat sogar Vollkornbrot selbst gebacken, das nur den Vorteil hat, daß es frisch ist. Die Schnapsrestbestände reichen nur für ein halbes Stamperl für jeden.

Wir holen im Radiogerät Radio Bukarest heran und hören ein Weihnachtslied nach dem anderen. Jeder erinnert sich, wie er als kleiner Bub mit den Nachbarkindern gleichen Alters von Haus zu Haus gewandert ist und diese Weihnachtslieder gesungen hat, um als Lohn einen Apfel, eine Brezel, ein paar Nüsse und manchmal auch einige Groschen zu bekommen.

Ganz still fangen einige an, *„Florile Dalbe“* zu singen, was ungefähr dem deutschen Weihnachtslied „Es ist ein Ros' entsprungen“ entspricht. Garbis hat sich, um seine guten Manieren unter Beweis zu stellen, mit gekreuzten Beinen wie die Türken auf den Boden gesetzt und spielt mit zwei tatarischen Kindern. Er zeigt ihnen Kunststücke mit einem Bindfaden, dessen feste Knoten geheimnisvoll auseinandergehen, wenn er sie anbläst. Mit weit aufgesperrten Augen und offenem Munde staunen die Bengel ihn an. Sie sind fasziniert, und Garbis ist der Held des Abends.

Der Ansager von Radio Bukarest verkündet: *„Buna dimineatza la Mosch Adschun!“* („Guten Morgen am Vortag des Weihnachts-

festes", das bekannteste und volkstümlichste rumänische Weihnachtslied.) Schmerz breitet sich im Raum aus. Coliopol versucht ein wenig Fröhlichkeit herbeizuzaubern. „Wohlan, meine Herren, benützen wir den schönen Augenblick. Wer weiß, vielleicht werden wir an den nächsten Weihnachten schon in Irkutsk bei den sibirischen Tungusen sein ..."

Mit dieser Voraussage erntet er nur einen sehr mäßigen Erfolg, denn jedem ist bekannt, daß die Sowjets dorthin auch ihre Gefangenen schicken. Raitscha, der für einen Augenblick auch den Possenreißer hat spielen wollen, geht hinaus, wahrscheinlich weil ... er muß. Ich denke, dasselbe zu tun, und gehe ihm nach. Die Nacht ist sternenklar. Es schneit nicht mehr. Raitscha ist nicht zu sehen, und ich schiebe mich bis zu dem Stall, in dem unsere Pferde untergebracht sind. Hier ist er. Auf den Knien, vor der geöffneten Satteltasche. Sein „Schatz" liegt am Boden. Mit seinen großen, ungeschickten Händen tastet er die verschiedenen Gegenstände mit der Vorsicht eines Uhrmachers ab. Zwei bereits verschimmelte Äpfel, eine schwarz gewordene Quitte. Unter den anderen Reichtümern, die am Boden liegen, hat er eine Pfeife von der Art entdeckt, wie sie sich die Buben aus Holunderstäben selber machen. Er patscht an dieser Pfeife lang und breit herum und schnauft tief bei dieser Arbeit. Ich schleiche mich auf den Zehenspitzen hinaus. Draußen schneit es wieder. Ich habe den Eindruck, daß ich hier am Ende der Welt bin ...

*

Wahrscheinlich hätten wir uns an diesen täglichen Trott gewöhnt, wenn ich am 29. Dezember um 04.00 Uhr morgens nicht aus dem Schlafe gerüttelt worden wäre: „Die Russen sind bei Feodosia mit mehreren Divisionen gelandet!"

Man will also bei Parpatsch den schmalsten Punkt der Landenge abriegeln und uns in die Falle bekommen.

Von der Armee kommt für unsere Brigade der Befehl, in schnellstem Tempo, koste es, was es wolle, uns in den Raum Feodosia zu begeben, um den Vorstoß der gelandeten sowjetischen Truppen nach Norden zu stoppen und dann, zusammen mit deutschen Verbänden, an der Niederringung des Brückenkopfes mitzuwirken. Die Deutschen aber, die sich bei Kertsch befinden, also die 46. Infanteriedivision und das Generalkommando des Grafen von Sponek, bekommen strikten Befehl, dort zu bleiben, wo sie sind, und weitere Landungsversuche abzuwehren.

Es herrscht ein entsetzliches Wetter. Hastig, jedoch ohne Überstürzung, ist in einer Viertelstunde trotz der Dunkelheit alles marschbereit. Das Schlimmste für uns ist der Abschied von den Tataren. Sie sind sprachlos, verzweifelt und verstehen nicht, warum sie so plötzlich wieder verlassen werden. Im Gedanken daran, daß die Bolschewiken wiederkommen werden, sind ihre Gesichter von Todesangst geprägt. Was können wir für diese gutherzigen, armen Menschen noch tun? Gar nichts. Wir müssen weg. Schnell, sehr schnell.

Hintereinander reitend, uns vor dem Schneesturm schützend so gut wir können, treiben wir eifrig die Pferde vorwärts, deren Nüstern dampfen. Es ist noch kälter als minus 20 Grad, vielleicht schon minus 30 Grad, aber genau können wir das nicht feststellen. Unsere Bekleidung ist für ein solches Unternehmen bei solchem Wetter lächerlich. Ungefütterte Mäntel und keine Handschuhe. Die Reiter haben die Kehrseiten ihrer leichten, schirmlosen Mützen über die Ohren gezogen und den Stahlhelm über die Mütze gesetzt, damit diese nicht vom Wind losgerissen wird. Wir müssen gespenstisch aussehen.

Jetzt reite ich als erster. Dac stolpert ziemlich oft über nicht sichtbare Hindernisse. Die dichte Schneedecke verbirgt alles und macht die Orientierung unmöglich. Nur die Sterne zeigen uns den Weg. Von Zeit zu Zeit hört man einen schimpfen, der aus Versehen mit seiner nackten Hand die Säbelscheide berührt hat, was einer Berührung mit glühendem Eisen gleichkommt. Die Finger sind vollkommen starr und die Zügel hart wie Holz. Um die Leute etwas zu erwärmen, lasse ich sie jede halbe Stunde absitzen und fünf Minuten lang neben dem Pferd laufen. Man rastet nur für sehr kurze Zeit, damit sich die Pferde nur ein wenig verpusten können. Beim Rasten müssen die Männer die Bisse des Frostes über sich ergehen lassen. Wenn sie im Sattel sind, dann krümmen sie sich dicht an die Pferde, als ob sie etwas von der Wärme des Tieres in sich einziehen lassen wollen ... Nein, die Krim ist weit davon entfernt, eine Riviera zu sein, wie manche zu behaupten pflegen.

Es ist nicht möglich, die Stimmung der Truppe zu heben. Die Reiter sind außer sich vor Wut, weil sie kampflos verlassen müssen, was so leicht erobert worden ist. Dieser erste Rückzug ist schwer zu verdauen ...

Das Schneetreiben braust mit doppeltem Eifer. Eine sonderbare Gespensterarmee sind wir, die sich durch die Dunkelheit vorschiebt, begleitet vom Geräusch der metallischen Teile des Pferdegeschirres, das dem Geklirre von Ketten gleicht.

Als wir am frühen Morgen des 30. Dezember in Daln-Kamischi ankommen, haben wir wegen des bedeckten Himmels, wegen des Schneegestöbers oder auch aus Müdigkeit den Eindruck, daß der Tag noch nicht angebrochen ist. Wir haben achtundvierzig Stunden gebraucht, um siebzig Kilometer zurückzulegen, in einem Ritt wie Verdammte über Gräben, Sumpflöcher, Wegvertiefungen und Schneewehen draufloss türmend. Wie wir, unter solchen Umständen, nicht vom rechten Weg abgekommen sind? Es bleibt mir immer ein Rätsel.

Keiner denkt daran, den Anbruch des neuen Jahres 1942 zu feiern. Wie wäre das auch möglich? Zu Weihnachten sind wir ohne Nachrichten von unseren Angehörigen geblieben, jetzt bleiben auch die Nachrichten von der Front aus, oder besser gesagt, alles, was wir über den Verlauf der Operationen wissen, ist so widersprüchlich, daß man überhaupt zu keiner Feststellung kommen kann.

Bei Daln-Kamischi sind Gefechtsgliederung und Kräfteverteilung nicht einmal auszumachen, denn wir haben keine Ahnung, aus welcher Himmelsrichtung Iwan auftauchen wird. Sicher ist nur, daß man ihn in der allgemein herrschenden schlechten Laune mit äußerster Härte empfangen wird, falls er sich zeigt.

Um logisch zu sein: die Rohre unserer Waffen sind gegen Feodosia gerichtet, weil wir angeblich einen Vorstoß aus dieser Richtung abwehren sollen. Wir warten auf Iwan, aber es sind deutsche Infanteristen, die plötzlich in unserem Rücken auftauchen. Sie sind in Eilmärschen aus Dschankoj gekommen, um uns abzulösen.

Zu unserem höchsten Erstaunen setzt man uns in Richtung Parpatsch in Bewegung, um Front mit dem Rücken zu Feodosia zu machen und dem Feind, der aus Richtung Kertsch kommen soll, entgegenzutreten. Das macht uns nervös. Wieso? Sind die Russen überall? Hinter uns? Vor uns? An unserer Linken?

Kaum haben wir Stellung in der Nähe von Parpatsch bezogen, als bei bestimmt minus 30 Grad Celsius und in einem verrückten Schneesturm — wie Schattenbilder — erschöpfte Soldaten bei unseren Vorposten auftauchen. Es sind die Mannschaften der rückwärtigen Dienste der 46. deutschen Infanteriedivision und des XLII. Generalkommandos: Pioniere, Heeresflak, Fernmelder, Männer einer Feldbäckereikompanie, die sich unter dem Schutz der tapferen Regimenter der 46. Division auf dem Rückzug befinden. Kertsch ist also aufgegeben worden, und eine ganze sowjetische Armee, die 51., rückt zögernd in Richtung der Enge von Parpatsch vor . . .

Gegen Abend lösen uns eben angekommene Infanteristen der 46. deutschen Division, die von Kertsch bis hierher ununterbrochen im Kampf gestanden hat, ab. Wir sitzen auf und reiten in Richtung Sekehé-Ely. So lautet der Befehl, und wir müssen ihn durchführen, ohne zu fragen, warum und weshalb man uns ständig im Schneesturm promenieren schickt. Die Einfälle der höheren Stäbe sind ein Stoff, über den die kämpfende Truppe niemals zu diskutieren pflegt. Kein Anzeichen, daß das Wetter besser wird.

Sein Pferd in die Nähe von Dac vorschiebend, schleudert Garbis Blitz und Donner: „Ich sage Ihnen . . . Als Bub war ich ein widerlicher Kerl . . .“

Diese Einleitung gibt mir zu verstehen, daß etwas, was den Schmerz zu lindern versucht, noch kommen wird, und ich stelle ihm die Frage, auf die er gewartet hat: „Wann war das, Garbis?“

„Als ich im Winter zur Schule gegangen bin und der Lehrerin sagte: ‚Ich kann nicht schreiben, Fräulein, meine Fingerspitzen sind vor Kälte erstarrt.‘“

„Und das stimmte nicht, Garbis?“

„Selbstverständlich war das eine Lüge, Herr Oberleutnant . . . Heute werde ich für diese Lüge bestraft . . . Meine Fingerspitzen sind mehr als erstarrt, und ich frage mich, ob ich noch imstande wäre, den Abzug des Karabiners zu drücken.“

„Du wirst schon können, mach dir keine Sorgen.“

Während einer Rast kommt Coliopol zu mir. Sehr gut gelaunt, frisch, stramm, er scheint von der Kälte und von all diesen Strapazen nicht im geringsten in Mitleidenschaft gezogen zu sein: „Wir haben uns wie die Heiducken aus dem Staube gemacht, so daß meine frischgewaschenen und schön gebügelten Taschentücher auf dem Tisch in Kis-Aul geblieben sind. Kannst du mir nicht ein Taschentuch schenken?“

Ich nehme aus meiner Satteltasche ein Taschentuch heraus und gebe es meinem Freund. Mihai pfeift voller Bewunderung: „Es ist schneeweiß. Man könnte sagen, daß du genauso weiß gewaschen bist wie der französische Marschall Lefèvre, dessen Frau eine ehemalige Wäscherin war.“ Plötzlich wird er träumerisch: „Danke

schön! Und weil wir auf Tauris sind, werde ich, falls ich Iphigenie begegne, dank deines Geschenks nicht wie ein flegelhafter Kerl aussehen."

*

Im Morgengrauen des 9. Januar geht unser ganzes Regiment zu beiden Seiten der Höhe 101,3 — die den Weg in Richtung Kertsch kontrolliert und versperrt — in Stellung, in der auch das kleine verlassene Dorf Sekehé-Ely inbegriffen ist, das uns durch seine Lage günstige Verteidigungsbedingungen bietet. Es schneit nicht mehr. Der Himmel ist hellblau und so klar, daß weit hinter uns die ausgezackte Linie des Jailagebirges zu sehen ist.

Gemäß Befehl sollen wir den Feind so lange wie möglich aufhalten und ihn zwingen, sich mit allen seinen Kräften zu entfalten. Aber diese Kräfte sollen die gesamte Infanterie einer Division sein. Auch wenn seine Bataillone, wie man uns versichert, ziemlich dünn besetzt sind, ist es trotzdem ein Kampf David gegen Goliath. Als Unterstützung hat man uns die Panzerspähwagen-Schwadron des Rittmeisters Christian Meculescu und zwei Batterien, die von Major Trofin geführt werden, zugeteilt. Auch zwei weitere motorisierte Schwadronen sollen kommen, aber sie sind noch nicht eingetroffen.

Einmal ist keinmal! Unsere Schwadron ist in der zweiten Linie, eine Tatsache, die nicht geeignet ist, Raitscha zu befriedigen, denn er kommentiert: „Sie haben uns hierher gesteckt, weil sie fürchten, daß es vorne krachen wird. Die Zeche werden wahrscheinlich wir bezahlen ..." Diesmal ist auch Garbis der gleichen Meinung.

Ein lebhaftes Geknatter bricht in der linken Flanke der vorderen Linie aus. Die Russen versuchen ihren ersten Durchbruch bei der 3. Schwadron, deren neuer Chef erst seit einigen Tagen bei uns ist. Der erste Angriff wird gut abgewehrt, die Russen ziehen sich zurück und sind jetzt im Begriff, sich für einen zweiten Versuch neu zu formieren, aber sie werden durch das gut gezielte Feuer unserer Batterien, das bald vorverlegt wird, zerstreut, so daß auch neue Ansammlungen der sowjetischen Infanterie unter Beschuß genommen werden. Ihre Artillerie schweigt aber, was bedeutet, daß wir noch mit anderen Überraschungen rechnen müssen.

Die Stellung unserer Schwadron befindet sich im Gegenhang, aber auf dem Bergkamm verfügen wir über eine ausgezeichnete Beobachtungsstelle. Von dort aus sehe ich, wie die Bolschewiken in mehreren Wellen dieselbe linke Flanke, die von Rittmeister Chirica gehalten wird, angreifen.

Gut geschützt von einer Talschlucht, die sich längs ihrer Stellung ausdehnt, eröffnen die Kalaraschen der 3. Schwadron das Feuer, als die Angreifer noch ziemlich weit entfernt sind. Nach reiflicher Überlegung ist es auch richtig so. Wenn sie noch länger abwarten, müßten sie sich ohne Gegenwehr von dieser Riesenmenge überfluten lassen, die von mit Maschinenpistolen bewaffneten Kommissaren buchstäblich zum Vorrücken gestoßen wird.

Eine eindrucksvolle Vorstellung. Ganze Reihen von Russen niedergemäht, wie von Sensenhieben. Einigen Überlebenden ist es gelungen, ganz in die Nähe der Verteidiger zu kommen, aber auch diese stürzen zu Boden, einer nach dem anderen. Ist der Angriff zusammengebrochen? Nein, aus dreihundert Meter Entfernung hebt sich eine neue Welle von sowjetischen Angreifern aus der Schneedecke empor und rückt mit Hurra-Geschrei vor. Eine solche Masse von Menschen in Aktion wirkt lähmend auf die viel wenigeren, die ihr gegenüberstehen und die das Gefühl haben, daß sie niedergewalzt, zerquetscht, zerstampft werden.

Die Männer der 3. Schwadron tun alles, was sie noch tun können, aber ihre Feuerkraft ist ungenügend, um alle Anstürmenden niederzulegen. Jetzt wird nicht mehr geschossen. Man wehrt sich mit dem Bajonett, mit dem Kolben der Karabiner ... Es steht fest, die Sowjets haben hier keine Elitetruppen eingesetzt, sondern Lückenbüßer, die mit Wodka angeheitert worden sind, um schonungslos geopfert zu werden. Auch diesmal gelingt den Russen der Durchbruch nicht. Die Unsrigen machen sogar Gefangene, einen ganzen Haufen.

Es ist fast unerträglich, in Sicherheit zu sein und zusehen zu müssen, wie die Kameraden kämpfen, ringen, sich hin- und herwerfen, ohne die Möglichkeit, selbst in das Geschehen einzugreifen, weil das Stichwort für den eigenen Auftritt noch nicht gefallen ist. In solchen Fällen macht der Mensch mehr durch, als wenn er mit dabei wäre.

Beim dritten Angriff können nicht mehr alle Russen zurückgeworfen werden. Ein oder zwei von unseren Zügen haben sich zurückgezogen und bilden jetzt mit dem Rest der Schwadron einen Bogen, aber zwischen dieser Schwadron und den anderen beiden ist eine Lücke entstanden, die gefährlich werden kann.

Von den ersten Verwundeten, die bei uns vorbeikommen, können wir erfahren, daß alle Offiziere der Schwadron mit Ausnahme des Rittmeisters gefallen oder verwundet sind.

Jetzt aber greifen die Russen nicht nur die linke Flanke an, sondern unsere ganze Verteidigungslinie. Ihr Hurräh-Geschrei wird noch stärker und noch wilder. Es sind Trauben von Menschen, die im Laufschritt vorrücken, daß der eine den anderen anrempelt. Sie sind nicht zu beneiden, diese Angreifer, die ohne Gewissensbisse in den Tod getrieben werden. Gezwungen, auf diese Schafherde auf dem Weg zum Schlachthof zu schießen, würde der Tapferste zittern.

Es ist jetzt unsere 1. Schwadron, die mit Höllenfeuer die angreifenden Sowjets empfängt. Oberleutnant Jak Niculescu, der an Stelle des verwundeten Rittmeisters das Kommando übernommen hat, wird auch verwundet. Oberst Christea eilt an Ort und Stelle, setzt an die Spitze der ohne Offiziere gebliebenen Soldaten einen Oberfähnrich von der Stabsschwadron und schickt Coliopol mit seinem MG-Zug zur linken Flanke, wo die Männer der 3. Schwadron mit ihren Kräften am Ende zu sein scheinen und wo jetzt immer mehr Russen durch die entstandene Lücke vorrücken.

In wenigen Minuten stoppen dort die vier Maschinengewehre von Coliopol das Vorrücken der Russen. Er selber aber nimmt die Männer der 3. Schwadron unter seinen Befehl, formiert und ermutigt sie. Dann, an ihrer Spitze, will er die Einbruchsstelle endgültig abriegeln. Er schlägt sich auf Tuchfühlung mit den Bolschewiken. Das Handgemenge ist so verworren, daß ich mich frage, ob ein einziger mit dem Leben davonkommen wird. Wie auf einen Schlag stoppt Iwan und setzt sich in die Richtung ab, aus welcher er gekommen ist. Allein damit gibt sich Coliopol nicht zufrieden. Mit den Leuten, die er unter sein Kommando gebracht hat, nimmt er die Verfolgung der sich zurückziehenden Russen auf, erreicht die ursprüngliche Stellung der Schwadron und setzt sich dort fest.

Die Politruks geben aber die Partie nicht auf. Neue Russen tauchen auf, wütend, gereizt von dem Widerstand des kleinen Haufens, vorwärtsgepeitscht von ihren politischen Kommissaren, die die Zögernden von hinten niederschießen.

Coliopol geht ihnen entgegen, mit Rufen und Gebärden schart er die Kalaraschen um sich, die ihm in einer letzten Anstrengung noch einmal folgen. Man könnte glauben, daß er unverletzbar sei... Eine Kugel trifft ihn am Stahlhelm. Er dreht sich um sich selbst, stürzt in den Schnee, erhebt sich wieder und schreit: „Los, Jungens! Sie dürfen nicht davonkommen!"

Eine zweite Kugel streift seinen rechten Backenknochen. Er blutet. Fällt in die Knie, steht aber wieder auf. Immer von neuem ermutigt er seine Kalaraschen. Die zwei, die an seiner Seite stehen, stammen aus derselben Gemeinde, in der auch er geboren ist: „Wir kriegen sie alle. Ich sage euch, wir kriegen sie alle. Schieß, Stancu, schieß, schieß, schieß . . . !"

Vor diesem mit Blut befleckten, unzerstörbaren Offizier, den die Kugeln nicht zum Schweigen bringen können, auch wenn sie ihm den Kopf durchbohren, geben die Russen die Hoffnung auf. Sie wanken, lassen sich von den Kommissaren nicht länger einschüchtern, versuchen zu fliehen, aber die Panzerspähwagen-Schwadron, unsere eigene und die zwei motorisierten Schwadronen versperren ihnen den Weg. Sie sitzen in der Falle und ergeben sich scharenweise, im ganzen über tausend. Wo man hinblickt, ist der Schneeteppich mit grauen Flecken punktiert, die Toten — auf sowjetischer Seite mehr als zweihundert . . .

Sekehé-Ely bleibt im Besitz der Zweier Kalaraschen. Wer weiß? Vielleicht wird der Name dieses armseligen Dorfes eines Tages auf die Seide der Regimentsstandarte genäht. Für die ganze Entwicklung aber ist das heroische Verhalten des Leutnants der Reserve Mihai Coliopol entscheidend gewesen*.

*

Bis zum Hauptverbandplatz der Brigade wurden die Verwundeten mit Schlitten gebracht. Nach fünf Kilometern, als die Kolonne bergauf vorrückte, bemerkte der Sanitätsunteroffizier, der den Transport begleitete, daß hinter einem Schlitten jemand zu Fuß ging. Es war Coliopol, der auf diese Weise einem Schwerverwundeten — wie er behauptete — mehr Platz im Schlitten machen wollte. Es kann aber auch sein, daß er wegen der Schmerzen, die ihm der Kopfschuß verursachte, zu Fuß marschierte. Wurde ihm das zum Verhängnis? Ich weiß es nicht . . . Im Kriegslazarett von

* Zwei Tage danach wurde unser Kommandeur, Oberst Ion Christea, zu Generaloberst von Manstein beordert, der sich in Stary Krim auf dem Gefechtsstand der 170. I.D. befand, um von diesem den anerkennenden Dank für das Verhalten des Regiments bei Sekehé-Ely in Empfang zu nehmen.

Kerson, wo er schließlich eingeliefert wurde, blieb er noch zwei Tage am Leben.

Der Arzt, der ihn damals behandelte, erzählte mir später, daß Coliopol bis zum Schluß sein Lächeln behielt und die „Blumen des Bösen“ bis zum Schluß neben ihm auf dem Nachttisch lagen. Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, bat er denselben Arzt, ihm ein bestimmtes Gedicht aus dem Buch vorzulesen: „Ein Aas“. Er blieb ganz ruhig und hörte aufmerksam zu bis zur letzten Strophe:

Dann, Schönheit, sag dem Wurm,
Der dich zerfleischt mit Küssen,
Wie treu ich sie gewahrt
Die Göttlichkeit des Wesens,
Der zersetzt, zerrissen
Von meiner Liebe ward.

*

Ich bin durch den Tod meines Freundes Mihai Coliopol so erschüttert, daß ich mich mehrere Tage danach nicht einmal an die Namen meiner Leute erinnern kann, Leute, über die ich alles gewußt habe, Stammort, Familienverhältnisse und wieviel Ackerland jeder hat. Auch die Namen der Ortschaften, durch welche unser Ritt uns geführt hat, habe ich vergessen, obwohl meine Kameraden immer noch behaupten, daß ich ein außergewöhnliches Gedächtnis besitze . . . Der Nervenschock ist so groß, daß ich nicht mehr imstande bin, mich mit einer Sache zu befassen.

Um Coliopol ist eine richtige Legende entstanden, die die Kalaraschen Soldaten anderer Einheiten erzählt haben und dann, in verschiedenen Versionen, die Heimat erreicht hat. Der Stadtrat von Caracal hat einstimmig beschlossen, daß eine Straße nach ihm benannt wird. Nur die wenigen Überlebenden seines Zuges sind schweigsam und lehnen jedes Gespräch darüber ab. Ich habe das Gefühl, daß sie mir auch böse sind, wahrscheinlich weil ich noch am Leben bin. Ich spüre, wie sie sich in ihren Schmerz eingewühlt haben wie in tiefste und dunkelste Höhlen. Coliopol ist von seinen Leuten leidenschaftlich geliebt worden. Er war ihr ganzes Universum von Wahrheit, Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit.

Mihai war vielleicht mein einziger Freund. Er fehlt mir. Ohne ihn ist mein Krieg entvölkert, verödet, ausgestorben, und ich habe

das Gefühl, daß ich keine Lust mehr habe, mich zu schlagen. Aber er ist es, der mir jetzt in Erinnerung bringt, wie stark sein Ideal in ihm verankert gewesen ist: „Wenn wir diesen Kreuzzug gegen den Kommunismus nicht erfolgreich zum Abschluß bringen können . . . dürfen wir trotzdem nicht zweifeln. Es hat sogar Heilige gegeben, die Kreuzzüge verloren haben. Wir sind keine Heiligen . . . Andere werden uns ablösen. Über kurz oder lang werden sie doch siegen . . . wenn sie den Willen besitzen, sich zu opfern . . .“

Coliopol hat diesen Willen besessen; mit einem Lächeln auf den Lippen und mit unbeschadetem Glauben ist er von uns gegangen. Er ist achtundzwanzig Jahre alt geworden. Ein Mädchen wartet auf ihn in Craiova . . .

Und als wir beim nächsten Tagesanbruch im Begriff sind, uns für einen neuen Einsatz fertig zu machen, scheint es mir, als ob seine Stimme das Kommando gibt: *„Incalecarea!“* (Aufsitzen.)

PARTISANEN!

Dac spürt das Gewicht meiner Schwermut. Er legt die Ohren an, schaudert. Ich muß ihm schmeicheln, damit seine Gangart etwas lebhafter wird. Diesmal legen wir eine kürzere Strecke zurück. Die Schwadron wird sich endlich in einem Weiler bei Islam Terek einquartieren.

Die Absicht des Iwan, seine von Kertsch aus vorrückenden Kräfte mit den bei Feodosia gelandeten zu vereinigen, ist gescheitert. Aber auch hier, hinter der Front, die sich bei der Parpatsch-Enge gebildet hat, gibt es keine Ruhe. Die Angehörigen seiner Zerstörungsbataillone wollen unter der Führung ihrer Politruks die Versprengten, die zum harten kommunistischen Kern der zerschlagenen Einheiten gehören, unbedingt wiederbekommen, um die Partisanengruppen, die ihre Stützpunkte im Jailagebirge haben, zu verstärken.

Sehr schnell wird dadurch unser Dasein erschwert, und wir müssen ständig auf der Hut sein.

Zwei Drittel der Krim ist Steppe, nur der südliche Teil ist gebirgig. Von Balaklawa bis Feodosia, das sind mehr als einhundertzwanzig Kilometer, erstreckt sich der Hauptrücken des Berglandes, der den Namen Jaila Dagh trägt. Mit schroffem und wild zerissenem Absturz fällt das Gebirge nach Süden in das Schwarze Meer ab. Aus mehreren reichbewaldeten, durch anmutige Täler getrennten Parallelketten bestehend, ist das Jailagebirge nicht sehr hoch und hält sich mit den beiden Gipfeln Tschadyr Dagh und Babugan unter der 1700-Meter-Grenze. Die mit Strauchwerk bestandenen Schluchten, die engen Täler, die unzähligen Höhlen sind nichts anderes als eine Aneinanderreihung von Verstecken für die Partisanen.

Ihre Aufgabe ist, uns zu beunruhigen, unsere Nerven auf die Probe zu stellen, zu verhindern, daß wir uns zur Ruhe setzen, um uns schließlich zu demoralisieren. Am Anfang ist es ihnen tatsächlich gelungen, uns zu stören, dann aber haben wir uns der Lage angepaßt und entsprechend gehandelt. Die listige, perfide und feige Methode, mit welcher sie operieren, macht aus diesen Leuten, die keine Uniform und keine Erkennungsarmbinde tragen, eine der größten Plagen des Krieges. Wenn wir Quartiere beziehen, müssen wir es so einrichten, daß im Falle eines Partisanenalarms jeder wissen muß, wohin er sich zu begeben und was er zu tun hat. Für diesen Fall sind wir von vornherein gezwungen, ziemlich viele Posten zu stellen.

Der Weiler, den wir besetzen, ist arm und ohne jede Besonderheit. Die Häuser passen sich der Eintönigkeit der Landschaft an. Obwohl Russen, tragen die Einwohner dieselben Runzeln der Misere auf ihren Gesichtern. Die Bewohner des Hauses, in dem Mazilu mich einquartiert hat, sind fort. Ich habe deshalb gedacht, daß ich ungestört eine wohlverdiente Ruhe genießen könne. Aber eben weil keine einheimischen Zivilisten da sind, haben die anderen Offiziere aus meinem Quartier eine Art Stammlokal gemacht.

Das Haus hat zwei Räume. Alles schiebt sich in den hinteren Raum. Eine große Pritsche ersetzt das Bett und wird während des Tages als Diwan verwendet. Ein viereckiger Tisch, drei Bänke und ebenso viele Schemel. Das Feuer in dem großen Ofen summt. Im vorderen Raum halten sich die Melder, die Kuriere und die Truppführer auf, die auf Streife gehen.

Raitscha schenkt jedem, der herkommt, ein Stamperl französischen Kognak ein, mit welchem er reichlich versorgt zu sein scheint.

Niemand weiß, wo er so viele Flaschen dieses wertvollen Getränks organisiert hat. Gefragt habe ich ihn nicht, und anderen ist er nicht gewillt die Quelle zu verraten. Bis jetzt hat sich niemand beschwert. Inzwischen ist immer Kognak da, und die geladenen und nicht geladenen Gäste sind zufrieden.

Der Nachfolger von Coliopol ist schon eingetroffen. Ein schweigsamer, anständiger Lehrer, Leutnant der Reserve Ilie Popescu. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß jemand anderes an die Stelle meines Freundes tritt. Der „Neue" existiert für mich überhaupt nicht. Vom Urlaub aus Bukarest ist auch Oberleutnant Victor Constantinescu zurückgekommen. Für einen aktiven Kavallerieoffizier ist sein Körperwuchs zu klein, was ihn veranlaßt, die fehlenden Maße durch eine übertriebene martialische Haltung zu ersetzen. Er spricht auch kurz abgehackt, weshalb er „der Preuße" genannt wird. Manche behaupten, daß er sich rauh, kasernenmäßig verhält, was aber nicht stimmt. In Wirklichkeit ist dieser Mensch zart und hochempfindlich. Mir ist er sehr freundlich gesinnt und immer bereit, mir einen Gefallen zu tun. Strohblond und gepflegt, ist er ebenfalls der Sohn eines Obersten, was die Beziehungen zwischen uns beiden noch enger knüpft.

Jeden Tag schicken wir auf gut Glück Streifen, um Partisanen zu erwischen. Gefaßt wurde aber bis jetzt keiner. Es ist einmal, zweimal vorgekommen, daß unsere Soldaten Partisanen gestellt haben und dabei eine Schießerei entstanden ist. Sie sind gleich verschwunden und haben drei Tote auf dem Gelände zurückgelassen, aber nur einer davon ist von unseren Leuten getötet worden. Die anderen zwei nicht. So haben wir feststellen können, daß sie bei ihrem Rückzug ihre eigenen Verwundeten umlegen, wenn diese nicht mehr mitgenommen werden können. Das ist auch konform mit der kommunistischen Ethik ...

Die Kameraden kommen zu mir, um sich zu unterhalten, sich zu entspannen und wegen Raitschas Kognak. An diesem Abend, während ich ruhig in dem Buch von Octave Aubry „Der Krimkrieg", allerdings dem von 1854—1855, lese, spielen unser Rittmeister, Leutnant Cornel Angelescu, Hauptmann Tudor Mihaiescu von der „Reitenden" und ein anderer Offizier von dessen Batterie hartnäckig Poker. Lehrer Popescu, der vom Spiel überhaupt keine Ahnung hat, schaut als Kiebitz zu.

Oberleutnant Constantinescu, der neben mir auf dem Diwan sitzt, scheint bedrückt zu sein. Was hat er eigentlich? Ist er so

lustlos, weil er heute Dienst hat? Das ist kaum anzunehmen. Das Stamperl Kognak, das ihm Raitscha angeboten hat, wollte er nicht trinken. Ohne Erfolg versuche ich, mit ihm ein Gespräch anzufangen. Es besteht kein Zweifel, er ist in Katerstimmung. Das passiert uns allen, ist aber vergänglich. Seit einer guten halben Stunde sitzt er so, unbeweglich und abwesend. Dann erhebt er sich und geht ins Vorzimmer, wo sich die Melder befinden, auch der Gefreite Dabuleanu, ein Riese aus Dabuleni, der 20 000 Einwohner zählenden, größten Landgemeinde Rumäniens. Constantinescu ruft diesen zu sich: „Geh und hol mir Lastun, Grigore, Stan . . . Bring mir alle her!“

Bis sie kommen, geht Constantinescu auf und ab, das Klirren seiner Sporen läßt mich aufmerksam werden. Ich spitze die Ohren und kann alles hören, was im Vorzimmer geschieht und was Constantinescu sagt: „Die Uhr ist für dich, Dabuleanu, weil du keine hast . . . Stan, nimm den Füllfederhalter. Er ist nicht mehr neu, aber die Feder ist ganz gut. Die Zigarettendose ist für dich, Grigore. Zeig mir deinen Ringfinger, Lastun. Sieh mal an, der Siegelring paßt genau. Behalte ihn. Dabuleanu, beinahe hätte ich vergessen, gib den Pullover aus meiner Satteltasche einem, der ungefähr so groß ist wie ich. Das Rasierzeug und den Waschbeutel kannst du auch für dich behalten. Gut. Jetzt das Geld. Es ist nicht viel, und ich habe es nicht gezählt. Teilt alles unter euch. Was? Es soll keiner murren. Es ist ein Befehl, den ich euch gebe. Nimm das Geld, Dabuleanu, und teile es. Verstanden? Nehmt alles, Jungens. Ich brauche nichts mehr . . .“

Genau wie ich haben auch die Pokerspieler das alles gehört und sind verblüfft. Der Rittmeister macht sich Sorgen, sich zu mir wendend, sagt er sehr leise: „Hören Sie mal, Emilian, richten Sie es so ein, daß Sie die Gegenstände und das Geld wiederbekommen. Es ist ärgerlich, der Kerl kann den Kognak nicht vertragen. Er ist stockbesoffen. Ein schlechtes Beispiel für seine Leute, ausgerechnet jetzt, wenn er der diensttuende Offizier ist . . . Das kann nicht so bleiben. Ich fürchte, daß ich ihm morgen eine Strafe anhängen muß. Also, machen Sie, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Aber, Herr Rittmeister, er hat den Kognak nicht einmal angerührt . . .“

„Ist schon gut, ist schon gut, aber versuchen Sie nicht, ihn in Schutz zu nehmen. Angelescu, Sie sind an der Reihe, teilen Sie die Karten aus.“

Der Rittmeister hat schon alles vergessen und ist wieder dabei, die Spielkarten, die er in der Hand hält, fachmännisch zu betrachten: „Ich eröffne das Spiel. Zehn Lei. Zwei Karten, bitte . . .“

Constantinescu hat mich in Verlegenheit gebracht. Ich muß unbedingt ganz offen mit ihm sprechen, deswegen stehe ich auf und gehe zu ihm. Er sieht mir mit einem gewissen Mißtrauen entgegen. Aber kaum habe ich den ersten passenden Satz ausgesprochen, als die Stille der Nacht durch Karabinerschüsse unterbrochen wird, denen Maschinenpistolensalven folgen. Die Partisanen!

Oberleutnant Constantinescu setzt seinen Stahlhelm auf, zieht das Kinnband fest, rafft zwei Handgranaten aus dem Vorzimmer zusammen, macht die Haustür energisch auf und verschwindet in der Dunkelheit. Dabuleanu und die anderen drei von seinem Zug gehen ihm nach.

Es ist aus mit der Pokerpartie, und die „vier Buben“, die der Rittmeister in der Hand hält, sind für die Katz’. Vorsichtshalber machen sich alle fertig und sind jetzt auf dem Weg zu ihrer Truppe.

Man hat unsere Quartiere im nördlichen Teil des Weilers angegriffen. Schwach! Sicher eine Falle! Es ist anzunehmen, daß die Brüder anderswo etwas unternehmen werden. Deshalb stelle ich ein lMG in entgegengesetzter Richtung feuerbereit. Garbis, Raitscha und andere, deren Gesichter ich nicht erkenne, sind mir gefolgt. Wieder ein Knallen im Norden, dann nichts mehr. Ich erforsche die Dunkelheit, daß mir die Augen schmerzen. Nichts!

Ein Getrappel in der Hauptstraße. Sechs Partisanen in den typischen schmutzigen, gefütterten Windjacken werden von Männern des Alarmzuges vorwärtsgetrieben. Der siebente sieht sauberer aus. Ein Offizier? Nein, eine Frau. Die ganze Bande wird zu einem ersten Verhör in das Haus gebracht, in dem ich einquartiert bin. Ein Verhör erweist sich als unmöglich. Der Rittmeister verzichtet darauf. Man soll die Gefangenen zum Abteilungskommandeur bringen, der einige Häuser weiter untergebracht ist und wo sich auch der bessarabische Dolmetscher befindet.

Der Rittmeister ist nicht zufrieden, an erster Stelle wahrscheinlich, weil die Pokerpartie unterbrochen worden ist, ausgerechnet in dem Moment, als es ihm gelungen ist, den vierten „Buben“ in die Hand zu bekommen. Sehr sauer sagt er zu mir: „Sehen Sie, Emilian . . . Seine Leute sind gekommen und haben Gefangene gebracht. Der Kerl macht sich nicht einmal die Mühe, mir Meldung zu erstatten. Sind Sie auch jetzt noch der Meinung, daß er nicht

stockbesoffen war? Haben sie schon einmal erlebt, daß ein nüchterner Offizier plötzlich an die Truppe alles verteilt, was er besitzt, von der Uhr bis zum Geldbeutel? Ein stockbesoffener diensttuender Offizier! Nein, nein, das kann nicht so bleiben. Bitte gehen Sie und holen Sie ihn mir her. Sie werden ihn sicher in einem Graben finden. Er kann auch noch eine Lungenentzündung bekommen ..."

Begleitet von Mazilu, Garbis und Raitscha bin ich auf die Suche gegangen, und wir haben den Oberleutnant Victor Constantinescu auch sehr rasch gefunden, nicht in einem Graben, sondern an einen Zaun gelehnt, mit dem Koppel an einen senkrechten Pfahl gefesselt, so daß er nicht zu Boden stürzen kann. Constantinescu ist weder „stockbesoffen" noch in Gefahr, eine Lungenentzündung zu bekommen. Er ist tot. Eine Kugel direkt in den Mund. Wie aus einem überfüllten Rotweinglas fließt ihm das Blut den Hals hinunter, um sich mit dem Karminrot der Kragenspiegel zu vereinigen.

Ein geheimnisvoller Bote, den kein Posten und keine Streife hat aufhalten können, hat den Oberleutnant Victor Constantinescu zwei Stunden vorher gewarnt, alle Vorkehrungen zu treffen, weil er mehr als seine Habe, weil er sein Leben verlieren werde.

Von diesem Schicksalsschlag bin ich tief getroffen. Wie berauscht und mit trüben Augen eile ich zum Abteilungskommandeur, um mir die gefangenen Partisanen anzusehen. Man ist eben im Begriff zu versuchen, „Baetzel", Knäblein, denn so wird Rittmeister Neculce genannt, aufzuwecken. Als er endlich in der Türeinfassung auftaucht, lese ich in seinem Gesicht, daß er einen sehr schweren Katzenjammer hat. Als er den Mund aufmacht, bestätigt seine undeutliche Sprechweise meine Vermutung. Rittmeister Neculce, Generalstabsoffizier, der bei der Truppe bleiben will, mutig, etwas draufgängerisch, sehr guter Reiter, liebt in seiner freien Zeit die guten Fläschchen. Hier haben wir genug Freizeit ...

Er netzt den zu trockenen Gaumen mit der Zunge, ist aber nicht wütend. Im Gegenteil, er prüft mit ungläubigen Augen die Frau, die den Kopf umwendet, damit sie seinem Blick nicht begegnet, und fragt die Leute von der Eskorte, ob auch diese Frau bewaffnet gewesen sei. Als das verneint wird, grinst Neculce unangenehm und wendet sich zu dem Dolmetscher: „Sag dieser Frau, daß die rumänische Kavallerie keine Frauen gefangennimmt. ‚Madame' kann gehen ..."

Wir sind alle wie versteinert, und als der Dolmetscher der Frau übersetzt hat, was Neculce eben sagte, schneidet sie eine ganz üble

Grimasse. Sie glaubt wahrscheinlich, daß es sich um einen Scherz handelt. Man hat sogar den Eindruck, daß sie auf den Boden spukken will, was Neculce veranlaßt, aufzuspringen und laut auszurufen: „Das ist keine Dame, sondern eine scheußliche Partisanenmatratze. Sie soll sich zum Teufel scheren."

Leutnant Popescu schreitet ein: „Aber Herr Rittmeister, diese Frau gehört zu der Bande, die Oberleutnant Victor Constantinescu getötet hat. Wir können sie nicht laufenlassen."

„Sie haben mir nichts vorzuschreiben. Verstanden? Eine Frau bleibt eine Frau. Mit den anderen: kurzen Prozeß, hinter die Scheune, aber sie soll verschwinden. Sofort!"

Verwirrt zaudert die Russin einige Sekunden, dann stammelt sie: „*Balschoi spassiba ... Balschoi spassiba ...*" (Großen Dank! Großen Dank.) Sie beugt den Kopf, geht ein paar Meter rückwärts, dann dreht sie sich um und fängt an zu laufen. Und läuft und läuft, aus dem Dorf hinaus, in die mit Schnee bedeckte Weite, mit der Angst in den Knochen, daß man trotzdem nach ihr schießen werde.

Wir kommen wieder ins Haus zurück. Garbis sucht vergebens nach jemandem, der sein Partner bei „Einmal so, einmal so", dem berüchtigten Kartenspiel, sein möchte, bei welchem man am meisten mogeln kann.

Mazilu legt sich vor meiner Tür zum Schlafen hin. Schlafen möchte ich auch, aber ich habe ein Gefühl, als ob ich ersticken würde. Es war zu viel auf einmal an diesem Abend. „Raitscha, hast du noch eine Flasche Kognak?"

„Sogar noch drei, vorläufig, aber ich denke, daß Sie nicht die ganze Flasche allein austrinken werden."

„Her damit!"

Er bringt die Flasche und entfernt sich schweigend. Ich strecke mich auf dem Diwan lang aus. Ich trinke aus der Flasche, einen Schluck und noch einen, wie einer, der sich dem Alkohol ergeben hat, diesem Alkohol, der das Leben einer Frau gerettet hat, während ein anderer, der ihn nicht getrunken hat, in den Tod gerannt ist. Nach jedem Schluck tobt es in meinen Ohren: „Nehmt alles, Jungens. Ich brauche nichts mehr ..."

Ich sehe den Mund des Oberleutnants Constantinescu, aus welchem das Blut fließt ... Noch einen Schluck. Meine Augen verschleiern sich, und ich falle in einen tiefen Schlaf, zum erstenmal in meinem Leben betrunken, hier bei Islam Terek.

Bei der Rückeroberung der Stadt Feodosia, die hauptsächlich durch deutsche Truppen erfolgt ist, sind auch zwei Schwadronen unseres Regiments beteiligt gewesen, die die dort eingesetzte 4. rumänische Gebirgsbrigade verstärkt haben.

Als sie wieder zu uns stoßen, erzählen uns die Angehörigen dieser beiden Schwadronen, was sie nach der Wiedereinnahme der Stadt gesehen haben.

Als Feodosia nach der Landung der Sowjets Ende Dezember 1941 geräumt werden mußte, sind sechzig bis achtzig Schwerverwundete und an Lungenentzündung Erkrankte, die nicht mitgenommen werden konnten, in einem Feldlazarett zurückgelassen worden, mit einem Stabsarzt, einem Assistenzarzt und ungefähr zehn Sanitätern.

Selbstverständlich wollte man sich nach der Rückeroberung erkundigen, was aus diesen Leuten geworden ist. Der Hof des Feldlazaretts bot ein Bild unvorstellbarer Grausamkeit: Alle Verwundeten und Kranken sind aus dem Fenster in den Hof geworfen worden, nachdem man ihnen die Verbände weggerissen und bei manchen die Wunden mit dem Bajonett bearbeitet hat. Wer weiß, wie lange sie nach dem Fenstersturz noch gelitten haben, bis sie endgültig, nun durch Erfrieren, qualvoll gestorben sind. Sie lagen jetzt alle im Schnee. Die beiden Ärzte und die Sanitäter haben diesen dornenreichen Weg ins Jenseits nicht mitgehen müssen. Sie sind durch Genickschuß getötet worden. Schrecklich!

*

Das Generalkommando des rumänischen Gebirgskorps, dem unsere Brigade jetzt unterstellt ist, ordnet an, daß wir zum Ausruhen und zur Wiederherstellung in Dschwar Yourt Quartiere beziehen sollen. Das ist eine größere Ortschaft, die sich etwa fünf Kilometer östlich vom Bahnhof Isky-Gramatikowa befindet. Trotz seines tatarischen Namens wird Dschwar Yourt fast ausschließlich nur von Russen bewohnt, die aus dem südlichen Teil des alten Gouvernements Nischnij Novgorod hierher gebracht worden sind, als die sogenannte NEP-Periode 1929 zu Ende ging. Die meisten sind ehemalige Kulaken, orthodoxe Christen und einige Sektierer, die als „Raskolniki" bezeichnet werden, also Abtrünnige. In den Reihen dieser Abtrünnigen haben die Kommunisten bestimmt keine Freunde.

Was aber die „Rechtgläubigen", also die Orthodoxen anbetrifft, kann man nicht für jeden die Hand ins Feuer legen. Auffallend ist einer, der sich als eifriger Christ ausgibt, aber ein stattliches und geräumiges Haus, das einmal einem Gutsbesitzer gehörte, allein mit seiner Familie bewohnt. Er heißt Fedor, ist gut mit Speck und Wodka versorgt und bemüht, hauptsächlich mit unseren Unteroffizieren Beziehungen anzuknüpfen. Wir haben vorsorglich ein Auge auf ihn.

Außer unserer Schwadron, zwei MG-Zügen und dem Krankenrevier des Regiments beherbergt die Ortschaft auch eine Art Sortier- und Verhörstelle für sowjetische Kriegsgefangene, die von einem deutschen Major baltischer Abstammung geführt wird, der über einen ganzen Stab von Sonderführern verfügt. Die Wachmannschaft des Lagers besteht in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Tataren, Kosaken, Georgiern und Ukrainern, die selber Angehörige der Sowjetarmee gewesen sind und jetzt deutsche Uniformen tragen, allerdings ohne Hoheitsabzeichen und ohne die Kragenlitzen der Wehrmacht. Sie sind aus Beutebeständen mit Trommel-Maschinenpistolen bewaffnet. Diese Freiwilligen werden ab und zu auch auf Jagd nach Partisanen geschickt und scheinen für solche Einsätze sehr geeignet zu sein.

Das Haus, in dem ich untergebracht bin, ist bescheiden, hat aber den Vorteil, über drei Räume zu verfügen. Im Vorzimmer haben sich meine drei Schutzengel Mazilu, Garbis und Raitscha eingenistet, ein kleiner Raum dient als Schlafzimmer für mich, und in einem viel größeren Raum schließlich kochen, schlafen und wohnen die Angehörigen von Volodia, dem Hausherrn, nämlich seine Frau Marussia, die Tochter Olga und die beiden Söhne Andreij und Sergeij.

Volodia, der den Ersten Weltkrieg als Soldat des Zaren mitgemacht hat, ist fünfzig Jahre alt, aber man kann ihn leicht auf siebzig schätzen, so verbraucht und entkräftet sieht er aus. Die Frau, in mittleren Jahren, scheint die harte Arbeit und die Verfolgung besser überstanden zu haben, sieht noch gut aus, ist geschwätzig und auch ziemlich neugierig. Olga, die neunzehnjährige Tochter, ist lieblich, zuvorkommend und intelligent, jedoch ein wenig eitel, was ihre beiden jüngeren Brüder veranlaßt, sich über sie lustig zu

machen. Im Grunde genommen haben Andreij und Sergeij nur Interesse für unsere Waffen, besonders für meine Pistole, die sie gerne einmal in die Hand bekommen möchten.

Schon mehrmals, wenn ich spät nach Hause gekommen bin, habe ich geheimnisvolle Gespräche hinter ihrer Tür gehört. Wegen des Schnees an meinen Sohlen denke ich, daß sie diesmal meine Schritte nicht hören werden. Ich öffne ganz leise die Haustür, mache meinen „Leibwächtern" ein Zeichen, daß sie ganz ruhig bleiben sollen, schleiche mich zu der Tür des Wohnraumes der Familie und spitze die Ohren, um zu erfahren, was für ein Komplott dort drinnen geschmiedet wird. Wer weiß, was für einen Brei die Partisanen für uns kochen, den wir dann an einem der nächsten Tagen mit bitterem Geschmack auslöffeln müssen?

Man hört nur die Stimme von Volodia. Er allein spricht, und die ganze Familie hört zu. Nein, er spricht nicht, er liest aus einem Buch vor, das wir alle kennen. Es ist das Neue Testament, um genau zu sein, die Stelle, wo Jesus von Judas auf den Berg gelockt wird. Volodia fügt hinzu, daß in der Haut des Judas der Teufel steckt. Als er mit dieser Interpretation fertig ist, mache ich die Türe auf.

Eingeschüchtert stehen alle auf. Wider seinen Willen bekreuzigt sich Volodia, als ob der Teufel in Person erschienen sei. Aber sehr schnell beruhigen sich alle, nachdem ich ihnen versichert habe, daß wir auch Christen sind und sogar Anweisungen haben, der Bevölkerung bei der Religionsausübung Hilfe zu leisten.

Volodia hört aufmerksam, was ich ihm zu erklären bemüht bin, scheint aber alles mit Mißtrauen zur Kenntnis zu nehmen. Dann schaltet sich seine Frau ein, lebhaft gestikulierend: „Kurz vor ihrem Rückzug wechselten die Bolschewiken, die zwanzig Jahre lang alles getan haben, um die Kirche zu vernichten, und uns erbarmungslos verfolgt haben, plötzlich ihre Ansicht und wollten uns beibringen, daß die Religionsfreiheit in der Sowjetunion wiederhergestellt wird. Die Deutschen aber hätten bei sich zu Hause alle Geistlichen ins Gefängnis gesteckt oder liquidiert. Die Nazis und die anderen Faschisten, die Rußland überfallen haben, seien Teufelskinder, die auf ihrer Brust, an der Mütze und auf ihren Fahnen sogar das Zeichen des Teufels tragen.

Solche Märchen habe ich nicht geglaubt, weil ich seit eh und je weiß, daß die Bolschewiken, wenn sie bedrängt sind, umschwenken und etwas Neues erfinden. So war es auch nach dem Ende des Bürgerkrieges. Um die Städte mit Lebensmitteln versorgen zu

können, haben sie uns Kulaken ein paar Jahre über Wasser gehalten, aber nur so lange, wie sie uns brauchten. Gleich danach sind die aus uns losgegangen, haben uns alles, was wir hatten, genommen, haben uns verfolgt, viele unserer Angehörigen in Scharen erschossen, den Rest vertrieben, deportiert, hierher gebracht, wo der Boden wenig gibt und wo wir gezwungen sind, auf dem Sowchos wie Sklaven zu ‚roboten' . . . Roboten, roboten, damit die Parteifunktionäre und die Politruks ein herrliches Leben führen können . . ."

„Ihre Frau hat recht, Volodia", sage ich, „selbstverständlich ist alles, was euch die Bolschewiken erzählt haben, nicht wahr. Nicht nur, daß in Deutschland die Priester nicht ins Gefängnis gesteckt worden sind, sondern die deutschen Priester sind als Feldgeistliche bei den deutschen Truppen. Wir haben auch einen bei der Brigade, und jedes rumänische Infanterieregiment hat seinen eigenen Feldgeistlichen. Wenn die Bevölkerung es will, können wir einen von unseren ‚Popen' holen, der einen Gottesdienst halten würde und auch nichts dagegen hätte, wenn sich ein russischer Pfarrer finden würde, der bereit ist, das gleiche zu tun . . ."

Volodia schweigt, denkt nach, blickt fragend auf seine Frau, die zustimmend mit dem Kopf nickt, und wendet sich schließlich zu mir: „Ja, es ist jemand im Dorf, der die Messe noch lesen kann . . ."

Gleich am nächsten Morgen kommt Volodia mit einem sehr alten Mann zu mir, dessen grauer, schütterer Bart so lang ist, daß er bis zum Gürtel reicht, mit welchem seine abgetragene Rubaschka zugebunden ist. Seine Nase ist spitz und tropft, die kleinen, graublauen Augen sind benetzt, er hat knochige Hände, ganz zerfetzte Hosen und trägt Filzstiefel. Volodia hat den russischen Popen aus seinem Versteck ausgegraben.

Ich frage ihn nicht einmal, wie er heißt, aber Garbis, erfinderisch, wie er ist, hat schon einen passenden Namen. Er nennt ihn ab sofort Felix. Ich gehe zum Rittmeister und melde ihm den Vorfall. Vorsichtig und um sich abzusichern, ruft dieser den Oberst an, der uns grünes Licht gibt. Der auferstandene Pope „Felix" darf also die orthodoxe Messe in Dschwar Yourt lesen.

Marussia und Olga nähen, flicken und bessern die von Motten stark zerfressenen Priestergewänder aus. Dann ist es soweit! Dieser erste Gottesdienst findet im Freien statt, im Schnee. Es ist eine richtige religiöse Kundgebung, denn außer der einheimischen Bevölkerung sind auch alle unsere Soldaten dabei sowie Georgier, Kosaken und Ukrainer, die zur Wachmannschaft der Sammelstelle

für sowjetische Gefangene gehören. Der Pope liest mal aus diesem, mal aus einem anderen Buch, während Volodia beim Umblättern hilft und ein nur aus älteren Frauen bestehender improvisierter Chor die lithurgischen Antworten gibt.

Andächtig, in tiefer Frömmigkeit, folgen die Alten und die Älteren dem Gottesdienst, bekreuzigen sich fast jedesmal, wenn ein Satz zu Ende gelesen worden ist und fallen ziemlich oft in die Knie. Die Kinder sind ganz brav, aber ich habe den Eindruck, daß die jungen Leute mehr belustigt als beeindruckt sind. Manche grinsen und schwatzen miteinander. Der Pope liest schrecklich langsam, bringt die Blätter des Gebetbuches durcheinander, stockt bei manchen Stellen ... Das ganze dauert drei Stunden, so daß ich mit meiner gottesfürchtigen Initiative am Ende nicht ganz zufrieden bin.

Von diesem Tag an wächst unser Ansehen bei der Einwohnerschaft von Dschwar Yourt sprunghaft an. Man kann sagen, daß die Einheimischen uns aufgenommen, uns adoptiert haben. Wir sind das Objekt von rührenden, unerwarteten Zärtlichkeiten. Gleichzeitig aber macht dieses Ereignis Schule. In den benachbarten nicht tatarischen Dörfern sind auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, überall Popen aufgetaucht, alte und jüngere, mit echten Bärten und selbstgebastelten großen russisch-orthodoxen Kreuzen. Ich bin sicher, daß die meisten dieser frommen Leute niemals die Türschwelle eines Seminars überschritten haben, aber was wir ins Rollen gebracht haben, kann nicht mehr aufgehalten werden.

In Dschwar Yourt ist man auch mit ungefähr hundert Taufen im Rückstand geblieben. Mehrere Familien, die das nachholen wollen, möchten mich als Taufpaten haben. Unter denjenigen, die getauft werden sollen, befinden sich auch fünfzehn- und sechzehnjährige Mädchen. Und weil der Täufling gemäß dem orthodoxen Ritus im Wasser vollkommen untergetaucht werden muß, wird beschlossen, daß diese Mädchen angekleidet getauft werden sollen. Als Ersatz für das Taufbecken, das nicht mehr zu finden ist, verwendet man ein altes Benzinfaß der MTS-Station der Sowchose, wo auch die Zeremonie stattfindet.

Es werden auch Taufscheine ausgestellt, auf einem einfachen Schulheftblatt, auf dem der Name des Taufpaten angeführt wird. Dem guten Popen „Felix“ macht es nichts aus, mich unter meiner Nase als waschechten Russen anzuführen: Iwan Valerianowitsch Jemilianov ... Und weil bei der Taufe, wie es sich gehört, der Pope auch ein Geschenk bekommt, sind in der Ortschaft, in der sich unser Regimentstroß befindet, gleich zwei Popen aufgetaucht, von denen jeder mehr Taufkandidaten an sich reißen will als der andere und die deshalb in hartem Konkurrenzkampf stehen ... Sonst aber wird die Taufaktion reibungslos weiter durchgeführt.

*

Eines abends, als ich nach Hause komme, hat die blonde Olga Besuch, eine reizende junge Person, die sie mir vorstellt: Tatiana. Durchaus bezaubernd diese Tatiana! Das Gesicht in seiner Gesamtheit ist bei weitem nicht perfekt, aber man bekommt den Eindruck, daß es trotzdem vollkommen ist, wenn man es im einzelnen studiert: ganz dunkle Augen, eine kleine Nase, sehr fein gezeichnete Lippen, ein leicht spöttelnder Mund, die hellbraunen Haare in Schnecken über den Ohren frisiert, so daß sie die kleinen porzellanartigen Ohren fast verstecken; all das ist geeignet, ein Herz zu beunruhigen. Mein Herz ist nicht beunruhigt, dennoch möchte ich mich gern mit dieser reizenden Person unterhalten. Ohne viele Umstände zu machen, ist sie einverstanden, daß ich sie auf dem Heimweg begleite.

Als erstes kann ich erfahren, daß sie auf der Hochschule moderne Sprachen studiert. Mit ihrem Deutsch, ihrem Französisch und meinem sehr mittelmäßigen Russisch wird das Zwiegespräch schnell amüsant. Wir kommen sehr bald vor ihr kleines Haus, so klein, daß überhaupt niemand einquartiert worden ist. Sie wohnt allein mit ihrer Mutter, die krank zu sein scheint. Weitere Fragen stelle ich nicht, aber bevor ich mich verabschiede, machen wir aus, daß wir uns am nächsten Tage wiedertreffen.

Als sie kommt, bin ich gerührt über ihre würdige Haltung trotz ihrer Armut. Der lange Rock, den sie trägt, hat kaum eine Form, die zu enge Wolljacke preßt ihre Brust zusammen, und die Strümpfe, ebenfalls aus dicker, schwarzer Wolle, bringen ihre zarten Beine aus der Form. Instinktiv habe ich für sie eine große Achtung.

Sie geht jetzt neben mir, und ich weiß noch nicht, über was wir sprechen sollen, aber Tatiana versäumt keine Zeit: „Sie machen den Eindruck eines liebenswürdigen Menschen. Ich kann mich auch täuschen, wenn ich auch diese Medaillenbänder, die Sie tragen, in Kauf nehmen würde. Haben Sie schon viele Russen getötet? Warum kämpfen Sie eigentlich?“

„Wir kämpfen, weil die Sowjets mitten im Frieden rumänische Provinzen besetzt haben. Wir sind also in den Krieg gezogen, um unsere Brüder zu befreien."

„Ich verstehe, Sie meinen die ‚Moldowaner', aber warum sind Sie bis hierher gekommen, mit den Deutschen?"

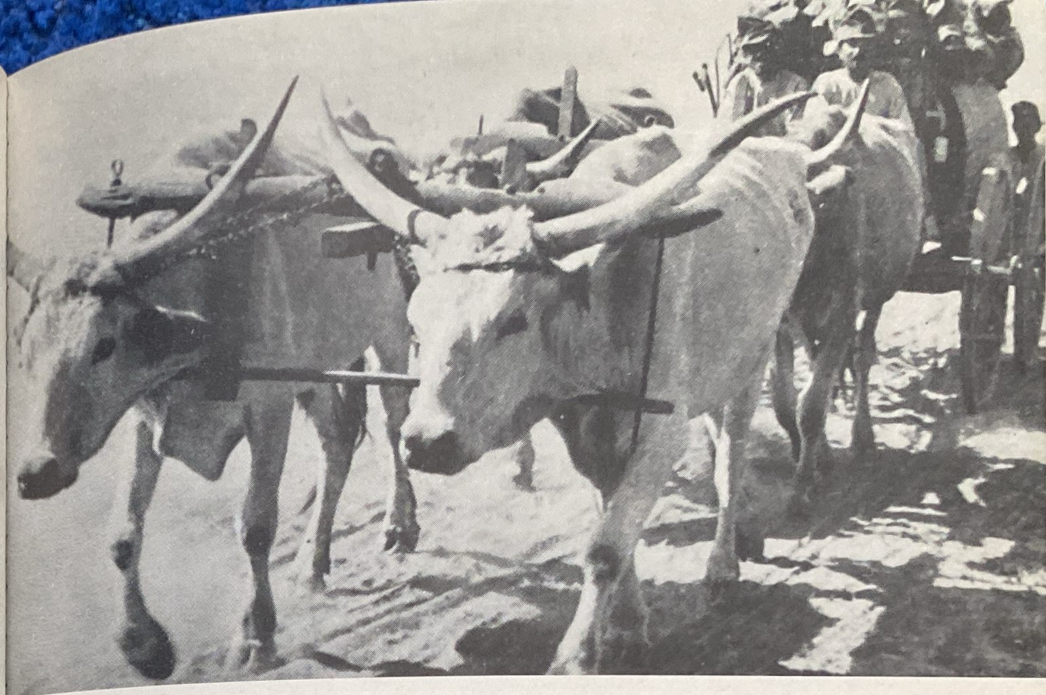
„Die Deutschen sind unsere Verbündeten, die uns geholfen haben, ein nationales Anliegen durchzuführen. Ein Bündnispartner muß bis zum Schluß an der Seite des anderen stehen. Genau wie die Deutschen wollen auch wir, daß man den Kommunismus endlich zur Strecke bringt und die Menschen, die unter diesem System zu leben gezwungen sind, wieder frei werden ..."

Tatiana ist vor einem großen Plakat stehengeblieben, auf welchem Adolf Hitler abgebildet ist und in russischer Sprache steht, daß das russische Volk und alle Völker der Sowjetunion vom bolschewistischen Joch befreit werden. Solche Plakate wurden an verschiedenen Stellen angebracht. Schalkhaft auf mich blickend, sagt Tatiana: „Nehmen wir an, daß Hitler tatsächlich dem russischen Volke die Freiheit geben will. Glauben Sie, daß wir diese Freiheit akzeptieren werden? Wir haben uns niemals von einem anderen Volk beeinflussen lassen. Niemals! Wir haben eine Aufgabe. Mit den Kommunisten oder ohne Kommunisten, unser Schicksal wird sich erfüllen. Ich gehöre einer Welt an, die eine andere ist als Ihre Welt. Bei Ihnen ist alles leichtsinnig und — verzeihen Sie mir, wenn ich das ganz offen sage — verdorben. Wir aber nehmen alles sehr ernst. Sie werden mir erwidern, daß die Männer bei uns trinken, bis ihnen Hören und Sehen vergeht. Es ist wahr, aber unsere düstere Landschaft, die endlose Ebene, wirkt in dieser Richtung verführerisch. Verkommene Menschen sind sie aber deshalb nicht. Bei Ihnen ist mehr Sittenlosigkeit, gibt es mehr Laster und schlechte Beispiele. Sie haben zehn Jahre lang einen König geduldet, der ein Tyrann war, der die Staatskasse für seine eigene Tasche hielt, der seinen Günstlingen alles erlaubte und gleich erfüllte, was seine Geliebte, Madame Lupescu, sich wünschte, vom Bau eines neuen Palastes bis zur Beseitigung des Regierungschefs ..."

Es ist mir unangenehm, das zu hören, ich versuche diese kleine Studentin einigermaßen zu bremsen: „Woher wissen Sie das alles?"

„Wir leben nicht auf dem Mond. Der Rundfunk, die Zeitungen haben darüber berichtet."

Ich wage trotzdem die Bemerkung: „Kommunistische Propaganda ..."



Der Troß ... Mit Ochsengespannen führt die mit Fahrzeugen nur dürftig ausgestattete rumänische Infanterie Verpflegung und Gepäck nach.

Rumänischer Militärfriedhof bei Sadowoje (Kalmückensteppe Oktober 1942).





Rotarmisten ergeben sich in der Kalmückensteppe.



Die 2. Schwadron des Kalaraschen-Regiments 2, mit Rittmeister I. V. Emilian an der Spitze, in der Kalmückensteppe. Vorbeimarsch vor dem Kommandeur der 16. deutschen Infanterie-Division (mot.).

Sowjetische Kriegsgefangene in der Kalmückensteppe.



Kalmücken — unsere treuen Verbündeten.





Auf der Krim wird ein sowjetischer Landungsversuch von Verbänden der rumänischen Armee nach erbitterten wechselvollen Kämpfen abgewiesen.

Anerkennung des deutschen Verbündeten: rumänische Gebirgsjäger werden für ihre Tapferkeit bei den Kämpfen am Kuban-Brückenkopf mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Sie sieht mich mit ihren schönen Augen an: „Im Ernst, können Sie behaupten, daß das nicht wahr ist?“

Wie konnte ich behaupten, daß alles, was sie über Carol II. gehört hat, Lüge ist? „Zum Teil ist es wahr, Tatiana, aber um alles zu verstehen, müssen Sie auch etwas über die rumänische Geschichte wissen. Die rumänischen Länder befanden sich gerade dort, wo sich die Interessen mächtiger Reiche kreuzten. Als die Türken sahen, daß sie sich in ihrem Bestreben, in das Herz Europas vorzudringen, auf die Fürsten der Moldau und der Walachei nicht stützen konnten, setzten sie ihre eigenen Leute an die Spitze beider rumänischer Länder, Angehörige griechischer Familien, die seit langer Zeit in türkischen Diensten standen. Weil die meisten aus Fanar kamen, einem Stadtteil von Konstantinopel, nannte man sie Fanarioten. Jeder Fanariot erkaufte sich von den Türken den Thron und war deshalb bestrebt, während seiner Herrschaft nicht nur die bezahlte Summe wieder hereinzubringen, sondern auch beträchtliche Gewinne zu erzielen.

Sie kamen nicht allein, die Fanarioten, sondern brachten ihre Verwandten und eine ganze Gefolgschaft von Leuten mit, die sich bereichern wollten. Das rumänische Volk wurde ausgeplündert, Willkür und Korruption wurden eingeführt. Der Ausdruck ‚Bakschisch‘, der bei uns für Schmier- und Trinkgeld verwendet wird, ist kein rumänisches, sondern ein türkisches Wort, das in der Fanariotenzeit bei uns Eingang fand.

Nach den Fanarioten und nach dem Verfall des osmanischen Reiches erlebten wir eine Folge von russischen Besetzungen. Die Russen zwangen uns ihre eigene Verwaltung auf und machten die Tore für diejenigen, die sie loswerden wollten, weit auf, hauptsächlich für die Juden.

Als Rumänien 1878 nach dem russisch-türkischen Krieg, an dem wir auch beteiligt waren und für den wir einen hohen Blutzoll zahlen mußten, unabhängig wurde, konnte das Erbe unserer Unterdrücker nicht von heute auf morgen aus der Welt geschafft werden, um so mehr, als eine führende Klasse sich im Lande gebildet hatte, die nicht rumänischer Abstammung war und durch die ein gewisser Byzantinismus und levantinische Sitten und Methoden weiterlebten.

Gegen diese führende Klasse und gegen die Entfremdung des Landes entstand 1922 eine Bewegung der nationalen Erneuerung, die hauptsächlich von der Hochschuljugend ins Volk getragen wur-

de. Mit äußerster Kraft und sich aller Mittel bedienend, versuchte die führende Klasse, den Vormarsch dieser Bewegung zu verhindern. Mit der Komplizität von Madame Lupescu war Carol II. nichts anderes als das Hauptwerkzeug derjenigen, die ihre ausbeuterische Machtstellung behalten und ausbauen wollten. Carol II. wurde schließlich gezwungen abzudanken, und man jagte ihn aus dem Lande. Er hat nur Scherben und Schande hinterlassen. Durch unseren Beitrag an diesem Feldzug gegen den Bolschewismus wollen wir uns auch der schändlichen Erbschaft dieses Königs entledigen ..."

„Ich stimme Ihnen zu. Jedes Volk hat das Recht, sich von der Fremdherrschaft zu befreien. Sehen Sie, in dieser Hinsicht haben die Bolschewiken etwas geleistet. Während der Zarenzeit hatten die Deutschen in Rußland viel zu sagen: deutsche Prinzessinen, deutsche Generäle standen an der Spitze unserer Armee, deutsche Barone und deutsche Großgrundbesitzer, während die Industrie, die Gruben und die Erdölausbeutung in den Händen der Engländer und der Franzosen waren. Die Bolschewiken haben alles enteignet und die ausländischen Ausbeuter aus dem Land vertrieben ..."

Ohne zu wollen, hat mir Tatiana mit diesem Ausbruch von Fremdenhaß eine Waffe geliefert, von welcher ich sofort Gebrauch mache: „Und Sinowiew-Apfelbaum, Lew Dawidowitsch Trotzki-Bronstein, Radek-Sobelsohn und Lew Kamenev-Rosenfeld, Lasar Moissewitsch-Kaganowitsch und Boris Feldmann, Leiter der Hauptverwaltung der Roten Armee, und die erste Frau, die Kommissarin der Roten Armee wurde, die Gottlieb-Bosch, und der Hauptankläger Aron Solz ... Waren das alles Russen?"

Bei diesem bolschewistischen Führerverzeichnis versucht Tatiana durch ein gezwungenes Grinsen gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber sie gibt sich nicht geschlagen: „Ja, ja, das ist Vergangenheit ... Einige gibt es noch, aber das wird nicht mehr so bleiben. Diese haben auch geglaubt, daß sie uns unterkriegen werden, aber die echten Russen haben immer das letzte Wort. Sie werden schon sehen ..."

„Meinetwegen können die, die Sie als ‚echte Russen' bezeichnen, das letzte Wort haben, dort, wo sie zu Hause sind, aber nicht in der Ukraine, nicht in den baltischen Ländern, nicht im Kaukasus und nicht in vielen asiatischen Gebieten, wo andere leben und das Recht haben, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen. Sehen Sie sich diese Tataren, diese Kaukasier und die Ukrainer an, die jetzt ihre

russischen ‚Brüder' bewachen und die bereit sind, auch gegen die Russen zu kämpfen ..."

Leidenschaftlich, anmaßend und einen anderen Ton anschlagend, erwidert Tatiana: „Diese zählen nicht. Sie werden bereuen, was sie heute tun. Denken Sie an Napoleon, der sogar Moskau eingenommen hat. Er flüchtete wie ein Dieb, und von seiner ‚Grande Armée' ist nicht viel übriggeblieben ..."

Die freche Art, mit welcher sie das sagt, bringt mich aus dem Häuschen: „Hör mal zu, Tatiana, du bist eine große Kommunistin."

„Kommunistin? Ich weiß es nicht, aber gewiß keine große, weil ich bis jetzt nichts für den Kommunismus getan habe."

„Du kannst es nachholen. Du kannst deinen Genossen alles sagen, was du hier bei uns gesehen hast, und ihnen auch ein bißchen helfen, mich ins Jenseits zu schicken."

„Nein, das werde ich nicht tun, aber morgen, wenn wieder Frieden ist, werde ich für Rußland vieles tun ..."

„Gut, warte auf den Frieden. Bis dahin, auf Wiedersehen ..."

Ihren fanatischen Glauben, ihren flammenden Nationalismus und den Mut, mit welchem sie mir alles ins Gesicht gesagt hat, bewundere ich, aber sehen möchte ich sie nicht mehr.

Ist es reiner Zufall, oder steht sie mit Absicht an meinem Weg, das weiß ich nicht, aber gleich am nächsten Tag treffe ich sie wieder: „Habe ich Ihnen Böses getan? Bitte, verzeihen Sie mir."

Ich habe den Eindruck, daß sie dies alles offenherzig sagt. Mit verlangsamtem Schritt gehen wir weiter. „Was willst du später werden?"

„Eine ganz kleine Lehrerin für lebende Sprachen ... Ich möchte dann in der Masse des russischen Volkes verschwinden wie der Zar Alexander der Erste."

„Aber vorher doch heiraten ... ?"

„Das weiß ich nicht genau, so schnell wird es nicht gehen, denn ich will nicht nur einen Mann bekommen, sondern einen richtigen Gefährten auf demselben Weg, einen gleichdenkenden, einen aus meiner Rasse ..."

Sie will mir nun die alte Platte vorspielen, denke ich, aber im selben Augenblick macht sie einen Fehltritt und stolpert im Schnee. Ich will sie auffangen und fasse sie am Arm, aber doch mit ziemlich starkem Griff. Es ist das erste Mal, das ich sie anrühre. Sie gewinnt rasch ihr Gleichgewicht, macht sich los, und, ohne mich anzublicken, bedankt sie sich mit einem eiskalten *„Spassiba"*.

Seitdem ist mir Tatiana zwar mehrmals auf der Straße begegnet, aber miteinander gesprochen haben wir nicht mehr. Ich habe trotzdem bemerkt, daß sie seitdem nie die schöne, hellblaue Bluse getragen hat wie an jenem Tag, an dem sie sich mit mir getroffen hat. Es war vielleicht ein kleines Stück Himmel, das sie mir schenken wollte. Vielleicht!

*

Es sind mehr als drei Wochen vergangen, seit wir eine Art Garnisonsleben in Dschwar Yourt führen, ohne daß die Partisanen auch nur einmal versucht hätten, unser friedliches Dasein zu trüben. An anderen Stellen der Krim muß es aber ganz anders sein, denn das Oberkommando der Armee ist besorgt über ihre Tätigkeit. In diesem Sinne verständigt mich der Oberst, daß ich mich nach Karassubasar begeben muß, um im Rahmen eines Lehrganges für den Kampf gegen die Partisanen ausgebildet zu werden.

Ein „Tatra"-Geländewagen holt mich ab. Zusammen mit drei anderen Kameraden machen wir uns auf den Weg, der über Stary Krim nach Karassubasar führt. Gleich nach Stary Krim verläuft der Weg in Serpentinen, und jede Straßenkurve bietet dem Auge den Blick in eine wunderschöne Landschaft. Karassubasar liegt auf einem ziemlich engen Plateau und verdiente sicher den Namen „Adlernest", man hat es aber Marktplatz am Karassu, also dem Fluß Karassu, genannt, was auf Tatarisch „schwarzes Wasser" bedeutet, nicht unbegründet, denn aus der Ferne erscheint dieses Wasser in einem ganz dunklen Marineblau.

Es sind viele Moscheen zu sehen, aber auch einige Synagogen, die in demselben maurischen Stil gebaut worden sind und einem mit den Tataren verwandten Stamm gehört haben, wahrscheinlich einem Rest der Chasaren. Als die Genueser ihre Handelsplätze auf der Krim hatten, erlebte auch Karassubasar seine Blütezeit. Aus der Zeit sind nur einige Teile von Kasch-Chan geblieben, ein festungsartiges Kaufhaus, mit hohen Wehrmauern umgeben. Der russische Anteil der Bevölkerung ist sehr klein, die muselmanischen Tataren bilden die große Mehrheit, aber es leben auch Armenier, Griechen und Kaukasier hier.

In Karassubasar befindet sich der Gefechtsstand der 4. rumänischen Gebirgsbrigade, und von hier aus werden die meisten Unternehmen gegen die Partisanen geführt, die sich in der mit unzähligen

Höhlen versehenen Bergkette Ackkai verstecken. Es ist ungeheuer schwer, alle diese Höhlen, Schluchten und Dickichte zu durchkämmen, man spricht jedoch viel von den Leistungen des Rittmeisters Ion Toba, der bereits als „Hetman" und „Partisanenschreck" bezeichnet wird. Er steht an der Spitze der Aufklärungsabteilung der 4. Gebirgsbrigade, die aus einer verstärkten Schwadron Jäger zu Pferde besteht.

Der Lehrgang ist in einem großen Schulgebäude am westlichen Ausgang der Stadt untergebracht, genau gegenüber der Gefechtsstelle der Gebirgsbrigade. Die Vorlesungen über verschiedene Partisanenunternehmen werden von Filmvorführungen ergänzt. Man zeigt uns auch Waffenmodelle, Minen, Funkgeräte usw., die von Partisanen verwendet werden, sowie ihre Tarn- und Versteckmethoden. Viel interessanter finde ich die gegebenen Tatsachen im psychologischen Bereich. So operieren zum Beispiel zumindest auf der Krim die Partisanen niemals in unmittelbarer Nähe der Stelle, an der sie sich verstecken, sondern ziemlich weit davon entfernt.

Ihre Versorgung mit Waffen und Munition wird teilweise durch Abwürfe von Flugzeugen aus, aber auch über das Schwarze Meer gesichert. Die Verpflegung ist sehr schlicht und gründet sich fast ausschließlich auf das, was man von der einheimischen Bevölkerung nehmen bzw. stehlen kann.

Selbstverständlich wird viel über die Taktik gesprochen, die wir selber anwenden sollen. Schließlich werden uns auf Diapositiven die Bilder einer ganzen Reihe von Partisanenchefs mit ihren wahren und ihren Decknamen gezeigt. Es fällt mir auf, daß einer von diesen Duca heißt, ein Name, der bei uns Rumänen ziemlich verbreitet ist.

Unter denjenigen, die uns mit dem Problem der Partisanenbekämpfung vertraut machen, ist auch Rittmeister Ion Corbeanu, der früher unserem Regiment angehört hat und mit welchem ich sehr gut befreundet bin. Corbeanu ist der Kommandeur der 58. selbständigen Kavallerieabteilung des rumänischen Gebirgskorps, die zur Partisanenbekämpfung nach Karassubasar gebracht worden ist. Corbeanu, einer der bekanntesten und erfolgreichsten Turnierreiter, ehemaliger Reitlehrer der Equesterikschule, ist ziemlich klein, schlank, brünett und hat durchdringende dunkelbraune Augen. Er ist ein humorvoller Mensch und deshalb sehr sympathisch. Von Anfang an nimmt er mich unter seine Betreuung. Dank dieser Tatsache kann ich den Aufenthalt in Karassubasar wirklich genießen.

Die Abteilung von Corbeanu, die fast die Stärke eines halben Kavallerieregiments erreicht, weil sie aus zwei Reiter-, einer halben Schwere-Waffen-Schwadron und einem Stabszug besteht, ist im östlichen Stadtteil einquartiert. Alles ist perfekt, und ich bin begeistert von den Unterkünften der Truppe, dem Zustand der Pferde, dem Essen . . . Als ich glaube, daß Corbeanu mir schon alles gezeigt hat, was es zu zeigen gibt, teilt er mir mit, daß es noch etwas Sehenswertes gebe: die Vorratskammer der Abteilung, die sich in einem alten, kleinen, nur aus zwei Klassenzimmern bestehenden Schulgebäude befindet.

Vor der Tür steht ein Posten, so als ob drinnen Munition gelagert sei, aber es ist nicht Munition, sondern Champagner, Kaviar und alle Sorten von Kompotten . . . Ich glaube meinen Augen nicht zu trauen. Bis zur Decke sind Tausende von Flaschen gestapelt, die mit schwarzen Etiketten versehen sind, auf welchen in russischer Sprache mit vergoldeten Buchstaben zu lesen ist: *„Sowjetischer Champagner"*.

Corbeanu bringt auf der Stelle den Korken einer Flasche zum Knallen und schenkt den schäumenden Inhalt in zwei Tonkrüge, die auf leeren Kisten bereitstehen: „Prosit! Glaubst du, daß es leicht gewesen ist, das Ganze von Sudak hierher zu schleppen, unter der Nase derjenigen, die Inventur darüber machen wollten, damit die ganze Beute an höhere Stäbe verteilt wird?"

„Aber du wirst diese vielen Flaschen nie loswerden können."

„Doch, mein Lieber, ich werde sie schon loswerden, denn bei mir trinken alle Champagner, vom Kommandeur bis zum letzten Pferdehalter . . ."

Als ich nach Dschwar Yourt zurückkehre, habe ich nur Partisanen im Kopf und im Magen so viel Champagner und Kaviar, daß ich mich regelrecht schlecht fühle. Ich will den Arzt aufsuchen und mache mich auf den Weg zum Krankenrevier. Dieses ist in einem ziemlich modernen Gebäude untergebracht, das erst vor ein paar Jahren gebaut worden ist, um als Wohnung für das Verwaltungspersonal der Sowchose zu dienen.

Unser Oberstabsarzt, Major Dr. Dasoveanu, der, bevor er Medizin studiert hat, aktiver Kavallerieoffizier gewesen ist und mit dem ich in guter Beziehung stehe, ist nicht anwesend, sondern zum Regimentsstab gefahren, wo sich auch eine Sanitätsstelle befindet und wo er sich am meisten aufhält.

Der Sanitäts-Hauptfeldwebel gibt mir ein Fläschchen mit Magen-

tropfen. Ich nutze jedoch die Gelegenheit, um mir das Krankenrevier ein bißchen anzusehen. Die Ordination ist ganz ordentlich eingerichtet. Außerdem belegt das Krankenrevier zwei weitere Zimmer, in einem davon sind sechs an Lungenentzündung Erkrankte und im anderen drei Ruhrkranke und einer mit chronischer Bronchitis untergebracht.

Die vier scheinen sich für ein Kartenspiel bereitzumachen. Im Zimmer befinden sich auch zwei Russinnen, die ältere stopft Strümpfe, und die jüngere, die so aussieht, als ob sie für den Wettkampf im Kugelstoßen trainiert habe, aber trotzdem ein sehr hübsches Gesicht hat, bügelt Bettwäsche. Der Sanitäts-Hauptfeldwebel gibt mir Auskunft: die ältere ist die Mutter, und die andere, die erst neunzehn Jahre alt ist und Katija heißt, ist ihre Tochter. Sie wohnen im selben Haus, sind sehr nett und immer hilfsbereit und werden deshalb als Hilfskrankenschwestern verwendet.

Während ich achtundvierzig Stunden lang strikte Diät halte, zerbreche ich mir ständig den Kopf darüber, weshalb uns die Partisanen diese königliche Ruhe spenden. Sie müssen doch genau wissen, daß von hier aus tatarische Freiwillige nach ihnen auf Jagd geschickt werden. Nein, diese Ruhe ist trügerisch. Wir dürfen uns nicht überraschen lassen und die vermutlichen Helfer der Partisanen ständig beobachten . . .

Einige Tage später, als ich demselben Gedanken nachhänge, sehe ich unsere blonde Olga Arm in Arm mit Katija vom Krankenrevier. Olga trennt sich bald von dieser und kommt zu mir, um mir unaufgefordert zu sagen: „Finden Sie nicht, daß meine Freundin Katijuscha hübsch und lieb ist? Wissen Sie, sie ist ein kluges, gebildetes Mädchen."

„Ja, sie ist nett, aber wie heißt sie noch?"

„Duca, Katija Duca. Sie ist nicht von hier, aber wer von uns kann behaupten, daß er von hier ist?"

Duca! Auch hier sind es also Ducas, die eventuell rumänischer Abstammung sein können, denke ich, ohne bei dieser Feststellung einem Zusammenhang mit jenem Duca, der uns auf der Leinwand in Karassubasar präsentiert worden ist, herzustellen. Daß ich schließlich doch einen solchen Zusammenhang entdecke, habe ich Sonija Petrowna zu verdanken, einer alten Frau, die für die Bolschewiken und ihre Helfershelfer nichts übrig hat. Bei Sonija Petrowna ist unsere Feldküche untergebracht.

Als ich dort lande, begrüßt sie mich und spricht ununterbrochen über Dinge, die mich überhaupt nicht interessieren, aber auf einmal werde ich hellhörig, als sie sagt: „Die Mutter von Katija war eben hier, um Zucker von uns für das Krankenrevier zu holen. Sie strahlte vor Glück und war sehr gut gelaunt. Früher war sie immer traurig, nachdenklich und wollte kaum ein Wort mit mir sprechen. Sie wird schon wissen, warum sie sich auf einmal so glücklich fühlt. Meinen Sie nicht, daß sie einen Grund dafür hat?"

„Ich habe keine Ahnung, aber Sie, Sonija Petrowna, Sie müssen es wissen. Weshalb ist sie jetzt glücklich?"

Grinsend, schlau und über meine Schulter blickend, antwortet Sonija fast im Flüsterton: „Was weiß ich? Versuchen Sie es zu erfahren, versuchen Sie es."

Das genügt, und ich versuche es gleich, indem ich mich, begleitet von Raitscha, Garbis und Mazilu, zum Krankenrevier begebe. Den Sanitäts-Hauptfeldwebel verständige ich selbstverständlich davon, daß wir das Haus durchsuchen. Glücklicherweise sind die beiden Frauen nicht da. Mazilu wird als Posten vor die Tür gestellt. Niemand darf mehr herein.

Wir suchen und suchen überall, aber finden nichts. Es bleibt nur noch der Dachboden übrig. Ohne Lärm zu machen, steigen wir die Sprossen einer Leiter zum Dachboden hinauf, der aus mehreren Räumen besteht, die mit Bretterwänden abgetrennt sind. In den ersten zwei Räumen gibt es nur unbrauchbares Gerümpel, wie man es auf jedem Dachboden findet. Der dritte Raum ist leer, nur in einer Ecke etwas Stroh und alte zerfetzte Zeitungen, aber es stinkt überall schrecklich. Keine Dachluke. Wir können zuerst nicht feststellen, warum es so unerträglich stinkt, aber dann wissen wir es ... Es sind menschliche Exkremente, die überall herumliegen.

Uns wird übel, aber jetzt haben wir die Gewißheit, daß wir den Gesuchten auch finden werden. Noch eine kleinere Bretterwand ..., und hinter dieser, auf Stroh, schläft ein bärtiger Mann, neben sich eine Nagan-Pistole. Geschickt setzt Raitscha seinen Stiefel mit seinem ganzen Gewicht auf das rechte Handgelenk des Schlafenden. So wird er aufgeweckt. Garbis hebt die Pistole vom Boden auf. Überrascht, vollkommen durcheinander, stumm, steht der Mann auf. Er ist ein Riese mit einem großen, leicht melierten Bart.

Er braucht sich uns nicht mehr vorzustellen: Wir haben den Partisanenchef Duca vor uns, dessen Bild mir in Karassubasar gezeigt worden ist, den Vater von Katija. Die beiden sehen sich verblüffend ähnlich. Von Anfang an hat er bei Tage auf dem Dachboden geschlafen, um Nacht für Nacht anderswo Handstreiche und Sabotageakte durchzuführen. Er ist jedesmal vor Anbruch des Tages zurückgekehrt, ohne sich um Posten und Kontrollpunkte zu kümmern, weil er mit einem mit allen möglichen Stempeln versehenen Schutzbrief und Ausweispapier ausgerüstet gewesen ist.

Außer der Nagan-Pistole und mehreren Schachteln dazugehöriger Munition haben wir keine anderen Waffen gefunden, dagegen aber russische Generalstabskarten, auf denen mit blauem Farbstift eine Anzahl von Objekten angemerkt sind, dazu ein genauer Plan des Bahnhofs Isky-Gramatikowa, mit Weichenstellen und Signallampen.

Ich denke, daß dieser Fang von Bedeutung sein wird. Bis wir vom Dachboden heruntergestiegen sind, hat sich die Nachricht blitzartig verbreitet, daß im Krankenrevier etwas im Gange sei. Auch die Tatsache, daß vor der Tür ein Posten steht, ist geeignet, Neugierige herbeizulocken, darunter auch Sonija Petrowna, die, flankiert von unseren beiden Köchen, erschienen ist.

Raitscha, der dem Gefangenen die Hände mit einem Strick gebunden hat, bringt ihn in den Hof. Er schaut sich die versammelten Einheimischen an und sagt, halb im Spaß, auf den Bart von Duca zeigend, zu ihnen: „Wir haben Euch die Popen zurückgegeben, jetzt bekommt Ihr auch den Metropoliten."

DIE RUSSEN SIND DURCH

Das Wetter ist wieder besser und der Winter milder geworden. Es ist wie verhext, ausgerechnet jetzt schicken uns die Nachschubdienste warme Kleidung gegen harten Frost. Es wäre besser gewesen, wenn wir solche Kleidung Anfang Januar bei Sekehé-Ely gehabt hätten, als wir, das Gesicht dem Schneesturm ausgesetzt, gegen eine dreifache Übermacht im Einsatz standen.

Man hat uns auch mit Pelz gefütterte Mäntel geschickt, die offiziell als „Wachtposten-Schafpelz" bezeichnet werden, aber sie sind sehr schwer, reichen nicht aus, und ihre Verteilung macht uns

Kopfzerbrechen. Pelzmützen und Wamse aus Schafpelz bekommen wir dagegen mehr, als der Stand der Schwadron ausmacht. Sie sind eine hochherzige Spende der Einwohner von drei Dörfern des Bezirkes Romanatzi: Redea, Redisoara und Rotunda, die mit der Tradition der Kalaraschen eng verbunden sind.

Anfang März bekommen wir — mitten in der Nacht, wie meistens — den Befehl, uns sofort in Marsch zu setzen. Iwan hat einen breiten Durchbruch erzielt. Den sowjetischen Panzern ist es gelungen, die Einheiten der 18. rumänischen Infanteriedivision aus ihren Stellungen zu verdrängen. Die Schuld trifft das Infanterieregiment 18 aus Targul Jiu, dessen Angehörige buchstäblich wie die Hasen davongelaufen sind. Der panikartigen Flucht haben sich dann auch Teile des Infanterieregiments 92 angeschlossen, so daß die Artilleriebatterien ohne Deckung geblieben sind und ihre Geschütze verloren haben.

Bei den rückwärtigen Diensten der Division ist ebenfalls ein großartiges Durcheinander entstanden. Die Herren vom Stab der Division sind nicht imstande, die zurückweichenden Soldaten aufzuhalten. Die Katastrophe kann aber trotzdem — dank des tapferen Verhaltens eines Bataillons des Infanterieregiments 33 aus Tulcea, das eigentlich nicht dieser Division angehört, sondern ihr nur seit wenigen Tagen zugeteilt ist — vermieden werden. Ohne Artillerieunterstützung geblieben, verteidigen die „Dorobanzen", denn so heißen die Infanteristen aus Tulcea, ihre Stellungen hartnäckig und gehen nicht einen Meter zurück, bis sie durch einen Gegenangriff der deutschen 170. Infanteriedivision entlastet werden*.

Wir verlassen Dschwar Yourt bei Nacht und Nebel, ohne noch die Möglichkeit zu haben, von unseren Gastgebern Abschied zu nehmen. Auch das Endziel unserer Reise kennen wir noch nicht. Da wir den Ruf haben, „Lückenstopfer" zu sein, ist zu vermuten, daß wir zu der Stelle gebracht werden, an der der Feind durchgebrochen ist. Weil ein Unglück meistens auch ein weiteres nach sich zieht, bricht auf einmal ein Schneesturm los. Kleine hagelartige Körner bohren sich ins Gesicht, machen einen blind und peitschen einen durch . . . Trab-Schritt, Trab-Schritt, frostdurchschauert, die stock-

* Es handelt sich um das III. Bataillon des Infanterieregiments 33, dessen Kommandeur Oberstleutnant Erwin Wagner, ein Siebenbürger Sachse aus dem Nößnerland, von Marschall Antonescu in einem Tagesbefehl der gesamten rumänischen Streitkräfte genannt und mit dem höchsten rumänischen Orden, „Michael der Tapfere", ausgezeichnet wird.

harten Zügel in zitternden Fäusten haltend, kommen wir im Morgengrauen in Tochtaba an, ein tatarisches Dorf, dessen Häuser an steilen Abhängen wie festgenagelt sind. — „Halt! Absitzen!"

Ein Kradmelder der Brigade bringt uns neue Befehle: bis auf weiteres bleiben wir hier, aber ohne den Rittmeister. Er verläßt uns, weil er zur Kriegsakademie in Bukarest abkommandiert worden ist. Schon vor Kriegsausbruch hat Rittmeister Emil Constantinescu, ehemaliger Lehroffizier der Kavallerieschule Targoviste, an der Spitze der Schwadron gestanden. Er ist mit seinem Beruf sehr verwachsen, ohne deswegen pedantisch zu sein oder schablonenhaft zu arbeiten, sondern ein Mensch mit gesundem Menschenverstand und ein ausgezeichneter Kamerad. Es fällt uns allen schwer, uns von ihm zu trennen.

Ob an seine Stelle ein anderer Rittmeister treten wird, weiß man noch nicht, aber weil beim Militär und im Felde die Probleme der Nachfolge sofort und auf der Stelle gelöst werden, fällt das Kommando der Schwadron mir zu, weil ich der Rangälteste bin. Ich trage ab jetzt die Verantwortung für einhundertsechsundneunzig Männer und zweihundertundeins Pferde, das heißt, so viele sollen es nach der Standtabelle sein. In Wirklichkeit sind wir mit dem Gefechtstroß alles in allem einhundertvierundvierzig Männer.

Die Lage ist wiederhergestellt, und die Front hat sich konsolidiert, so daß wir mit einem längeren Aufenthalt in Tochtaba rechnen müssen. Das Dorf ist groß genug, und die Einheimischen haben keine Minute gezögert, die Kolchose einzunehmen, bevor irgendwelche Wirtschaftsexperten auftauchen. Der eine hat eine Kuh nach Hause gebracht, der andere ein Pferd, ein anderer zehn Schafe . . . Hier wird niemand mehr hungern!

Die Einquartierung wickelt sich sehr schnell und ohne jede Schwierigkeit ab. Ich ernenne einen Starosten, einen Bürgermeister, der sein Amt gleich ernst nimmt. Diese Tataren sind, im wahrsten Sinne des Wortes, unsere Freunde und tun, was ihnen nur möglich ist, damit es allen gutgeht. An Hammelfleisch vom Spieß mangelt es nicht, und Käse ist auch reichlich vorhanden. Die Tatarinnen waschen die Wäsche der ganzen Schwadron, stopfen die Strümpfe und bringen die Waffenröcke in Ordnung.

Um mich einigermaßen zu revanchieren, bekommen fast alle Männer die sogenannte Proschuska von mir, einen Passierschein, mit welchem sie sich überall auf der Halbinsel bewegen können. Die Soldaten haben den Kindern des Dorfes ihre Ration an Scho-

kolade und Zuckerln geschenkt, denn seit einem Monat stehen wir bei den Deutschen in Verpflegung.

Nach einer Woche nimmt der Landaufenthalt in Tochtaba ein Ende. Diesmal aber starten wir am hellichten Tag. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, um uns beim Abschied zu begleiten. Nach dem Aufsitzen gebe ich den Befehl zum Gebet. Als die Soldaten die Stahlhelme abgenommen haben, fällt der Staroste auf die Knie und spricht ein Gebet nach seinem Glauben. „Stahlhelm auf! — Nach dem Schwadronstrupp. Vorwärts, Schritt-maaarsch!"

Wir reiten aus dem Dorf hinaus, hinter uns Kinder, die sich am Rock ihrer Mutter festhalten, und Männer mit Tränen in den Augen zurücklassend. — „Traaab!"

Das Gedröhne der Kanonen, das unseren Trab begleitet, klingt wie das Donnern eines Sommergewitters. Die Kalaraschen lüpfen munter im Sattel, scherzen untereinander, und keiner denkt daran, wie viele Leben bei jeder Artilleriesalve erlöschen und wie viele Menschenkörper in Stücke und Splitter zerrissen werden . . .

*

Erny! Die Unsrigen nennen es Kolchose, aber in Wirklichkeit ist Erny eine große Staatsfarm, die seit der Zarenherrschaft besteht. Die meisten Gebäude sind aus Backsteinen gebaut. Es gibt sehr geräumige Wohnhäuser, eine Schule, Werkstätten, Magazine und — was uns am meisten interessiert — sehr ordentliche Ställe.

Ein Offizier kommt uns entgegen, Oberleutnant Mischu Eliade, ein Freund und Regimentskamerad von mir, der jetzt zu der mechanisierten Aufklärungsabteilung der Brigade gehört, die sich zur Zeit in der Reserve befindet. Er spricht fließend Russisch und ist ein wahrer Schutzheiliger des Ortes und des weiblichen Elements, aus welchem fast die ganze Einwohnerschaft besteht. Je weiter wir mit den Pferden an der Hand in Richtung Stallungen vorrücken, desto mehr Grüße richtet er an stattliche und kräftige Russinnen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen und die den Gruß freundlich lächelnd erwidern. Man würde fast nicht glauben, daß die Front nur fünf Kilometer weit entfernt ist, die Front, die heute in Aufruhr zu sein scheint . . .

Ich gehe, um mich bei Rittmeister „Baetzel" Neculce zu melden, der immer noch unser Abteilungskommandeur ist. Ich platze mitten in eine Besprechung mit zwei rumänischen Offizieren des Verwal-

tungswesens und einem höheren deutschen Offizier von der Armee-Intendantur. Die Frage ist, ob unsere Soldaten mit der neuen Mannschaftsverpflegung zufrieden sind. Den Umständen gemäß soll es theoretisch einmal am Tage auch warmes Essen geben, aber sonst nur kaltes. Von den Deutschen bekommen wir als kaltes Essen allerlei Delikatessen: französische Sardinen „Amieux", holländischen Käse, Wurst, sogar dänischen Bacon, Schokolade, manchmal auch Orangen . . .

Wirklich, das Beste, was man sich vorstellen kann, und ich glaube kaum, daß auch nur einer unserer Männer sich darüber beklagen kann. Auch mit dem „Knäckebrot" sind sie zufrieden, dagegen sind sie vom „Dauerbrot" nicht begeistert. Es wird auch über das Kommißbrot gemeckert, das ziemlich alt ist, wenn es zur Truppe kommt. Im Gegensatz zu anderen Gebieten Rumäniens, wo der Maismehlbrei das Brot ersetzt, stammen unsere Kalaraschen aus einer Gegend, in der viel Brot gegessen wird, und deswegen beträgt in unserem Regiment die tägliche Brotration elfhundert Gramm pro Mann.

Neculce, der seinen Gesprächspartnern wahrscheinlich gleich das Resultat einer Untersuchung auf diesem Gebiet anbieten will, gibt mir den Befehl, meine Leute antreten zu lassen und ihm zu berichten, ob sie mit der Verpflegung zufrieden sind.

Ich richte an die angetretene Schwadron in der Sprache, die bei den Kalaraschen üblich ist, die Frage: „Schwadron, bist du mit der Verpflegung zufrieden?"

Stillschweigen.

„Hörst du mich nicht, Schwadron? Bist du zufrieden oder nicht zufrieden?"

Erneutes Stillschweigen.

„Also dann bist du mindestens mit etwas nicht zufrieden. Sag mir, was dir nicht gefällt?"

Sich hinter der Vorderreihe versteckend, wagt einer ziemlich leise zu sagen: „Also, wenn es keine ‚Ciorba'* mehr gibt . . ."

„Gut! Ich werde dafür sorgen, daß ihr ab und zu auch ‚Ciorba' bekommt. Die Reihen auflösen! Abtreten!"

Auf einmal ist mir eingefallen, daß Raitscha Metzger ist und gleichzeitig auch ein wenig Buschklepper, also Heiduck. Dem Rittmeister Neculce habe ich gemeldet, daß die Männer sich nach „Cior-

* Gesäuerte Fleisch- und Gemüsesuppe, das Lieblingsgericht der rumänischen Bauern.

ba“ sehnen. Die Herren von der Intendantur haben die Achseln gezuckt, doch ich habe Raitscha zu mir bestellt:

„Unteroffizier Raitscha, du übernimmst das Kommando über die Handpferde, und ich lasse auch Garbis bei dir, der in seinem Leben so ziemlich alles gemacht hat und dir sicherlich bei deinem weiteren Auftrag nützlich sein wird, denn du wirst dich nicht nur um die Pferde sorgen. Um ‚Ciorba‘ zu kochen, brauchen wir auch frisches Fleisch. Also wirst du Schlachtvieh beschaffen, wo, das ist deine Sache, aber auf keinen Fall von dem wenigen, was die Einwohner noch haben. Ist das klar, Raitscha?“

„Sehr klar, Herr Oberleutnant. Sie können sich auf mich verlassen. Ich weiß schon, wo das Vieh zu finden ist, und was das Schlachten anbetrifft, wird niemand erfahren, wo, wann und wie es durchgeführt wurde.“

„In Ordnung, Raitscha, aber paß auf, daß wir keinen Anstand bekommen, denn ein solcher Rummel könnte schlimme Folgen haben.“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Oberleutnant!“

In Wirklichkeit bin ich nicht über dieses Unternehmen besorgt, das wie ein Befehl zum Stehlen aussieht, sondern ich mache mir Gedanken darüber, was mir Oberleutnant Eliade über die Stellung von Kiet gesagt hat, wo wir in dieser Nacht eine Schwadron der Vierer Roschiori ablösen sollen: Kiet? Tod und Verderben, wo mehrere Kompanien des Infanterieregiments 92 aus Orastie ihr Ende gefunden haben.

Besonders der Hügel, den unsere Leute nach dem französischen Ausdruck „Bute“ bezeichnen, ist das ständige Ziel sowjetischer Scharfschützen. Sobald jemand seinen Kopf über die Brustwehr hebt, wird er weggeputzt . . .

Ich bewege mich noch ein wenig unter meinen Leuten, stelle dem einen eine Frage, sehe mir die Pferde an, streichele Dac, der wie gewöhnlich sein Maul an meinem Gesicht reibt, und verständige Take aus Islaz, daß ich ihn als Melder an Stelle von Garbis nehme.

Genau wie der unvergeßliche Bakanu ist Take großbäuerlicher Abstammung, gut gebaut, die Uniform in bester Ordnung, intelligent, fröhlich und mutig. Ich habe ihn für die silberne Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen und dann zum Hauptgefreiten befördert oder „Brigadier“, wie die Kalaraschen hartnäckig ihre Korporale ansprechen, obwohl offiziell schon längst auf eine solche Bezeichnung verzichtet wird.

Kampfmäßig gegliedert wird die Schwadron um 17.30 Uhr angetreten. Für die wenige Zeit, die uns noch bleibt, läd Rittmeister Neculce alle Offiziere der Schwadron zu einem Glas ein . . . Ich habe diesen Neculce sehr gern, wegen seiner echt moldauischen Mundart, weil er wie der Heilige Georg im Sattel sitzt, vor niemandem und vor nichts Angst hat und zu den einfachen Soldaten immer freundlich ist. Eines muß man trotzdem an ihm bemängeln: wenn er ein Glas zu viel getrunken hat, dann läuft er auf und davon . . .

Eliade hat für eine passende Unterbringung für Neculce gesorgt, bei einer Witwe, ziemlich jung, sympathisch, die allem Anschein nach genau weiß, wie man sich in der Gesellschaft zu benehmen hat. Sie macht die Honneurs. Sie legt ein orangefarbenes Tischtuch auf, bringt alles, was sie nur an Stühlen und Hockern zu bieten hat und zum Schluß auch ein Brett, das auf zwei Holzklötze gelegt wird.

Beim ersten Glas rubinrotem französischem Wein besteht Neculce darauf, uns mitzuteilen, daß unsere Brigade von nun an die Bezeichnung „Division“ tragen wird, ohne daß ihre Zusammensetzung irgendwie geändert wird. Kriegslist!

Es bleibt dabei offen, wie lange die Sowjets brauchen werden, um daraufzukommen, daß außer dem klangvollen Namen alles beim alten geblieben ist.

Die zweite Runde ist für uns auch die letzte. Wir stehen auf, bedanken uns bei der Witwe und bei Neculce, grüßen und gehen hinaus. Neculce, der inzwischen noch einen tüchtigen Zug getan hat, kommt uns nach und schreit von der Türschwelle: „Hütet euch vor Erkältung. Morgen abend werden wir euch beim Spiritismus rufen lassen . . .“

Als wir diesen blöden und makabren Witz vernehmen, hat keiner Lust, darüber zu lachen, obwohl jeder weiß, daß der gute Rittmeister schon nach dem dritten Glas seine Zügel nicht mehr in der Hand hält.

*

In der normalen Reihenfolge der Züge, mit dem Schwadronstrupp an der Spitze und in einem gewissen Abstand von dem Gefechtstroß gefolgt, setzt sich die Schwadron in Marsch. Es ist Sonnenuntergang. Im gemächlichen Schritt kommen wir bei voller Dunkelheit in Kotobus, einem nur aus etwa zehn elenden Häuschen

bestehenden Weiler an, der sich in einem gut gedeckten Tal befindet. Hier finden wir den Reservezug und den Gefechtstroß der Schwadron, die wir ablösen müssen.

Zu meiner Überraschung ist der Schwadronschef, ein Rittmeister, auch hier. Neu an der Front angekommen, magenkrank, wie er mir selber mitteilt, überaus nervös, verschreckt, scheint der Rittmeister trotzdem ein gutmütiger Mensch zu sein. Er versucht, seine Anwesenheit in Kotobus zu rechtfertigen, indem er sagt, daß er bei Kiet in der Stellung einen sehr guten, aktiven Oberleutnant habe, er selber zwischen Kotobus und Kiet hin- und herpendele, aber von hier aus das Ganze besser „leiten" könne.

Ich sehe zwar nicht, wie er aus zwei Kilometer Entfernung besser „leiten" kann, ich will ihm aber keine Lektion erteilen und ihn auch nicht demütigen, doch teile ich ihm mit, daß ich mich direkt hinter dem berüchtigten Hügel von Kiet einrichten werde. Er tut so, als ob er das nicht gehört habe, und bringt die Rede auf etwas anderes, nämlich auf den Stand seiner Schwadron, die wegen der Ausfälle auf drei Züge reduziert worden ist. Drei allerdings auf den normalen Stand gebrachte Züge haben wir auch — und noch dazu eine selbständige Gruppe, den Kern für einen vierten Zug, wenn wir wieder Ersatz bekommen.

Außer dem Gefechtstroß lasse ich den Zug des Leutnants Angelescu in Kotobus. Mit dem Rest der Schwadron und mit einem MG-Zug, der uns zugeteilt ist, mache ich mich auf den Weg in Richtung Kiet und des berühmt gewordenen Hügels, der von allen „Bute" genannt wird. Es ist stockdunkel und vollkommene Stille, die von keinem einzigen Schuß gestört wird. Nicht einmal eine Leuchtkugel, die die Dunkelheit zerreißt . . .

Wenn wir jetzt nicht vor einem Wassergraben und einer Anhöhe stehengeblieben wären, hätten wir nicht einmal bemerkt, daß wir am Ziel unseres nächtlichen Vormarsches angelangt sind. Denn Kiet existiert nicht mehr! Von der Ortschaft, die, wie die Karte verzeichnet, ziemlich groß gewesen sein muß, sind nur Anhäufungen von Schutt, zerschlagene Dachziegel und zerstampftes Glas übriggeblieben. Da und dort morsches Holz, das für die Errichtung von unterirdischen Unterkünften keine Verwendung fand. Zäune, Dachsparren, Tür- und Fensterflügel, Fußböden . . . alles diente als Heizmaterial für die Truppen, die hier während des Winters die Front gehalten haben. In den Granattrichtern schmilzt der Schnee langsam und verwandelt sie in Pfützen . . .

Zwei Schritte vom Wassergraben entfernt, auf der linken Seite des Weges, steht wie durch ein Wunder noch etwas, das früher ein Haus gewesen sein muß. Unter dem flachgedrückten und nach hinten verschobenen Dach sind der Vorraum des Hauses und ein Zimmer mit zwei kleinen viereckigen Fenstern unversehrt geblieben. Nicht mehr! Ich muß mich bücken, um durch die winzige Tür hineinzukommen. Da ist er, der aktive Oberleutnant von den Vierer Roschiori, er hat sich neben einem Herd niedergekauert.

Der Oberleutnant sieht aus wie eine Erscheinung. Er ist nur Haut und Knochen, blaß, abgezehrt, ohne Lebenskraft, mit tief eingesunkenen Augen. Im Schein der Flammen zeigt er mir die Skizze mit der Geländeverstärkung, auf der alle Schützenschächte, die Stellungen der automatischen Waffen, die Unterstände und Hindernisse eingezeichnet sind sowie die Stellen, von wo aus der Feind gewöhnlich zum Angriff vorzurücken pflegt. Dann gibt er seinen Meldern die Weisungen, gelassen, ohne Eile.

Wenn man ihn ansieht und hört, wie er spricht, hat man den Eindruck, daß die Prüfungen, die er hinter sich hat, seinen Willen zum Weiterexistieren vollkommen zerstört haben und es ihm gleichgültig ist, ob er in zehn Minuten, in der kommenden Nacht oder niemals den Ort verlassen wird. Als ich ihn frage, wo sich seine Offiziere befinden, antwortet er mir trocken: „Hinter dem Haus."

Sobald sie von meinen Leuten abgelöst sind, sammeln sich die Roschiori des Oberleutnants für den Abmarsch. Nachdem auch die letzte Gruppe eingetroffen ist, verabschiedet sich der Oberleutnant von mir, mit einem traurigen Lächeln mir alles Gute wünschend.

Mit den Stiefeln leicht überfrorenen Schlamm und Scherben niederdrückend, verschwindet die abgelöste Schwadron in Richtung Kotobus.

Ich will die Dunkelheit noch ausnutzen und gehe auf den Hügel, um mir die Stellungen der sieben leichten und der vier schweren Maschinengewehre anzusehen, die vorläufig die gesamte Feuerkraft der Schwadron an automatischen Waffen bilden. Es ist alles in Ordnung. Nur zwei Schießschächte müssen vertieft werden. Die Männer machen sich gleich an die Arbeit. Beim Feind herrscht Stille!

Bei Tagesanbruch schickt die schwere sowjetische Artillerie anstelle von Morgengebeten eine Reihe von Granaten, die bedrohlich über unsere Köpfe sausen in Richtung Kotobus und Erny. Einstweilen stehen wir aber nicht auf ihrem Programm, so daß ich Zeit habe, den eigenen Abschnitt und die Nachbarschaft zu erforschen.

Als ich von der Tür des Hauses aus nach Kotobus hinübersehe, gewinne ich den Eindruck, daß das Gelände einem Flugfeld ähnelt, es ist vollkommen flach und außer ein paar alleinstehenden Bäumen überhaupt nicht gedeckt. Nachschub, Verstärkung, Abtransport von Verwundeten und die Versorgung mit Essen können nur bei Nacht durchgeführt werden, mit ständigem Wechsel des Stundenplanes und ohne Lärm zu machen. Wie uns schon lange bekannt, spart der Feind nicht mit Munition, so daß er bei Tage, wenn er nur einen einzigen Mann entdeckt, ein paar Granaten herüberschickt.

Über die Perspektiven im Zusammenhang mit dieser Feststellung nachdenkend, lenke ich meine Schritte zum Wassergraben, über den ein Brückensteg geschlagen worden ist unter Verwendung von zwei Balken und mehreren Haustüren. Etwa zehn Meter jenseits des Grabens fängt der steile Hang der „Bute" an, ein richtiger Erdwall für die Zone des Hauses, die mir als Gefechtsstelle dient.

Auf dem Weg zum Kamm wird mir bewußt, daß überall nur Schützen- und Verbindungsgräben zu sehen sind sowie solide gebaute Unterstände, die mit allerlei Balken, Mörtelblocks und größeren Steinen befestigt wurden. Ein Bild wie aus dem Ersten Weltkrieg ... Wer hätte im Sommer während der schnellen Verfolgungskämpfe gedacht, daß uns Reitern einmal ein Stellungskrieg bevorsteht, mit der Kette von Kalamitäten, die einem solchen Krieg eigen ist?

Ich erreiche den vorgeschobensten Punkt der Stellung, der von der Gruppe des Unteroffiziers Datcu aus Corabia gehalten wird. Der Gegenhang sinkt langsam bis zu den sowjetischen Linien ab. Die Entfernung beträgt vielleicht achtzig bis einhundert Meter, aber nicht mehr. Man sieht ganz deutlich ihre Stahlhelme, die sich längs der Schützengräben bewegen. Viel weiter, in Richtung Akmonai, die Höhe 25,3 — von unserer Artillerie ständig beschossen — da dort eine wichtige Beobachtungsstelle sein soll.

Zu meiner Rechten, jenseits einer Schlucht, ist die Stellung von einer verstärkten Kompanie des deutschen Infanterieregiments 391 besetzt, die über viel mehr automatische Waffen verfügt als wir und auch von einem Zug Granatwerfer unterstützt wird, eine Tatsache, die ermutigend auf uns wirkt, da uns die deutschen Nachbarn jederzeit mit ihrem flankierenden Feuer zu Hilfe kommen können.

Meine linke Flanke ist etwas zurückgezogen. Die Schwadron dehnt sich theoretisch bis zum Faulen Meer aus, aber bis zum Wasser sind es noch fast zwei Kilometer Moorgebiet, wo jeder, der sich dorthin wagt, in der Tiefe versinkt. Von dieser Seite besteht keine Gefahr, durch einen Flankenangriff eingekreist zu werden. Trotzdem steht hier zu unserer Sicherung die Ergänzungsgruppe unter Wachtmeister Jacob, der zugleich den Auftrag hat, die Verbindung mit Teilen des Kalaraschen-Regiments 3 zu sichern, die sich weiter links und nach hinten am Ufer des Faulen Meeres befinden.

Nach diesem Gesamtüberblick wird mir klar, daß Iwan bei den Deutschen keinen Durchbruch versuchen wird, und da er auch zu meiner Linken nicht vorrücken kann, weil das Moor ihm das verbietet, wird er sich anstrengen, uns auszuheben.

Zum Auftakt richten die sowjetischen 120-mm-Granatwerfer ihr Feuer auf die „Bute". Ihre Salven wühlen die Erde auf wie Dutzende Rudel von Wildschweinen. Aber es ist keine Vorbereitung für einen Angriff, sondern bloß ein Routineschießen. Für einige Minuten verstummen die Granatwerfer, dann fangen sie wieder an, um erneut zu schweigen. Das dauert ungefähr eine Stunde, innerhalb welcher wir uns ununterbrochen hinlegen müssen.

Vor unseren Linien läßt der schmelzende Schnee kleine Hügel zum Vorschein kommen, die Maulwurfshaufen sein können, aber es sind keine, sondern Leichen von sowjetischen Soldaten! Unsere Toten sind hinter dem Wassergraben beerdigt, in einer von Spitzahornen bewachten Viehhürde, die fast bis an das Haus reicht. In sechs Reihen liegen hier in Gräbern zwei Kompanien des Infanterieregiments 92 mit ihren beiden Hauptleuten und den meisten ihrer Offiziere. Auf den von Granatsplittern teilweise zerstörten Kreuzen werden die mit Kohle oder mit glühendem Eisen geschriebenen Namen bald nicht mehr lesbar sein ... Die frischeren Gräber in der siebenten und achten Reihe sind die der Reiter von den Vierer Roschiori. Ich lese und lese immer wieder, was auf zwei Kreuzen steht, die Namen der beiden Offiziere der Schwadron, die wir heute nacht abgelöst haben. Über sie sagte der Oberleutnant mir, daß sie sich „hinter dem Haus" befinden ...

Ein Tag vergeht wie der andere. Weckruf durch schwere Artillerie, deren Boliden über unsere Köpfe weiterreisen. Zermalmungsversuch unter Anwendung von Granatwerfern. Blitzschnelles Eingraben. Gegen Mittag Auftauchen eines sowjetischen Flugzeuges, das unsere Linien überfliegt, um den Schaden zu registrieren...

Eines schönen Tages findet die Mannschaft des betreffenden Flugzeuges Geschmack daran, uns zu bombardieren. Für so etwas ist ein Erkundungsflugzeug nicht geschaffen. Wahrscheinlich hat der Anhaltspunkt nicht gestimmt, oder die zu große Seitenflosse ist schuld daran, alle vier Bomben, die herunterkommen, fallen ausgerechnet auf die sowjetischen Infanteristen und geben unseren Männern Anlaß, laut Beifall zu klatschen und „Hurra“ zu schreien.

Erbost über diese Blamage, überfliegt uns die sowjetische Maschine am nächsten Morgen, früher als gewöhnlich, im Tiefflug, wirft drei, vier Stielhandgranaten auf uns und dann, beim zweiten Überfliegen, zu unserer Verblüffung, eine volle Kiste mit großen Nägeln, ohne jedoch jemanden zu verletzen. Es ist zum Verrücktwerden, wie rachsüchtig Iwan sein kann. Am gleichen Nachmittag wird unsere Stellung zusätzlich unter ein beharrliches Feuer der sowjetischen Granatwerfer genommen.

Mit diesen programmierten und nicht programmierten Bombardierungen und Feuerüberfällen hätten wir uns abgefunden, aber eines Morgens, Ende März, kommt, was kommen mußte: die Stellung wird mit schwerem Artilleriefeuer aufgeharkt. Alles bebt, und wir haben den Eindruck, daß die Erde gefräßig wird und uns schlucken will.

Dann folgt eine Zeit der Stille. Unten kommen die Russen ruhig aus ihren Löchern heraus. Als sie im 50-Meter-Richtkreis sind, gebe ich den Befehl: „Feuer frei!“

Unsere lMG kreuzen ihr Feuer mit dem der deutschen Nachbarn ausgezeichnet. Die erste Welle der Angreifer wird fast vollständig dahingerafft. Aber es kommen andere, die von Trichter zu Trichter vorwärtsspringen. Es sind so viele, daß man nicht unbedingt jeden einzelnen ins Visierkorn der Karabiner nehmen muß. Man schießt einfach in den hellen Haufen. Auf gleiche Weise werden auch Handgranaten geschleudert, mitten in die Menge. Man hört das Heulen derjenigen, die getroffen werden, aber Iwan rückt immer weiter vor, unerschütterlich, wie ein genau eingestellter Roboter.

Leutnant Trepcea legt die Hände auf den Bauch und schwankt schwer verwundet. Ich hebe seine Maschinenpistole auf. Was sehe ich jetzt vor mir? Auch Leutnant Vasilescu bricht zusammen. Jetzt habe ich keine Offiziere mehr! Durch einen Sprung bin ich im vorderen Schützengraben, damit mich die Leute sehen. So laut ich nur kann, schreie ich nach links und nach rechts: „Haltet stand, Jungens! Ich bin bei euch! Schießt! Schießt! Haltet stand!“

Auf einmal verstopft etwas meinen Mund. Nein, es ist kein Erdklumpen, sondern ein Stück Fleisch. Das ist zum Verrücktwerden. Take aus Islaz ist an meiner Seite und gibt mir Patronenlader auf Patronenlader. Die Russen sind einige Meter vor uns, und ich glaube, daß ich den Rock eines Rotarmisten berührt habe, als ich auf ihn feuere, so daß ich seitwärts ausweiche, damit er nicht auf mich fällt.

Es ist ein völliges Durcheinander, militärisch „Nahkampf“ genannt, in welchem sich jeder unnachgiebig, widerspenstig, erbarmungslos, in wilder Hartnäckigkeit um seine eigene Haut schlägt, bestrebt, den Gegner sofort niederzumachen, weil man sonst selber von diesem niedergeknallt oder abgestochen wird.

In dem Wirbel habe ich nicht bemerkt, daß zwei Russen mich bereits überholt haben. Sie sind hinter mir. Unbewußt drehe ich mich um. Einer der beiden, der Unteroffizier zu sein scheint, nimmt mich mit seiner „Balalaika“ aufs Korn. Er drückt ab...

Take, der alles gesehen und nur die Patronenlader für meine Maschinenpistole in seiner Hand hat, wirft sich zwischen uns beide und deckt mich mit seinem eigenen Körper, der die ganze Garbe aufnimmt. Dann knalle ich die beiden Russen nieder. Es ist vorbei. Take stöhnt vor Schmerz: „Es ist mir kalt, Herr Oberleutnant, es ist mir kalt...“

Ich ziehe meinen mit Pelz gefütterten Mantel aus und lege ihn mit kameradschaftlicher Liebe auf ihn. Der Mantel schützt aber nicht vor dem Eis, das ihn erfaßt und auskühlt. „Es ist mir kalt, Oberleutnant, zu kalt...“

Die ganze Wärme meiner Tränen wird diesen Bauernsohn nicht mehr erwärmen können, der sein Leben geopfert hat, um meines zu retten. Der Sanitätsobergefreite Kostea setzt ihn auf eine Tragbahre, aber er stirbt gleich danach, mit seinen gekrümmten Händen den Mantel festhaltend, als ob er ihn für immer behalten wolle.

Ich schließe ihm die Augenlider über seinen gutherzigen blauen Augen. Sein knochiges Gesicht, gebräunt von der Sonne auf den Feldern, nimmt den Glanz und die Farbe einer Bronzemaske an.

Mein Nachbar von rechts, der deutsche Oberleutnant Hirschfeld, der unseren Kampf mit dem Feldstecher verfolgt hat, teilt mir mit, daß sein Kommandeur, Oberst Daniel, tief beeindruckt ist von der Art und Weise, mit welcher wir unsere Stellung verteidigt haben: „Wir hätten beinahe geglaubt, daß ihr in die Brüche gehen werdet, von Russen überflutet. Unglaublich, wie ihr gehalten habt. Oberst Daniel hat entsprechende Auszeichnungen für euch beantragt ..."

Auszeichnungen? Ich habe keine Freude, daran zu denken, und Mühe, die passenden Worte des Dankes für alles, was mir Hirschfeld sagt, zu finden. Wie kann ich es auch, wenn ich auf meine arme Kalaraschen blicke, die am Boden zerfetzt und leblos vor meinen Füßen liegen.

Trotz allem, abgelöst werden wir noch nicht, sondern nur ein wenig „geflickt". Außer dem Zug des Leutnants Angelescu, den ich als Reserve in Kotobus gelassen habe, schickt mir Rittmeister Neculce die Hälfte seines Stabszuges mit einem Reserveleutnant, der Jura-Student ist, und ein halbes Dutzend Leute von der Stabsschwadron des Regiments.

Überrascht fahre ich auf, als sich mit den Neuangekommenen auch Raitscha meldet. Als ich ihm den Kopf wasche, wie er ohne meinen Befehl hierherkommen konnte, versucht er sich mit dem extravaganten Vorwand zu verteidigen, daß einer der Verwundeten, der über Erny evakuiert worden sei, ihm angeblich gesagt habe, daß er sich bei mir melden solle. Eine faustdicke Lüge.

Ich tue nur so, als ob ich wütend sei. In Wirklichkeit bin ich sehr froh, daß er gekommen ist. Er weiß auch genau, daß ich ihn jetzt brauche und in der Karwoche ohnehin keiner von der Schwadron Fleisch essen wird. Weil seine Gruppe nicht mehr existiert, wird Raitscha die Führung des Schwadronstrupps übernehmen. Den Unterwachtmeister Lupu, der diese Funktion bis jetzt ausübte, schicke ich zu den Handpferden. Damit ist der Fall erledigt.

*

Ein Anruf vom Oberst: „Geht es dir gut? Natürlich geht es dir gut. Hör mal zu, mein Lieber, ich schicke dir einen Halunken. Du wirfst ihn sofort auf die ‚Bute'. Verstanden?"

Ich will den Oberst fragen, wer der Kerl ist und ob wir eine Strafeinheit geworden sind, daß wir einen solchen „Halunken" bekommen, der dort eingesetzt werden soll, wo die Besten gefallen sind, aber er hängt kurz ein, und ihn über drei Vermittlungsstellen wieder anzurufen, dazu habe ich keine Lust.

Mit der Feldküche, die uns immer gegen 21.00 Uhr das Essen bringt, kommt auch der Betreffende: „Reiter Nicolae Batatorescu meldet sich zur Stelle ..."

Offiziersmantel, Offiziersstiefel, gestrickter Schal und gefütterte Lederhandschuhe, überhaupt nicht sympathisch und ein auffallend heimtückischer Blick. Obwohl er bei weitem nicht wie ein Kavallerieoffizier aussieht, deutet seine Kleidung einwandfrei darauf hin, daß er doch einer ist. Ich strenge mein Gedächtnis an, und plötzlich weiß ich, wen ich vor mir habe, einen ehemaligen Leutnant, der während der tragischen Ereignisse vom 21. bis 23. Januar 1941 in Lugosch gemeinsame Sache mit aufständischen Legionären der Eisernen Garde gemacht hat, zu fünf Jahren Gefängnis mit Verlust des Dienstgrades verurteilt und anschließend zur Rehabilitierung an die Front geschickt worden ist.

Sympathisch oder unsympathisch, als Einheitsführer fühle ich mich verpflichtet, mich um diesen Mann zu kümmern, ihn nicht wie „Dreck" zu behandeln und als einen zu betrachten, der von Anfang an dem Tode versprochen wurde. Trotz seines heimtückischen Blikkes ist dieser Batatorescu ein Idealist, der an eine Sache glaubt, an eine Sache, die auch mir nahesteht, und deshalb muß ich die Empfehlung des Herrn Obersten nicht wörtlich nehmen: „Reiter Batatorescu, Sie bleiben vorläufig hier, beim Schwadronstrupp!"

Ohne etwas zu sagen, schlägt er die Hacken zusammen und sucht sich einen Platz in der Nähe des Herdes. Die ganze Geschichte ist aber für mich sehr peinlich, und ich zerbreche mir den Kopf, was ich dem Oberst sagen soll, wenn er mich fragt, wo und als was ich den Mann eingesetzt habe.

Am nächsten Morgen, als das Konzert der sowjetischen Artillerie zu Ende ist, klingelt auch prompt das Telefon. Es ist Oberst Christea: „Also, was hast du mit dem Schmutzfink gemacht?"

„Er ist hier, als Melder des Schwadronstrupps."

„Verflucht nochmal, ärgere mich nicht, Emilian. Schicke ihn sofort dorthin, wohin ich dir gesagt habe. Du glaubst vielleicht, daß er ein wahrer Legionär ist, ein ‚neuer Mensch', wie Codreanu bemüht war aus seinen Gefolgsleuten zu machen? Nein, das ist er

nicht. Er ist ein Schlauberger, der mit seinen Offiziersborten gepokert hat, in der Hoffnung, daß er Karriere machen wird. Laß ihn nicht aus den Augen, denn er ist mit allen Wassern gewaschen. Befehl ausführen. Ende . . ."

In der Ausführung des Befehls habe ich, um diesen Batatorescu nicht in eine demütigende Lage zu versetzen, eine Umbildung der ganzen Schwadron vorgenommen, so daß eine bestimmte Gruppe über keinen einzigen Gefreiten mehr verfügte. Ich habe Batatorescu an die Spitze dieser Gruppe gesetzt und dem Oberst die Ausführung des Befehls gemeldet. Es ist kein gutes Gefühl, wenn man die Macht hat, über Menschenleben zu verfügen, und dabei auch noch schwindeln muß*.

*

Allmählich zerreißt die ständige Beschießung durch Granatwerfer unsere Nerven. Ein unerwartetes Geschehnis bringt jedoch eine Pause. Das milde Wetter läßt sehr rasch die unzähligen Leichen der sowjetischen Soldaten, die zwischen den Linien liegen, verwesen. Der Gestank ist unerträglich, auch für die Russen, da der Wind jetzt in ihre Richtung bläst.

Mit Trompeter und weißer Fahne, so wie es die Genfer Konvention vorschreibt, schicken sie einen Parlamentär, der eine fristbegrenzte Einstellung des Feuers verlangt, damit die Toten eingeholt und begraben werden können. Oberst Daniel genehmigt es. Stun-

* Knapp fünf Wochen nach seiner Ankunft an der Front wurde Batatorescu, von mir inzwischen zum Obergefreiten befördert, verwundet, nicht allzu schwer, aber ernst genug. Über die Krankentransportabteilung der Armee kam er nach Bukarest in das berühmte Lazarett 303, das unter der Leitung von Frau Maria Antonescu, der Gattin des Marschalls, stand. Dort schrieb Batatorescu Gedichte und Lobeshymnen auf Marschall Antonescu, die fast wöchentlich in der Soldatenzeitung „Sentinela" veröffentlicht wurden. Er wußte auch Frau Veturia Goga, die damals über sehr großen Einfluß verfügte, für seine Sache zu gewinnen. Diese setzte sich durch, und Batatorescu wurde rehabilitiert mit Wiederanerkennung des Dienstgrades und des Dienstalters.
Am 23. August 1944, als Marschall Antonescu von verschwörerischen Politikern und verräterischen Offizieren beseitigt wurde, war er Oberleutnant. Gleich in derselben Nacht zeigte er sein wahres Gesicht, indem er jeden, der deutsche Soldaten vor der Gefangenschaft retten wollte, mit Erschießung bedrohte. Einige Wochen später war er Mitglied der Kommunistischen Partei. Batatorescu avancierte blitzartig, so daß er 1948 Oberstleutnant des „Politischen Kaders" und Chefpolitruk der Garnison Ramnicul Sarat war. Oberst Christea hatte tatsächlich rechtzeitig erkannt, mit wem er es zu tun hatte.

denlang kommen und gehen sowjetische Sanitäter mit Tüchern vor dem Mund, einige auch mit aufgesetzten Gasmasken, und tragen die Leichen weg. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, das als Zuschauer mitanzusehen.

Der Gegner, auf den wir vorher geschossen haben und auch wieder schießen werden, kommt nur wenige Meter vor unsere Schützengräben, blickt friedlich auf uns, wischt sich den Schweiß von der Stirn, grüßt uns mit einem Kopfnicken und geht zurück zu seiner Stellung, einen toten Kameraden mitnehmend. Ein sowjetischer Sanitätsunteroffizier, der bis in meine Nähe kommt, grüßt mich mit *„Dobri Dany"*, und ich erwidere seinen Gruß auf dieselbe Weise . . .

Meine Leute sind nicht müde geworden, dieses einmalige Spektakel zu verfolgen, ich aber schlafe in der strahlenden Nachmittagssonne ein. Ihre Flugzeuge kommen wieder. Statt Bomben werfen sie uns Passierscheine zu: „Rumänische Brüder! Die Engländer und die Amerikaner kämpfen auf unserer Seite. Laßt die Deutschen fallen. Sie haben euch Siebenbürgen weggenommen. Kommt zu uns!" Auch ein Flugblatt gleichen Inhalts wird abgeworfen, das von sechs angeblichen rumänischen Offizieren unterzeichnet ist, darunter ein Zahlmeister im Hauptmannsrang. Psychologische Kriegführung!

Fast gleichzeitig bekommen wir auch die Osterpakete, etwas reichlicher als zu Weihnachten, zusätzlich vier gefärbte Eier und zwei Orangen. Für die Orthodoxen hat Ostern mehr Bedeutung als Weihnachten, und deshalb wird auch entsprechend gefeiert. Jeder freut sich auf den Ostersonntag, der morgen sein wird. Aber er kommt nicht allein.

In der Morgendämmerung sind wir gezwungen, statt den Russen, wie wir geplant haben, *„Christos voskris"* (Christus ist auferstanden) zu wünschen, die Nase in den Dreck zu stecken. Ihr Artilleriefeuer scheint wütender denn je zu sein. Als dies aufhört, hören wir Gesang. Aber es sind keine Kirchenlieder, die sie singen.

Mit aufgepflanztem Bajonett kommen sie aus ihren Löchern wie bei einer Parade auf dem Roten Platz in Moskau. Sie singen *„Moskwa mojà mochutscheija"* (Mein allmächtiges Moskau). Schulter an Schulter, wie auf eine Schnur gereiht, rücken sie vor und nicht nur in unsere Richtung, sondern auch in Richtung der Stellungen, die von dem Bataillon des deutschen Infanterieregiments 391 besetzt sind. Kein Zweifel über ihre Absicht! Sie setzen alles aufs

Spiel, um den ganzen Unterabschnitt zu erobern. Niemals waren es so viele . . .

Aus Verzweiflung und Todesangst schießen und schießen wir mit allen Waffen, über die wir verfügen. Das Gelände vor uns verwandelt sich in ein richtiges Schlachthaus. Zwei Reihen, drei Reihen der Angreifer werden niedergestreckt. Andere kommen, klettern auf die Menschenmauer, um darauf zu sterben. Eine ekelhafte Barrikade von Kadavern, von Sterbenden und von am Leben Gebliebenen, die weiterkommen wollen.

Die Russen rücken auf einem Teppich von ihrem Fleisch und Blut vor. Ein solches Blutbad habe ich noch nie gesehen. Das Schmieröl des überhitzten lMG, das ich in meinen Händen halte, stinkt widerlich. Ich zittere. Wie viele können es gewesen sein, denen ich mit dieser Waffe ihr Leben genommen habe? Menschen wie ich! Ich bin angeekelt, angeekelt von uns, von ihnen und von dem gesamten menschlichen Geschlecht.

Unerbittlich fluten noch genug Angreifer auf uns zu. Die Kämpfenden stoßen aufeinander, schlagen sich in jedem Schützenloch. Jetzt habe ich vor mir drei Russen, die mit jedem Atemzug einen muffigen Alkoholgeruch verbreiten. Mein lMG ist leer, ich versuche die Pistole herauszuziehen, von der ich bis jetzt noch niemals im Kampf Gebrauch gemacht habe. Ein kleiner, sehr magerer Russe blickt mich wie ein Verrückter an und stößt sein Bajonett in meinen rechten Handballen. Mit einem einzigen Trommelfeuer wird er aber zusammen mit seinen beiden Kameraden von Unteroffizier Basangiu niedergestreckt . . .

Mit dem traurigen, ja bestialischen Grinsen eines Betrunkenen, der zur Besonnenheit kommt, fangen die Russen an, sich zu ergeben. Wieder einmal haben wir es geschafft. Zu meinen Füßen liegt Vacaru aus Celei mit dem Gesicht nach unten am Boden. Und wie er liegen viele von den neuangekommenen Rekruten von der Marschschwadron. Für eine Weile setzen wir uns und ruhen uns aus, einer gegen den anderen gelehnt, lebendige und tote Wesen, Freund und Feind wie in einer einzigen Familie vereint, eine Sache, die morgen, wenn alles vorbei sein wird, diejenigen, die das nicht miterlebt haben, nicht begreifen und nicht verstehen werden.

Mit einem Stück Telefondraht bindet Basangiu meinen Unterarm ab und verbindet mir die Wunde, die nicht so schlimm zu sein scheint. Ich bin aber von so vielen Gedanken geknebelt, daß ich den Knoten am Unterarm überhaupt nicht spüre.

Eine Stentorstimme belebt auf einmal meinen Gefechtsstand. Schimpfend und in rasendem Tempo kommt ein Hüne zum Vorschein. Eine Art gestiefelter Kosak mit einem stattlichen Vollbart stellt sich brummend vor: „Ich bin Pfarrer Sfaraiala!“

Das ist er also! Schon lange höre ich von ihm sprechen. In aller Ruhe mustere ich ihn von oben bis unten: er ist sehr groß, mindestens 1,90 Meter, graumeliert, mager, schlank, hat lebendige dunkelbraune Augen, ganz rote Backen, einen Patriarchenbart. Nichts deutet an, daß es sich um einen Feldgeistlichen handelt.

Gemeinsam gehen wir hinaus. „Sie waren in eine ungeheuere Schlägerei verwickelt. Verluste, zerbrochene Knochen. Ich werde mich mit all dem beschäftigen . . .“

Zwei fanatische Nacheiferer begleiten ihn, jeder einen großen Ledersack tragend. Unser Sanitätsobergefreiter Kostea, den ich für die Beförderung zum Unteroffizier vorgeschlagen habe, ist auch dabei.

Bei jedem der Unsrigen, der am Boden liegt, kniet Pfarrer Sfaraiala nieder. Wenn der Betreffende ein Verwundeter ist, dann nimmt Pfarrer Sfaraiala aus dem Ledersack eine Flasche Kognak heraus und gibt ihm zu trinken: „Trink mein Sohn, das ist das Gebet, das die Eingeweide erwärmt . . . Noch einen Schluck . . .“

Wenn er sich einem Toten hinwendet, dann streckt er ihn mit mütterlicher Sorge aus, nimmt aus dem anderen Ledersack eine Kerze heraus, stößt sie in der Nähe des Kopfes in die Erde, zündet die Kerze an und verharrt einige Sekunden in Andacht. Dann geht er zu dem nächsten.

Als die Ablösung kommt, brennen noch viele von diesen Lichtern . . .

Auf dem Wege nach Erny gehe ich an der Seite dieses merkwürdigen Riesen, der dafür sorgt, daß es unterwegs auf keinen Fall langweilig wird: „Warum bin ich orthodoxer Pfarrer geworden? Jawohl, der innere Ruf hat mich in diese Richtung gestoßen, aber als orthodoxer Geistlicher mußte ich auch heiraten. Verheirateter Pfarrer zu sein, das ist ziemlich blöd . . .“

So erzählt er mir einiges über seine Laufbahn und über seinen ehelichen Kummer. In Caracal hat er nicht nur eine Pfarrei geleitet, sondern ist auch Religionslehrer im dortigen Mädchengymnasium gewesen. Seine einzige Tochter hat eben erst die Reifeprüfung bestanden, aber seine Frau will unbedingt, daß die Tochter gleich

heiratet, nämlich einen, der ihm überhaupt nicht paßt, den Sohn eines reichen Vaters, einen Angeber, der nichts taugt.

Wegen dieses Bewerbers ist ihm das Leben im eigenen Haus zur Hölle gemacht worden. Ohne zu zögern, hat er sich freiwillig für den Frontdienst gemeldet, bei den Zweier Kalaraschen selbstverständlich, bei welchen er während des Ersten Weltkrieges gedient hat, nicht als Feldgeistlicher, sondern als Fähnrich und Zugführer. Für die Kavallerieregimenter sind aber keine Regimentsgeistlichen vorgesehen. Mit ihm hat man trotzdem eine Ausnahme gemacht. So wurde er ein „überzähliger" Feldgeistlicher, der einzige der ganzen rumänischen Kavallerie.

Die Feldgeistlichen tragen die Rangabzeichen eines Hauptmanns und ein Kreuz an der Brust. Auch das paßt ihm nicht, und deshalb läßt er sich seit drei Monaten einen langen Bart wachsen: „Nicht an dem Kreuz, das er um den Hals tragen muß, soll man einen Feldgeistlichen erkennen, sondern an etwas anderem ..."

In Erny finde ich meinen Dac, der vor lauter Freude nicht mehr zu stampfen aufhört, und einen ziemlich schmollenden Garbis. Bei den Handpferden ist aber alles in Ordnung.

Das Quartier von Rittmeister Neculce hat sich inzwischen in eine Luxusbar und in ein Schlachtfeld für Pokerpartien umgewandelt. Man spielt dort ununterbrochen, und am nächsten Tag platzt Pfarrer Sfaraiala mitten in eine neue Pokerpartie hinein, die allerdings nur von drei Protagonisten durchgeführt wird. „Was, ihr spielt Poker während der Osterfeiertage? Das ist eine schwere Sünde ..."

Unbehagen bei den Kartenspielern, allgemeine tiefe Stille. Aber der Pfarrer zerreißt sie mit seiner donnernden Stimme: „Ihr seid nur drei. Macht mir Platz, ich steige in die Partie ein."

Mit fachmännischer Fertigkeit mischt er die Karten und teilt sie aus. Rittmeister Neculce scheint gut bedient zu sein und verkündet energisch seinen neuen Einsatz: „Noch hundert Lei dazu!"

Wütend schlägt Pfarrer Sfaraiala mit der Faust auf den Tisch, so daß alles wackelt: „Was? Sie verlangen hundert Lei? Spiele ich mit Gentlemen, oder bin ich in eine Spielhölle geraten? Hundert Lei! Eine Summe, die eine ganze Familie drei Tage lang ernähren kann ... Unerhört!"

Minutenlang herrscht Stille, eine bedrückende Stille ... „He, nun! Hier haben Sie erstens Ihre hundert Lei, und dann legen Sie

noch zweihundert dazu, die ich zusätzlich einsetze. Was haben Sie jetzt noch zu sagen?" reizt der Pfarrer.

So ist unser „überzähliger" Regimentspfarrer Sfaraiala, der gleichzeitig alle Fehler und alle guten Eigenschaften in sich vereint. Perfekter Reiter, mutiger, barmherziger und opferbereiter Seelsorger, immer bereit, ein gutes Glas zu trinken, und ein verschlagener Kerl beim Kartenspielen. Zu allem ist noch hinzuzufügen, daß er kein Blatt vor den Mund nimmt, so daß es einem engagierten Christen, wenn er ihm zuhört, die Sprache verschlägt.

Besonderes Ereignis: Der oberste Feldgeistliche der Armee, ein Bischof im Generalmajorsrang, landet überraschend in Erny. Es besteht kein Zweifel, daß er gekommen ist, um zu sehen, was dieser sonderbare Untergebene hier treibt.

In vollem Glanz meldet sich Pfarrer Sfaraiala zum Rapport. Er denkt nicht daran, dem Bischof die Hand zu küssen, wies dies bei den Orthodoxen Brauch ist, sondern klirrt gewaltig mit den Sporen und bleibt in Habtachtstellung, seiner soldatischen Vergangenheit entsprechend.

Verblüfft die Nase rümpfend, fährt ihn der oberste Feldgeistliche hart an: „Das ist unzulässig! Diese Stiefel mit Messingknopf, diese Sporen ... Was soll das heißen? Was sind Sie eigentlich?"

„Ich bin Kavalleriepfarrer, Euer Hochwürden. Ich reite ein rassiges Pferd und keinen Maulesel ..."

*

Ich habe es abgelehnt, wegen dem Kratzer an meinem rechten Handballen ins Divisionsfeldlazarett abgeschoben zu werden. Auf diese Weise kann ich längere Zeit das Leben auf dieser Staatsfarm von Erny, die von uns immer noch als „Kolchose" bezeichnet wird, beobachten. Die wenigen Einwohner, die an Ort und Stelle geblieben sind, sind halsstarrig bemüht, ihr Dasein wie üblich weiterzuführen, trotz der Tatsache, daß sich die Front in unmittelbarer Nähe befindet. Ihre Seelenstärke beeindruckt mich sehr.

Besonders die Haltung der russischen Frauen ist lobenswert. Gegenüber unseren Soldaten sind sie liebenswürdig, aber nicht mehr; deshalb sind auch keine „Geschichten" zu verzeichnen, die uns Unannehmlichkeiten bringen würden. Sicherlich, manche Frauen und

Mädchen sind sehr geeignet, unsere jungen Reiter in Aufruhr zu versetzen. Sie lehnen es nicht ab, freundschaftliche Beziehungen anzubahnen, aber sie wissen, diese Beziehungen auch genau abzugrenzen, und wollen respektiert werden. Um mehr zu erreichen, muß der Betreffende meist vor den Ikonen schwören, daß er auch heiraten wird, ein Versprechen, daß er gewiß nicht halten kann.

Der Oberleutnant Radu von der Aufklärungsabteilung der Division glaubt es jedoch allem Anschein nach. Ein fescher Kerl, dieser Radu, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Filmschauspieler Rudolf Valentino hat und dazu eine herrliche Baritonstimme besitzt, was für eine träumerische Russin fast unwiderstehlich zu sein scheint. Er ist tatsächlich in die bildhübsche Njura verliebt und verbringt seine ganze Freizeit nur in der Wohnung ihrer Eltern, die zu der geplanten Heirat schon ihre Zustimmung gegeben haben. Zwar kann ich mir nicht vorstellen, wie dieser Radu die Erlaubnis zu einer solchen Eheschließung von unseren Militärbehörden bekommen wird, die schließlich das Gesuch an Marschall Antonescu weiterleiten werden, wie dies im Falle eines sehr bekannten Fliegeroffiziers schon einmal geschehen ist, doch gegen meinen Willen muß ich das Spiel mitmachen und zumindest vor ihren Eltern Njura als die offizielle Verlobte von Oberleutnant Radu ansehen. Ein schwerer Gewissenskonflikt!

Plötzlich kommt der Befehl, uns für einen neuen Einsatz marschbereit zu machen. Diesmal handelt es sich um die endgültige Säuberung der ganzen Halbinsel Kertsch.

Ich bin im Begriff, meine Sachen zu packen, als die Tür energisch aufgestoßen wird und auf der Schwelle Njura erscheint: „Ich gehe mit euch überall hin, wohin ihr gehen werdet. Ich kann schießen, ich werde mich schlagen . . . Nimm mich in deine Schwadron auf . . .“

Meine Lage ist nicht beneidenswert, und ich weiß überhaupt nicht, was ich sagen soll: „Sei vernünftig, Njura. Wir können keine Frauen mit uns nehmen. Unsere Vorschriften sind sehr streng in dieser Beziehung. Ein wenig Geduld, Radu wird zurückkommen.“

„Nein! Er wird nicht zurückkommen. Ich weiß es. Er hat geschworen, mich niemals zu verlassen. Ich folge ihm . . .“

Glücklicherweise findet die Debatte durch das Auftauchen von Radu ein Ende. Weinend fällt Njura in seine Arme und drückt ihren Kopf an seine Brust. Die beiden gehen weg, und ich atme erleichtert auf.

Was nachher geschehen ist, habe ich niemals genau erfahren . . . Im Morgengrauen, als Oberleutnant Radu die Tür seines Hauses aufmacht, sieht er die seelenlose Njura an einem Baum schaukeln. Während der Nacht hat sie sich erhängt. Radu bricht zusammen, und als man ihn wiederbelebt, macht er den Eindruck, als habe er den Verstand verloren, und ich erinnere mich daran, was mir Tatiana in Dschwar-Yourt gesagt hat: „Wir nehmen alles sehr ernst . . .“

*

Am 7. Mai 1942 stehen wir vor Koj-Assan, westlich von Parpatsch, im Zentrum der Gliederung. Die 11. deutsche Armee, deren Bestandteil auch unsere Division ist, soll die sowjetische Front durchbrechen, eine Front, die von siebzehn Schützendivisionen, drei Schützenbrigaden, zwei Kavalleriedivisionen und vier Panzerbrigaden gebildet wird. Diese insgesamt sechsundzwanzig großen sowjetischen Verbände sollen aus ihren Stellungen geworfen und bis an das Meer zurückgedrängt werden, und zwar von fünf deutschen Infanteriedivisionen, von der 22. deutschen Panzerdivision, von der 19. und 10. rumänischen Infanteriedivision sowie unserer 8. Kavalleriedivision, die eigentlich eine Brigade ist, aber in „Division“ umgetauft wurde. Das Kräfteverhältnis steht also drei zu eins zugunsten der Sowjets . . .

Zu unserem Glück greifen die Stukas des Generals von Richthofen ein. Wie viele sind es? Für uns eine richtige Armada von eisernen Vögeln, deren Motoren, Sirenengeheul und Bombengetöse uns dazu zwingen, den Mund aufzumachen, damit unsere Trommelfelle nicht zerplatzen. Welle auf Welle vollbringen diese Stukas eine phantastische Zerstörungsarbeit, eine Erdumwälzung, so als könne man jede Minute damit rechnen, daß die ganze Halbinsel im Meer versinkt.

Nachdem das vorbei ist, treten deutsche Grenadiere zum Angriff an, um durch Geländegewinne das Vorrücken der 22. Panzerdivision zu ermöglichen. Am ersten Tag der Offensive werden wir nicht eingesetzt, jedoch andere Teile unserer Division, die zum „Detachement Korne“ als Verstärkung geschickt und mit diesem der deutschen „Brigade von Groddeck“ zugeteilt, einen kühnen Vorstoß nicht weit von der Küste im Rücken des Feindes unternehmen.

Am 9. Mai erzielt die 22. deutsche Panzerdivision den Durchbruch und stößt in Richtung Norden vor, um die Masse der 51. sowjetischen Armee abzuschneiden. Aber es fängt an, in Strömen zu regnen. Der Vormarsch wird verlangsamt und sogar zum Stehen gebracht.

Es ist der 10. Mai, der Unabhängigkeitstag Rumäniens, und der Regen dauert an, aber am Nachmittag klärt sich der Himmel auf, und auch für uns gilt der Befehl „Vorwärts", nachdem die sowjetischen Stellungen unter dem vernichtenden Feuer der deutschen Artillerie gelegen haben. Die Bolschewiken sind aber noch da, und man fragt sich, wie sie noch imstande sind weiterzukämpfen. Ein Geheimnis, das nicht zu erklären ist! Zahlenmäßig sind sie uns noch immer überlegen.

Die winzigsten Deckungen und Hindernisse ausnutzend, rükken wir vor. Wir springen von einem Loch in das andere, wir schleichen durch Stacheldraht, umgehen Minenfelder und erreichen schließlich die vordersten Verteidigungslinien des Feindes. Die Seitengewehre und Handgranaten bedienend, fassen wir Fuß und schreiten weiter zur zweiten Linie. Hinlegen!

Die Russen schießen aus allen Rohren, und wir bekommen auch in unsere rechte Flanke Maschinengewehrfeuer. Der blutjunge Leutnant Ciuciu aus Turnu Severin will uns mit seinem kleinen Panzerspähwagen den Weg frei machen. Ein Volltreffer bringt den Panzerspähwagen zum Stehen, und Ciuciu, der bis zur Brust in der Turmöffnung steht, wird buchstäblich abgesägt. Ich wende den Kopf und rücke weiter vor, wie ein Automat. Mit meinen Nerven bin ich am Ende und habe das Gefühl, daß ich physisch und seelisch bald zusammenbrechen werde.

Eine Zeitlang halte ich in meinen Händen eine sowjetische Schpagin-Maschinenpistole, die ich vom Boden aufgehoben habe. Es ist mir lästig, auch das noch zu tragen, und ich übergebe die Waffe Mazilu, der ganz brav immer hinter mir hergeht. Nach weiteren zehn Metern hebe ich wieder eine Waffe von der Erde auf, diesmal einen Karabiner mit leerem Magazin, der mir eine Weile als Stütze beim Vorrücken dient. Die sowjetischen Granatwerfer scheinen uns ihre ganze Munition entgegenschicken zu wollen. Es ist die Hölle.

Irgendwas wirft mich zu Boden, brennt mir in den Nieren. Dann sieht es so aus, als ob mich jemand an den Schultern gepackt hat, mich kräftig schüttelt, um mich gleich darauf in tiefe Finsternis zu stoßen ...

Wieder bei vollem Bewußtsein bin ich erst auf dem Regimentsverbandplatz, wohin der Sanitätsobergefreite Kostea mich gebracht hat. Mit einem ermutigenden Lächeln sagt er mir: „Der Luftdruck war gewaltig, aber die Wunden sind überhaupt nicht schlimm: zwei kleine oberflächige Splitter am Bein und ein etwas größerer Splitter im Rücken. Sie sind zu beglückwünschen, Herr Oberleutnant. Tatsächlich ‚Piele de drac'!"

Der Stabsarzt bestätigt, was Kostea mir gesagt hat, hängt mir ein Täfelchen um den Hals und fragt mich: „Was ist Ihnen lieber? Soll ich Sie zum Sanitätszug schicken oder per Sanka nach Simferopol, wo Sie im deutschen Kriegslazarett behandelt werden?"

Ich gebe ihm eine sehr kurze Antwort: „Simferopol."

*

Im Kriegslazarett heilt die Wunde sehr schnell nach einer schmerzhaften Entfernung der Splitter, und ich weiß bald nicht, wie ich mir die Zeit vertreiben soll. Auf der Station, auf der ich mich befinde, liegt außer mir niemand von meiner Division, und ich mache mir ständig Gedanken, was aus meinen Kameraden und den Zweier Kalaraschen geworden ist.

Zu unserem Glück bringt eine deutsche Rotkreuzschwester, die unserer Station zugeteilt ist, immer noch ein wenig Abwechslung durch ihre Erscheinung. Sie ist ein blondes, großgewachsenes und sehr schlankes, zauberhaftes Mädchen. Ausgesprochen schön, distinguiert und sehr gebildet, ist es ein Genuß, mit ihr zu sprechen.

Weil sie nur bei ihrem Vornamen gerufen wird, erfahre ich erst nach mehreren Tagen, daß sie Fräulein von Papen heißt und die Tochter des ehemaligen Reichskanzlers und jetzigen Botschafters in Ankara, Franz von Papen, ist. Mit uns spricht sie mal Deutsch, mal Französisch, aber immer mit dem gleichen bezaubernden Lächeln.

Sie ist es, die mir von dem Erfolg der Offensive von Kertsch erzählt. Die verschiedenen Daten weiß sie auswendig, weil sie von vielen anderen ständig danach gefragt wird. Es sind 170 000 Gefangene gemacht, 1233 Geschütze sowie 258 Panzer erbeutet und zwei sowjetische Armeen (44. und 51.) vollkommen zerschlagen worden. Dank des ausschlaggebenden Einsatzes des VIII. deutschen Fliegerkorps ist es den deutschen und rumänischen Verbänden trotz des ungünstigen Kräfteverhältnisses gelungen, die sechs-

undzwanzig sowjetischen Großverbände vernichtend zu schlagen.

Ich denke, daß dieses einer der schönsten, wenn nicht überhaupt der schönste Sieg des Ostfeldzuges gewesen ist. Durch ihn sind die Tore zum Kaukasus geöffnet, und die Schlüssel Asiens liegen in unserer Hand ...

*

Der Urlauberzug verläßt Simferopol unter dem Freudengeschrei der rumänischen Soldaten, die ein gutes Drittel der Fahrgäste ausmachen. Einer bläst sogar „Vorwärts" auf seiner Trompete. Es ist keine anderer als mein Varzaru, der Melder, der einen Luftsprung macht, als er mich in meinem Abteil entdeckt. Varzaru hat Sonderurlaub bekommen, weil ihm seine Frau Zwillinge, zwei Buben, geschenkt hat — als Ergebnis seines letzten Sechs-Tage-Urlaubs, den er im Herbst bekommen hat.

In diesem Zug sind keine anderen Angehörigen unseres Regiments. Ich stelle ihm eine Frage nach der anderen. Das Regiment hat schwere Verluste erlitten. Raitscha ist auch verwundet worden, so schwer, daß er dienstunfähig entlassen wird und wir ihn nicht mehr in unseren Reihen haben werden. „Und Garbis?"

Seufzend und nach unten blickend, antwortet Varzaru: „Nachdem Sie verwundet worden sind, hat man von ihm nichts mehr gehört. Vermißt!"

Vermißt wurde er gemeldet, weil man die zerfetzte Leiche nicht mehr identifizieren konnte. Geheimnisvoll verschwand Garbis, der Mann vom Hafen von Corabia, aber nicht aus meinem Andenken.

Der Urlauberzug ist gewiß kein Schnellzug. Er fährt schön langsam, weil die Transporte, die in Richtung Front rollen, Vorfahrt haben. Es sind mehr als vierzehn Stunden vergangen, seitdem wir Simferopol verlassen haben, und wir sind in Sinelnikowo angelangt, einem so großen Rangierbahnhof, wie ich bis jetzt noch keinen gesehen habe. In Dnjepropetrowsk hat der Zug so lange Aufenthalt, daß unsere Soldaten Zeit finden, Marschverpflegung auch von den Italienern zu fassen, obwohl sich die betreffende Stelle einen halben Kilometer weit vom Bahnhof befindet. Die Bersaglieri, die Hahnenfedern auf ihren Stahlhelmen tragen, werden von den einheimischen Mädchen sehr bewundert.

Es ist nach Mitternacht, als wir in Znamenka ankommen. Hier ist die tadellose Betreuung durch das Deutsche Rote Kreuz zu bewundern. Erst am dritten Tag gegen Mittag haben wir Golta erreicht, eine kleine Stadt in Transnistrien, das unter rumänischer Verwaltung steht. Die deutschen Urlauber sind weitergefahren, in Richtung Lemberg. Wir müssen umsteigen und warten auf einen Zug, der uns nach Rumänien bringen soll. Viel zu besichtigen gibt es in Golta nicht, das über eine einzige Straße verfügt, die den Bahnhof mit dem stattlichen Gebäude der Präfektur verbindet, aber auf dieser Straße gibt es mindestens sechs im Krieg neueröffnete Wirtshäuser mit Grill im Freien und Zigeunermusik. Auf diese Weise kann man sich nicht langweilen, bis der Zug, wiederum gegen Mitternacht, endlich eintrifft.

Während der Fahrt habe ich ständig geschlafen, aber es muß furchtbar langsam weitergegangen sein, denn als ich aufwache, steht die Sonne schon hoch am Himmel, und wir sind erst in Rasdzelnaja, das ungefähr einhundertachtzig Kilometer südwestlich von Golta liegt. Über Tiraspol kommen wir nach Tighina, wo wir auf einen anderen Zug warten müssen.

Rundgang durch die Stadt und Abendessen in einem sehr gut besuchten Restaurant mit Orchester und Vortragskünstlerinnen. Nach vier Nächten und fünf Tagen Fahrt: Ankunft im Nordbahnhof von Bukarest. Eine richtige Touristenreise!

*

Gewiß, meine zahlreichen Bekannten in Bukarest feiern mich, aber bald komme ich zu der Feststellung, daß die meisten dieser verschwörerischen Geschäftemacher, Börsenspekulanten und Schwätzer ganz andere Sorgen haben und selbst die Zeitungen, die ganze Seiten von Todesanzeigen bringen von jenen, die im Kampf gefallen sind, auf sie überhaupt keinen Eindruck machen. Ich bin angeekelt, und schon nach zwei Tagen ziehe ich Zivil an, weil ich mich in Uniform verpflichtet fühle, auf das alberne Gerede dieser Spießbürger, die ständig kommentieren, was „Radio London" sagt, flink zu reagieren.

Man gewinnt den Eindruck, daß die „bessere Schicht" von Bukarest nur daran interessiert ist, was die Engländer wollen und die Amerikaner machen. Allem Anschein nach führt Marschall Antonescu hier im Hinterland den Kampf fast allein ...

Das Volk, der einfache Mann, denkt aber anders und ist sich bewußt, daß von dem Ausgang dieses Krieges die Zukunft unserer Nation für mehrere Generationen abhängt. Der Liftboy des Hauses, der Mann der Milchfrau, der Sohn des Friseurs, der Bruder des Taxichauffeurs — sie sind alle gefallen. Von den widerwärtigen Kaffeehauspolitikern hat fast keiner einen nahestehenden Verwandten verloren ...

Ansonsten lebt Bukarest in der Euphorie eines lustigen Lebens, und wenn die vielen Uniformen im Straßenbild nicht wären, könnte niemand annehmen, daß es sich um die Hauptstadt eines Staates handelt, der sich im Krieg befindet. Junge Zivilisten, denen man keinen Einberufungsbefehl ausgehändigt hat, nehmen am Strand der Seen im Norden der Stadt Sonnenbäder, dominieren im Schwimmbassin des „Lido" und beherrschen die Calea Victoriei, die private Domäne der eleganten Welt. In den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte sind alle nur erdenklichen Delikatessen ausgebreitet.

„Im „Continental", „Modern" und in vielen anderen luxuriösen Restaurants ist und trinkt man bei einschmeichelnder Musik. Die deutschen Wehrmachtsangehörigen bevorzugen aber das Bierhaus „Bavaria", „Carul cu Bere" und die Café-Konditorei „Nestor". Im Zwischenstock des letzteren, an einem langen Tisch, der von der Bedienung als „Tisch der Intellektuellen" bezeichnet wird, bekämpfen der Schriftsteller und Literaturkritiker Scarlat Strutzeanu sowie sein älterer Kollege Corneliu Moldovanu und Dr. Micsunescu erfolgreich die sogenannten Anglophilen, die die merkwürdige These vertreten, daß wir am Dnjestr haltmachen und nicht weiter in die Ukraine vorrücken sollten. Unverständlich für mich ist die Tatsache, daß zwei von denen, die mit Churchill ein Herz und eine Seele sind, Offiziersuniform tragen, der eine ist Leutnant des Gendarmerieregiments von Bukarest (RJB), und der andere trägt die dunkelblaue Uniform der Militärrichter. Es kommt mir vor, als ob ich im eigenen Vaterland in einer vollkommen fremden Welt gelandet bin ...

Durch die Nachricht, die mir ein Bekannter der Familie bringt, bin ich noch mehr verdrossen: „Onkel Sonntag ist gestorben." Onkel Sonntag *„Mosch Duminica"!* Selbstverständlich, wenn jemand die Einhundertjahresgrenze überschritten hat, muß man damit rechnen, daß er jeden Augenblick sterben kann, aber Onkel Sonntag ist ein Teil von mir selbst gewesen, der mir geholfen hat, Stufe für

Stufe aus einem kleinen Bub ein Mann zu werden, nämlich ein Mann nach seiner Vorstellung.

Ist der gute alte Onkel Sonntag wirklich für immer verschwunden? Soll ich mich von der Nachricht seines Todes ausgerechnet jetzt demoralisieren und von Verdruß zermalmen lassen? Aber nein! Ich schließe die Augen, und ich sehe ihn vor mir stehen in seiner großen und schlanken Gestalt, mit seinen knochigen und von einer arbeitsreichen Vergangenheit schweren Händen mich an den Schultern packend, um mich auf einmal tief in meine Kinderjahre zurückzustoßen ...

Ich denke an das Landhaus, das meine Großeltern mütterlicherseits bei Lunca besaßen, östlich der bewaldeten Bergmassive Coza, Lepscha und Sboina, im südmoldauischen Gebiet von Vrancea. Am Fuße der Lepscha, von der ein Teil sich noch im Besitz meiner Familie befindet, floß manchmal stürmisch, gemäß ihrer wechselnden Laune über Steine springend, Äste und Baumstämme weitertreibend, die Putna. In welche Richtung man auch blickte, man sah nur hundertjährige Buchen und Tannen.

Damals war es den Holzausbeutungsgesellschaften noch nicht gelungen, die romantische Wildnis dieser Gegend zu vernichten. Und auch die braunen Karpatenbären, die hier beheimatet waren, ließen sich von der Schmalspurbahn, die das Holz zu Tal brachte, nicht stören. Es kam oft vor, daß Frauen, die gruppenweise Himbeeren und Walderdbeeren pflückten, von einem solchen „Martin", wie man bei uns den Bären nannte, bei der Arbeit überrascht wurden. Die Frauen blieben still und der Bär auch. Er ging abseits, fraß eine Weile von einem Himbeerbusch, und dann machte er sich weiter auf den Weg zu seinem Versteck. Niemals hat ein Bär Frauen beim Pflücken angegriffen ...

Mitten in einem großen Hof, wo sich auch Stallungen, Scheunen und eine Sommerküche befanden, sah das Haus meiner Großeltern nicht viel anders aus als die meisten Bauernhäuser, nur daß es geräumiger war und über eine lange erhöhte Trasse verfügte, abgeschirmt von Pelargonien, Hyazinthen und Tabakblumen. Weil das Haus von drei Seiten vom Buchenwald umgeben war, verdiente es wohl den Namen Buchenhain, von den Einheimischen wurde es aber als „Konak" bezeichnet, was Bojarenresidenz bedeutet. Für mich jedoch war der richtige Bojar der „Grandseigneur", jemand anderer als mein Großvater, ein greiser „Rasesch", ein Freibauer, der wie die meisten Freibauern in dieser Gegend seinen Stand und

seinen Besitz mit einer auf Ziegenleder geschriebenen Urkunde aus der Zeit von Stefan dem Großen* beweisen konnte.

Alle nannten ihn „Onkel Sonntag", weil er das Lesen jeder Sonntagsmesse genau verfolgte, um festzustellen, ob der Pfarrer keinen Satz ausließ. Er war ein stolzer, würdiger alter Mann von unbeschreiblicher Güte, sehr groß und sehr schlank, mit einem aristokratischen Gesicht und knochigen, aber schönen Händen, auf welchen die dunklen Kanäle der blauen, verdickten Adern hervortraten. Als er einmal sah, wie ich seine Hände betrachtete, sagte er zu mir: „Sieh mal gut an, mein kleiner Nelu**, es ist das Leben, das hier fließt, bis zu den Fingerspitzen, um dann kehrtzumachen und das Herz wieder zu erwärmen. Darum mußt du aufpassen, wem du die Hand reichst, weil du dich damit verpflichtest."

Das war die Art und Weise, in welcher Onkel Sonntag sich ausdrückte. Er kam jeden Morgen zu uns, erkundigte sich, ob er mit etwas von Nutzen sein könne, fragte meinen Großvater, der viel jünger war als er, ob nicht etwas Neues in den Zeitungen stehe, ging zum Stall, um die Pferde ein wenig anzuschauen, und dann nahm er mich mit sich, um mich gegen Abend wieder zurückzubringen. Seine reichlichen schneeweißen Haare deckten seinen Kopf und den Nacken, genauso wie einen von Schnee bedeckten Berggipfel. Was habe ich von ihm gelernt? Alles! Auf jeden Fall hat er mir mehr gegeben als mein Vater und meine Professoren, die ich im Laufe des Lebens gehabt habe, zusammen.

Onkel Sonntag hatte schon vor der Ankunft von Carol von Hohenzollern-Sigmaringen in Rumänien, also in der Zeit, als Fürst Alexander Cuza noch regierte, bei dem 1. moldauischen Ulanenregiment in Iassy gedient und war 1869 als Sergeant entlassen worden, viele Jahre bevor mein Vater geboren wurde.

Er hatte fünf Söhne und eine Menge Enkelkinder, aber er wohnte ganz allein, da seine Frau schon längst gestorben war. Sein Haus war sehr klein und bestand nur aus zwei Räumen, einem größeren, der gleichzeitig als Küche, Schlaf- und Wohnzimmer diente, und einem kleineren, der in ein kleines Museum umgewandelt worden war und sehr selten betreten worden zu sein schien. An der einen Wand hingen eine eingerahmte Chromolithographie, die die wichtigsten Etappen des Lebens des Fürsten Alexander Cuza darstellte, eine Ikone des Heiligen Georg hoch zu Pferd und ein paar alte Sporen, allerdings aus Silber. Auf einer mit einem sehr schönen gestickten Tuch bedeckten Kommode lag die Czapka, die viereckige Kopfbedeckung der Ulanen, die bei uns den Namen „Lancieri", das heißt Lanzenreiter, trugen, und der Ringkragen* mit dem Wappen der Moldau und der Walachei.

Onkel Sonntag hat mich der Reihe nach mit allen Pflanzen und mit allen Kräutern bekanntgemacht, er hat mir gezeigt, wie die Fallen für die Füchse gestellt werden und wie man Forellen mit bloßen Händen fangen kann.

Sommer für Sommer, mehr als ein Jahrzehnt, war ich der ständige Begleiter von Onkel Sonntag durch Wälder, Auen und bei den Quellen aller möglichen Bächlein, die in tollen Sprüngen ihren Weg zur Putna suchten; aber mit dem Geheimnis der Kräuter und der Pflanzen, die besonders bei Pferden eine Heilwirkung haben, machte Onkel Sonntag mich erst vertraut, als er zu der Überzeugung kam, daß es ihm gelungen war, aus seinem kleinen Begleiter einen Reiter zu machen.

So erfuhr ich von ihm, daß man mit einer Abkochung aus Kornblumen eine Wunde beim Pferd in acht Tagen zur Vernarbung bringen kann und daß mit derselben Kornblume die Augen eines Pferdes behandelt werden, wenn sie vom Staub infiziert sind. Das Bittersüß, das überall zu finden ist, gekocht und als Kompresse verwendet, kann die schlimmste Schwellung beseitigen. Zusammengekochte Brennesseln und Butterblumen sind das beste Rezept gegen den Durchfall. Wenn das Pferd an Lungenentzündung leidet, soll man es jede zweite Stunde mit einer Handvoll Ginster und Quecke abreiben. Falls aber das Pferd durch die Stiche von Hornissen, Wespen oder Viehbremsen verrückt gemacht worden ist, wird es eine Abreibung mit Wegerich — an der Stelle, wo es gestochen wurde — beruhigen . . .

An diese Rezepte habe ich mich erinnert, als ich später mit den Kalaraschen ins Feld gezogen bin. Viele davon sind ihnen bekannt gewesen, jedoch nicht alle . . .

Nach den Vorstellungen von Onkel Sonntag sollte ein guter Reiter auch das Fechten beherrschen, sowohl das Stoß- wie auch das Hiebfechten. Für das letztere war der Krummsäbel schon vorhan-

* Regierender Fürst der Moldau (1433—1504), der die Türken 1475 bei Rahova besiegte, wurde deshalb von Papst Sixtus IV. als „Athlet Christi" bezeichnet und baute die schönsten Klöster und Kirchen der Moldau.

** Diminutivum von Ion (Ionel = Nelu), ungefähr wie Hänschen.

* Metallplättchen, das an einer Kette um den Hals getragen wird.

den, ein Weihnachtsgeschenk von einer meiner Tanten, aber den notwendigen Degen für das Stoßfechten hat er mir selber aus Birkenholz geschnitten. Von der „Primlage“ bis zur „Quartlage“, die Parierungen, die Riposten, Finten und Doppelstöße, Lemniskatten, das sogenannte Batonnieren, alles hat mir Onkel Sonntag beigebracht, so daß der Fechtmeister später auf der Kavallerieschule über meine Kenntnisse verblüfft war.

Viel interessanter als die Ausbildung auf dem Gebiet der Fechtkunst war die originelle Art und Weise, in der er mir Geschichtsunterricht erteilte. Gleich am Anfang unserer Bekanntschaft, als ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, sah ich mir auch, nachdem ich erneut seine Uhr bewundert hatte, auf deren Zifferblatt eine rauchende Dampflokomotive abgebildet war, den Ringkragen mit dem Wappen an und stellte ihm die Frage: „Onkel Sonntag, wenn ihr ‚Lancieri‘ nur mit Pferden zu tun hattet, warum habt ihr dann einen Ochsen am Ringkragen getragen?“

„Das ist kein Ochse, du kleiner Schlaumeier, sondern ein Auerochs, ein Ahn des Ochsen, wenn du willst, aber viel mächtiger, aufbrausender, der im gerechten Kampf ein amerikanisches Bison sehr schnell hätte besiegen können, wenn eine solche Begegnung möglich gewesen wäre. Nicht nur die ‚Lancieri‘, sondern die gesamte moldauische Kavallerie hatte in früheren Zeiten das Vorrecht, das Bildnis des Auerochsen zu tragen, denn die Hufe eines Auerochsen haben die Stelle bestimmt, von wo aus unser Vaterland sich ausdehnte und Gestalt annahm.

Über diese Tatsache sind alle Chronisten derselben Meinung. Unsere Geschichte hat so angefangen: Eines schönen Tages war Dragosch, der Vojvode von Marmarosch, mit einer Reiterschar auf der Jagd. Auf einem Riesenfeld sah er ein großes Tier, das er bis dahin noch nie gesehen hatte. Zuerst wollte er es fangen, aber der Auerochs oder der ‚Bour‘, wie ihn die Unsrigen nannten, war nicht gewillt, auf seine Freiheit zu verzichten, und verschwand im naheliegenden Wald. Dragosch und seine Leute verfolgten ihn von Wald zu Wald und von Wiese zu Wiese. Erst in der Abenddämmerung gelang es den Verfolgern, den Auerochsen in der Nähe des Flusses Moldova zu stellen. Dragosch fällte den Auerochsen durch das Schwert. Als das Tier nach einem herzzerreißenden Muhen seinen Atem aushauchte, teilte Dragosch seinen Gefolgsleuten mit, daß er entschlossen sei, hier zu bleiben und aus dieser Gegend eine Heimat für sie alle zu machen.

So geschah es auch. Sie ließen sich dort nieder und gründeten eine Ortschaft, die bis heute den Namen Boureni trägt, also der Pfad des Auerochsen, der Kern des zukünftigen Fürstentums Moldau, das den Einfällen der Tataren und allen anderen Einfällen standgehalten hat, unter ihm und unter seinen Nachfolgern bis zu Alexander dem Guten und Stefan III., der auch der größte von all denen war, die auf ihren Fahnen und Standarten das Bildnis des Auerochsen trugen.“

Wie gefesselt hörte ich ihm zu und merkte mir alles, was er sagte, damals und jedesmal, wenn er mir etwas aus der rumänischen Geschichte erzählte. Für ihn war die Tradition nicht eine retrospektive Buchhaltung von Ereignissen, sondern die lebendige Verbindung zur Gegenwart. Auffallend war, wie er über den Fürsten Stefan von Moldau sprach, so als ob er diesen auf das Schlachtfeld begleitet, ihn mit eigenen Augen gesehen und ihn sprechen gehört hätte.

Seine damaligen malerischen und anekdotisch punktierten Erzählungen aus unserer Vergangenheit gaben mir die Neigung, mich stets für die Geschichte zu interessieren, und brachten mich zu der Feststellung, daß alles, was er mir einmal gesagt hat, auch haargenau stimmte. Das Reiten aber hat mir der gute Onkel Sonntag auf eine ganz andere, pragmatische Art und Weise beigebracht.

Obwohl Artillerist, war mein Vater als junger Offizier erfolgreicher Turnierreiter, und er besaß einen prächtigen Hengst, einen Rappen namens „Grachus“, auf den er sehr stolz war und für dessen Nachwuchs er sorgte. Ein Sprößling von „Grachus“, ein sehr junger Grauschimmel mit weißer Mähne und ganz dunklen Augen, befand sich im Stall bei Lunca. Das sollte mein erstes Pferd sein. Onkel Sonntag sattelte ihn schön, nahm ihn an den Zügeln und brachte ihn in den Hinterhof, der durch ein ziemlich niedriges Schutzgatter von einer großen Wiese getrennt war. Sehr oft geritten worden zu sein schien das Pferd nicht, denn es tanzte nervös mit den Hufen.

Onkel Sonntag hielt mir den Steigbügel, setzte mich richtig im Sattel, korrigierte mehrmals meine Haltung, schritt zwei Runden an meiner Seite, sah sich an, wie ich die Knie, die Füße in den Steigbügeln, die Ellbogen und die Fäuste mit den Zügeln hielt, um mir schließlich zu empfehlen: „Hauptsache ist, daß du immer im Sattel bleibst und die Zügel fest in deinen Händen hältst. Also nur den Mut nicht verlieren . . .“

Dann gab er dem Grauschimmel zwei kräftige Schläge auf die Kruppe. Gereizt machte das Pferd zwei Runden mit mir im kleinen Galopp, tat einen unvorhergesehenen Sprung über das Schutzgatter und fing an, immer schneller auf der großen Wiese zu galoppieren. So fest ich konnte, habe ich mehrmals die Zügel angezogen, aber jedesmal bäumte der Kerl sich auf, wieherte laut und hörte nicht auf zu galoppieren. Zweimal wäre ich fast aus dem Sattel gestürzt, aber es gelang mir, das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Glücklicherweise zwang dichtes Gebüsch am anderen Ende der Wiese das Pferd kehrtzumachen. Wenn Onkel Sonntag ihm den Weg nicht versperrt und die Zügel nicht in seine Hände genommen hätte, wäre es noch einmal über das Schutzgatter gesprungen. Und diesen Sprung hätte ich wahrscheinlich nicht mehr im Sattel überstanden. Aber ich bin zur vollen Befriedigung von Onkel Sonntag bis zum Schluß dieser Vorstellung im Sattel geblieben: „Du hast die Probe bestanden. Aus dir kann noch ein guter Reiter werden. Solange das Kommando ‚Absitzen‘ nicht erschallt, muß man fest im Sattel bleiben . . .“

An diesem Grundsatz hat Onkel Sonntag sein ganzes Leben lang festgehalten, ein Leben, das sich mit dem Werdegang und der Entwicklung unserer Heimat vermengt, zwei kleinen Fürstentümern, die mehrere Jahrhunderte unter türkischer Oberhoheit standen, um dann von 1829 bis 1856 unter russische Vormundschaft zu geraten, sich gegen den Willen der Großmächte vereinigten, um schließlich das moderne Rumänien zu werden.

Dem Kommando zum endgültigen „Absitzen“ hat Onkel Sonntag erst mit einhundertzwei Jahren gehorcht. Ab und zu hat er ein Stamperl Schnaps getrunken, geraucht hat er aber nie, und keiner seiner Söhne, die alle leidenschaftliche Raucher waren, wagte es jemals, vor ihm zu rauchen.

Das war Onkel Sonntag! Sein Andenken hilft mir, die bösen Erfahrungen, die ich jetzt bei den Stammgästen von Bukarester Kaffeehäusern und Restaurants gemacht habe, zu zerstreuen.

An meinen lieben, guten alten Onkel Sonntag denkend, mache ich mich wieder auf den Weg zu meiner Einheit, an die Front, wo ich hingehöre.

Beim ersten Rapport nach meiner Rückkehr meldet ein junger Leutnant stramm, daß die Schwadron auf kompletten Stand, also „vollzählig“ sei. Ich versuche meine rasende Wut zu beherrschen. Kompletter Stand, doch wo sind meine Kalaraschen des ersten Handstreiches der Sommersonnenwende 1941?

Smarandake war der erste, der gefallen ist, seitdem ist aus meinem schönen neuen Radiergummi ein häßliches schwarzes Ding geworden, das nur noch eine kleine weiße Ecke hat, mittels welcher menschliches Leben, von dem nicht einmal der Name bleibt, weggewischt wird.

Der kleine Mazilu, mein „Stabschef“, ist immer noch da, und sein Bart ist kaum gewachsen, aber wie viele können sich rühmen, daß sie so viele Proben überstanden haben wie er? Von ihren schweren Wunden geheilt, sind Dogaru und Michale jetzt Unterwachtmeister und schließende Unteroffiziere zweier Züge. Mein alter Handpferdeführer Jakob ist zum Oberwachtmeister befördert worden und führt jetzt einen Zug. Wenn ich die Reihen überblicke, fällt es mir schwer, ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Ja, hier ist er, Ikonaru, mit neuen Unteroffiziersborten und dem Band des deutschen Eisernen Kreuzes.

An der Spitze der übrigen Züge stehen Neue, einer davon, der voller Schwung zu sein scheint, genießt das Vertrauen seiner Männer; es ist der Fähnrich der Reserve Cosoveanu.

Einige Tage vergehen mit den Vorbereitungen für einen langen Marsch, der uns vermutlich nach dem Kaukasus führen wird. Inzwischen meldet sich die sowjetische Marine, die ihr Feuer bald in den Abschnitt unseres Nachbarn verlegt. Eine schwere Granate zerplatzt im Gefechtsstand des Roschiori-Regiments 4, dessen Kommandeur, Oberst Erwin Claus, Angehöriger einer deutschen Familie, die seit langem in Bukarest beheimatet ist, getötet wird.

Am nächsten Morgen werden wir zur Anlegestelle in Marsch gesetzt. Das Übersetzen über die Straße von Kertsch dauert ziemlich lange, weil jede Fähre nur die Pferde eines Zuges aufnehmen kann, aber alles klappt wunderbar.

Da sind wir also im Kuban, und wir reiten zuerst in Richtung Taman. Es heißt, daß wir die 9. rumänische Kavalleriedivision bei der Überwachung der Küste ablösen sollen. Bei der Ankunft in

Taman ändert ein anderer Befehl unsere ursprüngliche Aufgabe: wir müssen den Marsch in Richtung Krasnodar fortsetzen. Die kurze Rast erlaubt uns, den neuangelegten Friedhof des rumänischen Kavalleriekorps zu besuchen. Unter gleichen Holzkreuzen ruhen hier weit über tausend Angehörige von neun Kavallerie- und drei reitenden Artillerieregimentern, die an der Säuberung des westlichen Kubangebietes beteiligt waren, darunter viele Offiziere, alte Freunde und Bekannte: Oberst George Carp, Kommandeur des Roschiori-Regiments 7, Oberstleutnant Make Marinescu, Athlet und renommierter Turnierreiter mit herrlicher Baritonstimme, Kommandeur des Kalaraschen-Regiments 5, Rittmeister Ionian, Rittmeister Peter Panaitescu und Oberleutnant Dorobantzu, alle drei vom Roschiori-Regiment 9.

Die Gräber sind frisch, und die Namen sind deutlich zu lesen, Namen, die mich an meine Jugend erinnern, die hinter eine eisige Schranke zurückgeschoben wird und nur durch diese dazwischenstehenden Toten noch existiert. „Aufsitzen! Schritt-maaarsch!"

Einen Tag lang geht unser Ritt durch unfreundliches, morastiges Gebiet, doch als wir am nächsten Morgen weiterreiten, ändert sich die Landschaft. Hauptsächlich rechts der Straße wird das Gelände immer hügeliger und beweist seine Fruchtbarkeit durch unzählige Obstgärten. Die Bäume sind von Äpfeln, Birnen und Pfirsichen so überlastet, daß ihre Äste den Boden berühren. Nach weiteren fünfzehn Kilometern erscheinen die ersten Keltereien der Weinberge, die zwischen noch schöneren Obstgärten aufeinanderfolgen. Die Straße windet sich und steigt langsam zu einer Anhöhe an, von wo die ersten Häuser einer größeren Ortschaft, die im Tal liegt, zu sehen sind. Die Straße windet sich weiter einmal rechts, einmal links. Auf einer gelben Tafel steht mit schwarzen kyrillischen Buchstaben geschrieben: Moldowanskaja. Das erste Haus; eine Frau ruft in rumänischer Sprache: „Seid willkommen, seid willkommen!"

Wir rücken durch eine ganze Reihe mit Pferden bespannter Fuhrwagen und Scharen von Kindern vor, die auf beiden Seiten der Straße laufend und springend hinterherziehen. Alles spricht hier Rumänisch, und wir haben den Eindruck, uns in einem alten moldauischen Dorf an einem Markttag zu befinden.

Es sind 1400 Familien, zusammen etwa 5000 Seelen, die hier leben, die Nachkommen von bessarabischen Rumänen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hierher gebracht wurden. Der Boden ist sehr fruchtbar, aber die Heimat sehr weit. Trotz der Tatsache, daß seit 1933 keine rumänischen Lehrer mehr in Moldowanskaja unterrichten durften, sprechen auch die ganz kleinen Kinder Rumänisch, so wie wir. Sie hatten auch eine schöne Kirche, die 1933 von den Sowjets abgerissen worden ist, um aus den gewonnenen Steinen das obligate Klubhaus mit dazugehörigem Tanzsaal zu bauen. Pioniere der 3. rumänischen Armee sind jetzt an der Arbeit, eine Notkirche zu errichten, die, wie uns eine alte Frau mitteilt, am nächsten Sonntag eingeweiht werden soll, und zwar in Anwesenheit eines rumänischen Generals.

Während die Pferde getränkt werden, hören die Einheimischen nicht auf, uns mit Obst, frischem Brot und Wein zu bescheren. Schade, daß wir unseren Aufenthalt nicht ein bißchen verlängern können. Ich hätte mich so gern mit diesen kubanischen Rumänen unterhalten ...

Vor dem Einzug in Krimskaja erleben wir eine andere Überraschung: Berittene Soldaten sind beim Exerzieren auf einer Wiese. Es sind weder Rumänen noch Deutsche, sondern Kosaken, die zwar den Wehrmachtsrock tragen, aber daneben kosakische Pelzmützen, blaue Pluderhosen und krumme Säbel in Lederscheiden. Es sind zwei Sotnjen, also zwei Hundertschaften. In der Ortschaft selbst halten andere Kosaken Wache und üben Polizeidienst.

Je weiter wir den Marsch in Richtung Osten fortsetzen, desto näher rückt bei strahlendem Sonnenschein die Kette der kaukasischen Gebirge. Wir sind aber nicht allein von dem schönen Anblick begeistert, sondern auch von der Einstellung der Bevölkerung, die eindeutig auf der Seite der Deutschen und ihrer Verbündeten steht.

Es ist wahr, daß es den Sowjets erst einige Jahre nach der sogenannten Oktoberrevolution gelungen ist, dieses Gebiet unter ihre Gewalt zu bringen, aber es sieht so aus, als ob es den Bolschewiken in zwei Jahrzehnten nicht möglich gewesen ist, auch nur einen kleinen Teil der einheimischen Bevölkerung für ihre Sache zu gewinnen. Auf Grund dieser Tatsache können die Deutschen in nur zwei Wochen fast in jeder Ortschaft eine einheimische Lokalpolizei aufstellen.

Es ist kaum ein Tag vergangen, an dem wir nicht ganzen Scharen von sowjetischen Gefangenen begegnet sind, die von Karatschaiern mit ihren charakteristischen großen Hutkrempen eskortiert werden. Nicht weit von Krasnodar begegnen wir einer langen Kolonne von Gefangenen, mehrere tausend, deren Eskorte, außer einer

Handvoll deutscher Landser, aus berittenen Kabardinern und Tscherkessen besteht.

Ein deutscher Sonderführer sagt uns, daß die Sowjets bei Maikop und im ganzen Waldkaukasus Schützenbataillone eingesetzt haben, mit Gewehren bewaffnet, deren Kolben aus rohem Holz sind. Man hat keine Zeit mehr gehabt, die Gewehrkolben zu polieren. Als einzige Nahrung fand man in den Sturmrucksäcken und in den Brotbeuteln der sowjetischen Infanteristen gekochtes Weizenkorn. Es kam oft vor, daß die Soldaten, bevor sie sich ergaben, ihre eigenen Politruks niedermachten.

Sind die Sowjets am Ende? Steht uns der Sieg nahe bevor? Nach allem, was wir in diesen Tagen gesehen und erfahren haben, sieht es so aus ...

Südlich Krasnodar bekommen wir Befehl, in Oktjabriskaja Quartier zu beziehen und dort auf unsere weitere Bestimmung zu warten. Von Oktjabriskaja aus führt eine Straße in südlicher Richtung nach Tuapse am Schwarzen Meer. An einer Kreuzung hängen zahlreiche Wegweiser der Divisionen des deutschen IL. Gebirgskorps und auch Schilder, die verschiedene Entfernungen andeuten: so viele Kilometer bis Berlin, bis Graz, bis Garmisch.

Ein anderes Schild springt unseren Soldaten besonders ins Auge: ein Pfeil zeigt nach Europa und ein anderer nach Asien. Die Grenze zwischen den beiden Kontinenten liegt eigentlich nicht hier, sondern weiter südlich, aber der Weg führt nach Asien, um so mehr, als deutsche Gebirgsjäger von Gunaika aus auf Tuapse vorrücken, das hinter dem Kamm des Kaukasus liegt. Die Kalaraschen sagen nichts, aber ihre Nachdenklichkeit ist auffallend. In diesem Augenblick vermisse ich Garbis sehr. Es klingt mir geradezu im Ohr, was er bei der Betrachtung dieses Schildes gesagt hätte: „Mahlzeit, aber das ist sicher kein Sahnekuchen ...“

Auf Umwegen und ohne etwas von der Stadt zu sehen, reiten wir bis zum Rangierbahnhof von Krasnodar. „Absitzen! Absatteln!“

Der Weg geht per Bahn weiter. Auch das ist bemerkenswert! Die Sowjets sind so schnell von hier vertrieben worden, daß sie keine Zeit mehr gefunden haben, nennenswerte Zerstörungen an der Bahnstrecke durchzuführen.

Sechs Pferde und sechs Mann in jedem Waggon, ein Eisenbahnzug für jede Schwadron. Bestimmungsort unbekannt! Manchmal schneller, manchmal langsamer, dauert die Fahrt die ganze Nacht.

Tichoretzk, Salsk, Proletarskaja. Das letztere ist unser Bestimmungsort.

Wir werden ausgeladen, und es wird gleich gesattelt. Der Ritt geht weiter, immer weiter in Richtung Osten über eine sandige Piste durch die trostlose Landschaft nördlich und entlang der Sümpfe, in denen sich das Wasser des Manytsch verliert. Bei Sporny, am Manytsch-Damm, liegt tatsächlich die Grenze zwischen Europa und Asien, eine Grenze, die bereits von deutschen Infanteristen der 16. motorisierten Division überschritten wurde.

Wir reiten durch eine völlige Öde, deren Eintönigkeit dazu verleitet, verzweifelte Selbstmordgedanken in uns zu erwecken. Zwei Tage lang geht es so, einhundertfünfzig Kilometer, bis wir Getreidefelder zu sehen bekommen und die größere Ortschaft Remontnoje erreichen, wo wir nach Südosten abbiegen. Nach weiteren dreiundvierzig Kilometern kommen wir in Kaliniko an, wo sich auch eine große Kolchose befindet. Die Einwohnerschaft besteht hier vorwiegend aus Asiaten.

Ich drehe mich im Sattel um. Die Männer des Schwadronstrupps blicken höchst erstaunt ständig auf diese Menschen mit Schlitzaugen, platten, gelblichschwarzbraunen Gesichtern, die gruppenweise vor ihren Häusern stehen. Ganz überzeugt von ihrer Entdeckung sagt der eine zum anderen: „Chinesen! Das sind Chinesen!“

Eine gespannte Aufregung durchläuft die Reihen. Nach dem Absitzen, während die Pferde zur Tränke geführt werden, versuche ich, die Männer der Schwadron zu beruhigen: „Nein, es sind keine Chinesen. Es sind Mongolen, die zwar aus der unmittelbaren Nähe der chinesischen Mauer kommen, wo sie einst ein großes Reich gegründet haben, sind jedoch keine Chinesen. Man nannte sie Torgoten, als sie Anfang des 17. Jahrhunderts hierherkamen, um an der Wolgamündung das Reich von Dschingis-Khan wiederherzustellen. Mit den Russen, die erst Ende des 18. Jahrhunderts ihre Macht auch auf dieses Gebiet ausdehnten, haben sie sich nicht gut verstanden, und deshalb kehrten die meisten von ihnen nach China zurück. Der Rest führte weiter das Nomadenleben hier in der Steppe. Die Bolschewiken wollten aus ihnen Kolchosbauern machen und stifteten damit Unzufriedenheit. Sie sind keine Freunde der Bolschewiken, und wir werden mit ihnen schon gut auskommen.“

Alle blicken stumm, keiner stellt noch eine Frage, aber ich habe den Eindruck, daß ich mit meiner Erklärung, daß es keine Chinesen sind, nicht viele überzeugt habe. „Aufsitzen!“

Durch unendliche Stoppelfelder geht der Ritt weiter. Gegen Abend erreichen wir Elista, die Hauptstadt des autonomen Gebietes der Kalmücken, wo diese aber in der Minderheit zu sein scheinen. Die meisten Einwohner sind Russen, und diese „Hauptstadt“ sieht eher wie ein Marktflecken aus. Man kann Häuser mit mehreren Stockwerken an den Fingern abzählen. Die Stadt verfügt jedoch über ein Theater und über ein Museum, hat mehrere Fabriken, darunter eine für Fleischkonserven und eine andere für Lederwaren. In Elista befinden sich noch die rückwärtigen Dienste der deutschen 16. motorisierten Infanteriedivision, denen es gelungen ist, zwei Fabriken in Betrieb zu setzen. Es werden Filzstiefel für die Truppe hergestellt.

Der Division unterstellt sind auch zwei Schwadronen Terekkosaken, die hier stationiert sind und einen ausgezeichneten Eindruck machen. Die größte Überraschung ist aber die Zeitung, die von der Propaganda-Kompanie der Division für die Kalmücken herausgegeben wird. Alles sieht friedlich aus. Ob Russen, Kalmücken oder Kirgisen, die Einwohner der Stadt sind den Deutschen wohlgesinnt und kommentieren heiter die Aufrufe, die überall plakatiert worden sind. Für andere Feststellungen reicht die Zeit nicht mehr, denn wir müssen weiter, um anderen und hauptsächlich dem Stab unserer Division Platz zu machen.

Selbstverständlich reiten wir noch immer in Richtung Osten, auf den Spuren der 16. Infanteriedivision, die nach Astrachan zur Wolgamündung vorrückt. Auf ihre Marschachse beläßt die Division nur kleine Truppenteile, die Stützpunkte bilden, ungefähr das Ebenbild der kleinen Forts der Franzosen in der Sahara oder der amerikanischen Kavallerie in der Zeit der Eroberung des Westens.

Ich denke an meinen Freund Coliopol, der sicher von diesem Abenteuer begeistert wäre, wenn er noch lebte. Die Ortschaften, die wir durchreiten oder die noch zu erreichen sind, tragen alle mongolische Namen: Ulanerghe, Jatschekul, Utta, Kulkouta . . . Besonders die letztere, die noch etwa achtzig Kilometer vor uns liegt, zwingt mich, meinen Männern bei jeder Rast Geographieunterricht zu erteilen.

Anlaß dafür ist, daß die deutschen Landser dieses verdammte Kulkouta einfach „Kalkutta“ nennen, und die Kalaraschen haben diese Benennung auch für bare Münze genommen. Wiederholt bemühe ich mich, sie davon zu überzeugen, daß wir uns noch nicht auf asiatischem Boden befinden, aber ich habe nicht den Eindruck,

daß ich damit viel Erfolg ernte. Im Grunde genommen haben sie auch ein Recht dazu, mir keinen Glauben zu schenken, denn alles hier ist asiatisch.

Vor Jatschekul holt uns der Wagen unseres Obersten ein. Strahlend vor Freude steigt Oberst Christea aus, um mir mitzuteilen, daß gestern, also am 15. September 1942, die Vorhut der 16. deutschen motorisierten Infanteriedivision unter dem Kommando eines Majors, der den französisch klingenden Namen Laroche trägt, die Bahnlinie Astrachan—Kisljar erreicht hat und fünfundzwanzig Kilometer vor Astrachan steht. Die Vorhut besteht aus einem Infanteriebataillon, verstärkt durch zwei Batterien und einige Panzerspähwagen.

Das ist ein aufsehenerregendes Ereignis, denn niemals zuvor ist seit Menschengedenken eine europäische Truppe so weit nach Osten vorgestoßen. Die Linie Astrachan—Kisljar ist die letzte Bahnverbindung, über die die Sowjets noch verfügen, um sich mit Öl aus Baku zu versorgen. Wenn jetzt auf unserer Seite genug Kräfte vorhanden wären, um die Bahnlinie auf einer breiteren Front zu unterbinden, würde uns das dem Sieg entscheidend näherbringen!

Das Gebiet, über welches die 16. Infanteriedivision ihre Kräfte ausgedehnt hat, ist aber ungeheuer groß, fast so groß wie Belgien, und gegen Norden ist die Division nur sehr schwach gesichert. Zur Verstärkung der im Norden befindlichen rumänischen Verbände werden wir jetzt dorthin geschickt.

Von Jatschekul aus setzen wir unseren Marsch in nordöstlicher Richtung fort. Nach fast zwei Tagen erreichen wir Dolgan, wo uns bei der dortigen Kolchose die Möglichkeit geboten wird, unsere Vorräte an Hafer, Mais und Brotgetreide erheblich aufzubessern. Wir laden alles auf Panjewagen, die wir samt Pferden dort vorgefunden haben. Kalmücken, die sich freiwillig zum Kutschieren gemeldet haben, werden uns unterwegs auch die Stellen zeigen, wo die Pferde getränkt werden können, denn von nun an müssen wir eine Art Karawanenstraße benutzen, die schnurgerade nach Norden führt.

Wenn rings um Elista auch Ackerbau betrieben wird, rücken wir jetzt in eine asiatische Steppe vor, wo es an Wasser und Futter mangelt. Durch einen sMG- und einen Pakzug verstärkt, bildet die Schwadron die Vorhut des Regiments, in näherem Abstand gefolgt von dem Gefechtstroß, der in eine ziemlich lange und bunte Versorgungskolonne umgewandelt worden ist. Wo sich der Rest der Di-

vision befindet, weiß ich nicht, wahrscheinlich wird der Oberst es wissen . . .

Weit voneinander entfernt kommen wir an zwei sogenannte Dörfer, von denen jedes aus zehn bis zwölf aus Lehm gebauten Häusern mit flachem Dach besteht. Jedoch sehen einige dieser Wohnungen wie Jurten von Nomaden aus. Die meisten bestehen nur aus einem einzigen Raum, wo Menschen und Tiere zusammen wohnen.

Um ihre Herden, bestehend aus Schafen, Ziegen, aber auch aus Rindern und Kamelen, auf weit entfernte Weiden bringen zu können, benutzen sie kleine, langhaarige asiatische Pferde, die deshalb fremdartig wirken, aber durchaus widerstandsfähig und anspruchslos im Fressen und Trinken sind.

Die Kalmücken sind Buddhisten, und in ihren bescheidensten Lehmhütten fehlt das Tonstandbild von Buddha nicht. Ihr geistliches Oberhaupt, der direkt dem Dalai-Lama aus Tibet unterstellt ist, hat seinen Sitz in Astrachan, wo sich auch eine lamaithische Pagode befinden soll, die aber seit 1933 in ein Museum umgewandelt ist.

Weil sie wenig mitteilsam und auch mißtrauisch sind, wissen wir anfangs nicht, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten sollen. Sehr schnell kommen wir aber zu der Überzeugung, daß sie nicht nur entschiedene Gegner des Bolschewismus sind, sondern auch alles dessen, was russisch ist. Als sie festgestellt haben, daß wir bereit sind, sie als Verbündete zu akzeptieren, verlangen sie Waffen von uns, um an unserer Seite zu kämpfen. Die Deutschen geben ihnen sofort Beutewaffen. Eine entsprechende Erlaubnis liegt bei uns noch nicht vor, aber ich verspreche meinen Kalmücken vom Troß, daß sie bei der ersten Gelegenheit Waffen bekommen werden.

Tschilgir! Der letzte Stützpunkt der 16. deutschen motorisierten Infanteriedivision, der von einer einzigen Kompanie des Grenadierregiments 60 gehalten wird, die zu ihrer Sicherung gegen Norden über einige Trupps bewaffneter Kalmücken verfügt. Mit den rumänischen Truppen, die weiter nach Norden Stellungen bezogen haben sollen, hat die Kompanie nur Funkverbindung.

Mit sehr zweifelhaften Landkarten versorgt, mehr auf unseren Orientierungssinn und auf die Sterne am Himmel angewiesen, setzen wir unseren Ritt weiter in nördlicher Richtung fort, wo angeblich die Stellungen der 18. rumänischen Infanteriedivision sein sollen.

Sehr bald können wir feststellen, daß die Sicherungsgliederung dieser rumänischen Division als äußerst flatternd bezeichnet wer-

den muß. Die drei Infanterieregimenter der Division sind nur aus zwei Bataillonen für jedes Regiment zusammengestellt. Außer Stabs- und Pionierkompanie verfügt jedes Regiment auch über eine Kompanie schwerer Waffen und eine Pakkompanie, deren kleinkalibrigen Geschütze aber niemals mit den sowjetischen T 34 fertig werden können. Mit vier Bataillonen in der ersten Linie hat die Division eine Front von fünfunddreißig Kilometer Länge zu sichern.

Über eine bewegliche Reserve verfügt die Division nicht. Ihr Kommandeur ist Generalleutnant Baldescu, in Friedenszeiten ein anerkannter Theoretiker, der allgemeine Taktik an den Spezialschulen für Offiziere der Infanterie und der Kavallerie lehrte und eifrig bemüht war, bei jedem Feldherrn der Geschichte taktische Fehler zu finden, Napoleon nicht ausgeschlossen. Mit der Wirklichkeit auf dem Schlachtfeld konfrontiert, konnte General Baldescu seine ausgezeichneten taktischen Kenntnisse jedoch nicht geltend machen. Beim Vormarsch, kurz vor dem Don, geriet er mit seiner ganzen Division in eine Falle, und ihm konnte nur durch das entschlossene Eingreifen von General Gheorghe Cialic, einem Kavalleristen, Kommandeur der 4. rumänischen Infanteriedivision, der als Taktiklehrer nicht so berühmt war, aus seiner bedrängten Lage geholfen werden.

Eines steht fest: das zunächst blitzschnelle Vorrücken ist hier im Sand versickert. Die unzureichenden Truppen, die bis hierher gelangt sind, haben sich gefährlich verstreut. Demnach ist es kein Wunder, wenn man das Gefühl hat, sich an einem Wendepunkt des eigenen Lebens zu befinden.

Wir überqueren jetzt eine fast unbewohnte Gegend. Zu unserer Linken die bescheidenen Anhöhen, die Ergheny genannt werden, und zu unserer Rechten eine Kette von Seen und Sümpfen, die bei Krasnoarmeisk, fünfundzwanzig Kilometer südlich von Stalingrad, die Wolga erreicht. Wenn sie Wasser führen — was jetzt nicht der Fall ist — fließen kleine Flüsse von Westen nach Osten, um in diesen Seen und Sümpfen zu verschwinden.

Aus unserer Division und der 5. Kavalleriedivision, die eben vom Kuban angekommen ist, wird ein zweites rumänisches Kavalleriekorps zusammengestellt, dessen Kommandierender General der innerhalb der Waffe sehr beliebte Generalleutnant Popescu-Picolo ist. Den beiden Divisionen werden jedoch Teile ihrer motorisierten Einheiten weggenommen, um in einem neuen Detachement Oberst Radu Korne vereinigt zu werden. Die 4. rumänische Armee, der

wir unterstellt sind und deren Befehlshaber der General der Artillerie Constantin Constantinescu-Claps ist — der älteste von sieben Brüdern, die alle Offiziere sind — schickt als Verstärkung des Detachements Korne das selbständige Infanteriebataillon 410, das mittels Beutewagen wohl oder übel ebenfalls motorisiert worden ist.

Das Los will aber, daß meine Schwadron, vom Regiment getrennt, einem anderen Detachement zugeteilt wird, das die Südflanke der rumänischen 4. Infanteriedivision verlängern soll, um die Lücke zwischen dieser Division und der rumänischen 18. Infanteriedivision zu stopfen.

Von jetzt an sind wir also der rumänischen 4. Infanteriedivision unterstellt, die uns sehr gut empfangen hat, uns aber auch eine Anzahl von Überraschungen bietet.

An der Spitze der Division steht nicht mehr General Gheorghe Cialic, der als Kommandierender General des ursprünglichen rumänischen Kavalleriekorps (z. Z. 6. und 9. Kavalleriedivision) nach Kuban geschickt worden ist, sondern Generalmajor Radu Alinescu, ein hochgebildeter, zuvorkommender und höflicher Herr, der aber, bevor er eine Entscheidung trifft, sehr behutsam die Voraussetzungen und alle Möglichkeiten abwägt. In seinem Stab wimmelt es von Dozenten, Essayisten und anderen Intellektuellen, gewiß alle sympathisch, die aber alle zu viel diskutieren und philosophieren.

Das Infanterieregiment 21 „Ilfov“ der Division, das Hausregiment von Bukarest, führt eine ganze Herde von Kamelen mit sich, die auch geritten werden, und zwar von Funkern, Meldern und von Streifen, die auf Erkundung geschickt werden. Als ich nach der Herkunft dieser Kamele frage, wird mir gesagt, daß die Division gleich nach dem Übersetzen über den Don bei der Zerschlagung einer sowjetischen Kamelreiterbrigade, die gerade aus Turkestan kam, beteiligt gewesen ist. Von der Beute an Kamelen behielten die Deutschen nur wenige für sich, der Rest wurde von der rumänischen Division übernommen.

Auffallend sind auch die vielen amerikanischen Jeeps, über die sowohl der Stab als auch die verschiedenen Einheiten der Division verfügen und die sie schon im Sommer erworben haben, als die Division zusammen mit der 20. rumänischen Infanteriedivision und mit massiver deutscher Panzerunterstützung einen sowjetischen Verband über den Oskol zurückgeworfen hat. Damals wurden auch amerikanische Sherman-Panzer erbeutet. Bis zu diesem Zeitpunkt

habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, selbst einen Eindruck über das Ausmaß der Hilfe, die von amerikanischer Seite zugunsten des Weltbolschewismus geleistet wird, zu gewinnen. Von nun an werden sich die Nachweise in dieser Hinsicht mehren.

Von unseren Stellungen aus, die an der südlichen rechten Flanke der 4. Infanteriedivision liegen, schicken wir täglich berittene Erkundungstrupps in Richtung Osten. Zwei- oder dreimal haben sie sowjetische Kavalleriepatrouillen gesichtet, die aber jedesmal gleich verschwanden. Die Kalmücken, die uns bis jetzt begleitet und in der Zwischenzeit Zuwachs von Stammesbrüdern bekommen haben, verlangen ständig Waffen, um auch auf Streife geschickt zu werden. Ich melde mich bei dem Kommandeur des Infanteriebataillons, das sich an meinen linken Flügel anschließt, und bitte ihn, bei der Division vorstellig zu werden, um die notwendigen Waffen zu bekommen. Die Division läßt uns nicht lange warten, denn gleich am nächsten Tag bekommen wir das Gewünschte. Aber was für eine Enttäuschung! Man schickt uns Säbel. Zuvorkommend, jedoch durchaus vorsichtig, nimmt General Alinescu seiner Aufklärungsabteilung die Säbel weg, um sie an die Kalmücken zu verteilen.

Ich fühle mich beschämt, aber die Kalmücken geben sich auch mit den Säbeln zufrieden. Mit dieser Bewaffnung, sich ihrer Reitkunst und uralter Listen bedienend, holen sie sich selber Feuerwaffen, sowjetische Schpagin-Maschinenpistolen und dazugehörige Munition, von einem gegnerischen Vorposten, den sie bei Nacht überfallen. Gefangene haben unsere Kalmücken fast jeden Tag gebracht. Dank ihrer Geschicklichkeit, dem Erbe früherer Glanzzeiten, können wir innerhalb einer Woche zwölf Gefangene als „Geschenk“ zur Division schicken, darunter auch Offiziere. — Sie sind Krieger im wahrhaften Sinne des Wortes, diese Kalmücken! Sie wagen es, bis knapp an das Wolgaufer vorzustoßen, kommen erst nach zwei oder drei Tagen zurück und bringen nicht nur Gefangene, sondern auch wertvolle Informationen.

So bekommen zum Beispiel sowohl wir als auch die Deutschen von den Kalmücken die ersten Informationen über die besonderen Stoßtrupps, die von den Sowjets auf einem Sonderlehrgang in Astrachan aufgestellt worden sind. Man hat die Angehörigen dieser Stoßtrupps mit deutschen Uniformen und mit deutschen Wagen ausgestattet, die einwandfreie taktische Zeichen und Seriennummern der deutschen Divisionen aufweisen, die sich im Südabschnitt der Ostfront befinden. Ihre Aufgabe besteht darin, Verwirrung in

unsere rückwärtigen Linien zu bringen, Spionage zu betreiben und auch Sabotageakte zu verüben. Mindestens einmal ist es ihnen gelungen, die Bahnlinie Stalingrad—Salsk in der Nähe von Kotelnikowo zu sprengen, wo sich zur Zeit der Stab der 4. rumänischen Armee befindet.

Daß die Bevölkerung, auch die russische, mit uns fraternisiert, ist nicht zu bestreiten, aber zu hochgespielt, hat diese Fraternisierung auch ihre Tücken, die sehr böse Folgen mit sich bringen können . . .

Der Stab der rumänischen 4. Infanteriedivision hat in Ssadowoje, einer Ortschaft, die an einer Straßenkreuzung und ungefähr achtzig Kilometer nordöstlich von Kotelnikowo liegt, Quartier bezogen. Die Angehörigen der Division leben in freundschaftlichen Beziehungen zu den Ortsbewohnern, und man kann sagen, daß jeder sich wie zu Hause fühlt.

Hauptmann Enasel, ein junger und sicher begabter Generalstabsoffizier, kommt auf die Idee, ein Freundschaftsfest zu organisieren, damit man auch auf diese Weise der Bevölkerung den Beweis unserer Dankbarkeit erbringt.

Weil die 4. Division in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Leuten zusammengesetzt ist, die in Bukarest zu Hause sind, findet sich in ihren Reihen ein buntes Allerlei an Varietétheaterartisten, Couplet-sängern, Gauklern, Akrobaten, Messerwerfern, Feuerschluckern, Fakiren usw. Hauptmann Enasel hat sie alle zur Probe zusammengeblasen und auf Grund der bestandenen Prüfung ein reichhaltiges Darbietungsprogramm aufgestellt, das er noch durch die Mitwirkung einer russischen und einer kalmückischen Folkloregruppe bereichern kann.

Nicht nur die gesamte Einwohnerschaft von Ssadowoje, sondern sogar Leute aus Tundutowo wohnen diesem einmaligen Spektakel bei. Aus Tundutowo kommt auch ein alter Mann, der während der Zarenzeit bei dem Infanterieregiment „Wologda“ Nr. 18, einem Regiment, dessen Oberhaupt König Carol I. von Rumänien gewesen ist, gedient hat. Anläßlich seines vierzigjährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1906 zeichnete der König auch die Angehörigen dieses Regiments aus. Der alte russische Bauer trägt die verliehene rumänische Auszeichnung an seiner Steppjacke.

Akrobaten, Kabarettisten und die beiden einheimischen Tanzgruppen ernten stürmischen Beifall, aber den meisten Beifall be-

kommen die Fakire. Es ist tatsächlich ein Erfolg, auch für Hauptmann Enasel, dem stellvertretenden Chef der Abwehr der Division, der die totale Zusammenarbeit mit der Bevölkerung melden kann. Die Früchte dieses Erfolges könnten sich sicherlich sehen lassen, wenn, ja wenn die Sowjets nicht genau über das Ereignis unterrichtet wären . . .

Etwas Derartiges, das zu dem von Stalin proklamierten „Vaterländischen Krieg“ überhaupt nicht paßt, können sie nicht unbeantwortet hinnehmen. Also beschließen sie, eine Strafexpedition nach Ssadowoje zu unternehmen.

Am 29. September 1942 rücken sie, nachdem sie eine Kompanie unseres Infanterieregiments 5 aus Giurgiu, das zwischen zwei kleinen Seen in Stellung liegt, vollkommen zerschlagen haben, mit Panzern, aufgesessenen Infanteristen, motorisierter Artillerie und Stalinorgeln bis Ssadowoje vor.

Als erstes wird die Nachrichtenstelle der Division außer Betrieb gesetzt, die Krafträder des Stabes werden angezündet und viele Feldgendarmen getötet. Allgemeine Verwirrung, Kopflosigkeit! Befehle können nicht mehr übermittelt werden, und niemand weiß, wohin er jetzt soll. Einzelne Offiziere, Melder, Ordonnanzen, Kraftfahrer wehren sich mit allen Kräften, aber die Übermacht der Angreifer ist zu groß. Der Stab der Division wird aus Ssadowoje verjagt . . .

Im Morgengrauen des 1. Oktober versucht Oberst Tzenescu von Korobkin aus mit dem Regiment 21, das sich dort in der Reserve befindet, im Gegenangriff Ssadowoje zurückzuerobern. Der Angriff bleibt im mörderischen Feuer der Sowjets stecken, die inzwischen Verstärkungen bekommen und sich am westlichen und nordwestlichen Rand von Ssadowoje verschanzt haben. Von den vier Hauptleuten des I. Bataillons des Infanterieregiments 21 sind drei beim Gegenangriff gefallen.

Am nächsten Tage unternimmt Oberst Cassian, der Kommandeur des Feldartillerieregiments 2 aus Bukarest, mit allem, was er nur zusammenbringen kann, und mit den zwei Schwadronen der Korpsaufklärungsabteilung, die als Verstärkung geschickt werden, einen neuen Gegenangriff. Ein Teil der Kräfte, über die Oberst Cassian verfügt, bindet den Feind, der die westlichen Zugänge der Ortschaft versperrt, und mit dem anderen Teil, hauptsächlich mit dem Pionierbataillon der Division, fällt er von Süden her den Sowjets in den Rücken, macht viele Gefangene, erbeutet fast alle ihre

gepanzerten Fahrzeuge und vertreibt die übrigen aus Ssadowoje. Das zurückeroberte Ssadowoje sieht jetzt anders aus. Unsere Soldaten schaudern vor Grauen. Alle Jugendlichen, Russen und Kalmücken, die bei dem Freudenfest mitgewirkt haben, sind von den Sowjets kurzerhand massakriert worden, manche von ihnen nach raffinierten, sadistischen Folterungen. Auf die gleiche Weise ist auch der Bürgermeister getötet worden, zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern. Schauderhaft!

Aus der Tiefe eines Ziehbrunnens hört man jemanden stöhnen. Es ist ein Zahlmeister im Hauptmannsrang, dem man in den Hals gestochen hat. Er lebt noch, aber unter ihm liegen sieben Tote: drei Offiziere von der Nachrichtenkompanie, ein Oberleutnant der Gendarmerie, der Chef der Feldpost, ein Verbindungsoffizier vom Infanterieregiment 20 und ein Funkmeister . . .

Die Verbrüderung hat uns alle viel gekostet, aber es fällt mir sehr schwer, irgend jemanden dafür verantwortlich zu machen.

Man sorgt zuerst dafür, daß die Toten beigesetzt werden. An die dreihundert Holzkreuze hat man am Westrand der Ortschaft aufgestellt und dann gegen Osten und Norden Minenfelder gelegt. Einen ganzen Tag lang bleibt alles ruhig in Ssadowoje, aber am nächsten Morgen fährt Oberst Cassian, der tapfere Artilleriekommandeur, mit seinem Kübelwagen auf eine der selbstverlegten Minen und wird sofort getötet. Die Laune des Schicksals ist manchmal fürchterlich.

Sich auf ihre Schlauheit stützend, setzen unsere Kalmücken ihre Streifzüge und Überfälle im Feindesland fort. Die Gefangenen, die sie uns bringen, haben in ihren Sturmrucksäcken keine gekochten Weizenkörner mehr, sondern amerikanisches „Corned beef" und Chesterfield-Zigaretten. Auch die Stiefel, die sie tragen, sind amerikanischer Herkunft, was meine Kalaraschen veranlaßt, an die Adresse der Absender dieser „Liebesgaben" fürchterliche Schimpfworte zu schicken.

Bis Mitte November herrscht Ruhe in unserem Abschnitt. Auch die sowjetische Offensive vom 19. November hat uns viele Tage danach noch nicht in Mitleidenschaft gezogen, die Verbindungsoffiziere, die von der Division kommen, bringen uns aber keine erheiternden Nachrichten.

Sehr starke sowjetische Panzerverbände sind tief im Abschnitt des rumänischen VI. Armeekorps durchgebrochen, gleich an zwei Stellen, bei Krasnoarmeisk und nördlich von Zaza. Am nördlichen Flügel unserer Armee hat sich die 20. Infanteriedivision tapfer geschlagen. Die Stellungen des Infanterieregiments 84 bei Beketowka sind von den sowjetischen Panzern sechsmal hintereinander zermalmt worden, bis von diesem Regiment nichts mehr übriggeblieben ist. Ein ähnliches Schicksal erleidet auch das Pionierbataillon der Division, die die Verbindung mit der rumänischen 2. Infanteriedivision nicht mehr aufnehmen kann und schließlich gezwungen ist, sich an den südlichen Rand von Stalingrad zurückzuziehen, wo sie dem deutschen V. Armeekorps unterstellt wird.

Bedrohlich für uns ist aber auch die Tatsache, daß der Russe von Zaza aus die Bahnlinie erreicht hat und auf Kotelnikowo vorrückt. Zwischen dem VI. und dem VII. rumänischen Armeekorps ist eine Lücke von dreißig Kilometer Breite entstanden, und unter dem starken Druck des Feindes muß das VII. Armeekorps am 21. November die Ortschaft Malo-Derbety aufgeben, die etwa fünfundzwanzig Kilometer nordöstlich von Ssadowoje liegt.

Zur Deckung der entstandenen Lücke wird das Detachement Korne herangezogen, das aber wegen der draufgängerischen Art, mit der sein Kommandeur die Operation führt, am 22. November selbst eingeschlossen wird. In der Nacht vom 22. auf den 23. November gelingt es dem Detachement Korne dennoch, sich in Richtung Südwesten durchzuschlagen. Dieser Durchbruch ist hauptsächlich dem beispielhaften Einsatz des ständig bewährten Roschiori-Regiments 6 und seines Kommandeurs, Oberstleutnant Harconitza, zu verdanken, der an der Spitze seiner Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett den Umfassungsring zerschlagen und dabei den Tod gefunden hat. Mit dem Karabiner in der Hand ist Oberstleutnant Harconitza gefallen.

Am 24. November werden auch wir von der Zurücknahme der Nordflanke des VII. Armeekorps betroffen. Die rumänische 4. Infanteriedivision macht jetzt Front gegen Norden, aber unser Detachement bildet immer noch ihre rechte Flanke, und unser östlicher Flügel ist ungedeckt. Mit Panzern können die Sowjets uns hier vorläufig nicht angreifen, denn zu unserer Rechten ist alles sumpfig. Der Boden ist leicht erstarrt, noch nicht gefroren, aber aus östlicher Richtung bläst der Steppenwind, und es fallen schon große Schneeflocken vom Himmel. Der Winter kommt, der zweite russische Winter . . .

Die bedrückende Ruhe, die hier bei uns herrscht, steht im krassen Widerspruch zu den Nachrichten, die auf den verschiedensten Wegen zu uns gelangen. Aufgeladen mit schlechten Neuigkeiten und Gerüchten, sind die Nerven einer Zerreißprobe ausgesetzt. Bei Stalingrad soll die deutsche 6. Armee von nicht weniger als sieben sowjetischen Armeen umklammert worden sein. Die rumänischen Divisionen des VI. Armeekorps befinden sich auf dem Rückzug, in unmittelbarer Nähe des Don rücken sowjetische Verbände auf Kotelnikowo vor, dessen Bahnhof unter Artilleriebeschuß steht, der Stab der rumänischen IV. Armee hat sich nach Remontnaja* abgesetzt . . .

Wenn all dies, das vorläufig nur flüsternd in Umlauf gesetzt wird, sich bestätigt und es den Russen gelingen sollte, Kotelnikowo einzunehmen, um von dort aus weiter nach Süden vorzustoßen, dann laufen wir Gefahr, selbst an die Reihe zu kommen und auch abgeschnitten zu werden. Wie werden wir uns aus der Einschließung befreien? Diese Frage stelle ich mir ununterbrochen und messe mit dem Lineal die Entfernungen zur Ssal, zur Manytsch und zum Don, wo — wie ich mir vorstelle — die sowjetische Offensive zum Stehen gebracht werden kann und muß.

Ein unerwartetes Ereignis zerstreut mir aber diese quälenden Gedanken. Ein Anruf vom Gefechtsstand des Kommandeurs unseres Detachements: „Glück auf, alter Knabe, ich habe erfahren, wo du steckst. Bin gleich bei dir . . .“

Unglaublich! Das war Corbeanu, mein alter Freund und der Gastgeber von Karassubasar auf der Krim. Eine halbe Stunde später steigt er aus einem von ihm selbst gefahrenen großen Geländewagen. Als einzige Begleiter: ein junger Leutnant und sein tatarischer Leibwächter, der unter dem Arm zwei für mich bestimmte Flaschen Champagner trägt.

Frisch, voll Lebenskraft und gut gelaunt sagt Corbeanu, nachdem er mich umarmt hat: „Ich bin auf dem Wege zur Gruppe Korne, die ich im Raum Ssamochin zu finden hoffe. Ich soll dort das Kommando über das, was von den Sechser Roschiori übriggeblieben

* Ortschaft an der Ssal, etwa 45 km südwestlich Kotelnikowo, nicht mit Remontnoje zu verwechseln, das 43 km nordwestlich von Elista liegt.

ist, übernehmen. Schau, ich habe dir zwei Flaschen mitgebracht, aber die sollst du für Silvester aufbewahren, denn vorläufig kann man keine anderen Flaschen mehr von der Krim hierher bringen. Du fühlst dich wohl, nicht wahr?“

„Herzlichsten Dank für die Flaschen! Du bist seit drei Tagen Major, mein Glückwunsch, aber warum trägst du noch nicht die Rangabzeichen eines Majors?“

Fröhlich antwortet er: „Stell dir vor, von Pjatigorsk bis hierher habe ich keine einzige Posamentierwarenhandlung gefunden.“

Wir brechen beide in schallendes Lachen aus, und der junge Leutnant, der die Funktion seines Ordonnanzoffiziers übernehmen soll, lacht auch, aber etwas gezwungen. Trotz seines Heiterkeitserfolges wage ich es, ihm meine tiefe Besorgnis über die Entwicklung der Dinge vorzutragen.

Ausgeglichen und jeden Satz überzeugend betont, antwortet er mir: „Du hast keine Ahnung, mein Lieber, was hier geschehen wird. Die Deutschen werden nicht zulassen, daß eine ganze Armee bei Stalingrad eingekesselt bleibt. Der Russe wird etwas erleben, denn die deutschen Panzerdivisionen sind schon im Anmarsch. Auch Waffen-SS wird herangezogen. Die Panzergruppe des Obersten von Pannwitz ist schon eingetroffen. Pannwitz hat bereits gezeigt was er kann*. Weißt du überhaupt, wer von Pannwitz ist?“

Es ist nicht allzu lange her, seit ich davon hörte, daß ein hoher deutscher Kavallerieoffizier bemüht ist, die verschiedenen Kosakeneinheiten in einem Verband zusammenzustellen. Den Namen von Pannwitz hörte ist das erste Mal in Elista, aus dem Munde eines Essauls, was bei den Kosaken Rittmeister bedeutet.

Corbeanu fährt mit seiner Darlegung fort: „Pannwitz ist der Mann, den wir am meisten für den Krieg gegen den Bolschewismus brauchen, ein legendärer Reiterführer, ehemaliger Ulanenoffizier und Freikorpskämpfer, der sich nach dem Ersten Weltkrieg während eines langen Aufenthalts in Polen mit dem Problem der Ko-

* Die Kampfgruppe v. Pannwitz zerschlug bei Kotelnikowo und bei Pimen Tscherni zwei sowjetische Kavalleriedivisionen und verhinderte damit die Einnahme der Stadt Kotelnikowo durch die Sowjets. Bei dieser Aktion waren der Gruppe v. Pannwitz Teile der 5. und der 8. rumänischen Kavalleriedivisionen unterstellt. Für die ganze Dauer der Kämpfe in diesem Gebiet wurde aber die Kampfgruppe v. Pannwitz durch eine Batterie der 47. rumänischen schweren Artillerieabteilung verstärkt. Die 4. rumänische Armee sprach Oberst Helmuth v. Pannwitz die volle Anerkennung aus, und zwar in einem Tagesbefehl vom 5. Dezember 1942. Kurz danach hat man ihm den Orden „Michael der Tapfere“, die höchste rumänische Kriegsauszeichnung, verliehen.

saken befaßt hat, ihre Eigenart und ihre Freiheitsliebe genau kennt und sich auch dessen bewußt ist, daß man ihnen helfen muß, ihr Streben nach Freiheit zu verwirklichen. Die Schaffung eines Kavalleriekorps oder sogar einer Kavalleriearmee der Kosaken wird sicher den Sowjets viel zu schaffen machen und schließlich auch die Erhebung der turkmenischen Stämme bewirken . . . So ist es, mein Lieber! Wir werden mit den Genossen schon fertig . . . Aber jetzt ist es höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg mache. Bleib mir gesund!“

Corbeanu steigt mit seinen Begleitern in den Wagen, setzt sich ans Steuer, gibt Gas und fährt in die Richtung, aus der er gekommen ist, wieder davon.

*

Am 12. Dezember ist es tatsächlich losgegangen. Mit den Rohren ihrer Geschütze nach Norden gerichtet, sind die Panzer des LVII. deutschen Panzerkorps zur Befreiungsoffensive gestartet. An ihrer Rechten, der Reihenfolge nach, die Kampfgruppe von Pannwitz, das rumänische Kavalleriekorps Popescu-Picolo und dann die 4. rumänische Infanteriedivision mit unseren drei Schwadronen, die die äußerste rechte Flanke bilden.

In seiner ersten Phase rollt der Angriff zügig, und es sieht so aus, als ob der Feind, der vor uns steht, uns zumindest hier am rechten Flügel ausweichen wird, ohne nennenswerten Widerstand zu leisten. Wir machen uns für die Verfolgung bereit. — „Aufsitzen!“

Alle vier Züge in einer Linie, in jedem Zug die Gruppen hintereinander, entfaltet sich die Schwadron auf dem weißen Schneeteppich, der am Horizont vom Himmel kaum zu trennen ist. Vorsichtig, jeden Augenblick bereit abzusitzen, rücken wir im Schritt vor. Die Schneeverwehungen machen den Ritt sehr schwierig. Ab und zu stürzt ein Pferd in ein mit Schnee gefülltes Loch. Sonst ist in der Eiswüste, außer zwei Lastkraftwagen und mehreren verlassenen Fuhrwagen, nichts zu sehen. Aber doch! Etwa fünfhundert Meter entfernt an unserer rechten Seite ein Häuschen aus Holz, das wie ein Güterwaggon aussieht und aus dessen Dach Rauch aufsteigt. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Baracke, die Traktoristen und Brigadieren während der Feldarbeiten als Unterkunft dient.

Gefolgt vom Schwadronstrupp und der Hälfte einer Gruppe des vierten Zuges, trabe ich in Richtung des Häuschens. Dann sitzen wir ab und in Schützenkette umzingeln wir die Baracke. Es sind Russen drinnen, das ist gewiß. Mindestens zwei, die laut miteinander sprechen, sind mit einer seltsamen Arbeit beschäftigt. Was sie hier treiben, ist unmöglich festzustellen, weil die beiden Fensterscheiben von innen mit Wasserdampf beschlagen sind. Sind sie beim Kochen, oder bereiten sie sich vor, ein heißes Bad zu nehmen? . . .

Mit feuerbereitem lMG kommt Mazilu in meine Nähe. Ein kräftiger Fußtritt zersplittert die Türe und schiebt sie beiseite. Zwei Russen heben die Hände hoch und lassen zu Boden fallen, womit sie gerade handhaben, eine ziemlich große Kanne Brennspiritus und die Hälfte eines Brotes. Vier ihrer Kameraden liegen auf Brettern, in tiefem Schlaf versunken. Ein unerträglicher Gestank reizt unsere Nasen. Es stinkt grausam nach Äthylalkohol, Brennspiritus und Benzin, und das in einem überheizten kleinen Raum. Es bleibt ein Rätsel, weshalb die Baracke durch die Benzinverdampfung noch nicht in die Luft geflogen ist.

Wenn man das kleine metallene Becken und das mit Brennspiritus getränkte Brot betrachtet, hat man die Antwort darauf, was die Brüder hier getrieben haben. Sie haben den Brennspiritus gefiltert, indem sie ihn durch das Brot in das Becken gossen. Die ordinäre, schreckliche Flüssigkeit haben sie getrunken. Und weil der Brennspiritus ihnen nicht genug zu sein schien, haben sie ihn allem Anschein nach auch noch mit ein wenig Benzin „verschnitten“. Ist das möglich? Nach all dem, was wir bis jetzt erlebt und gesehen haben, ist alles möglich, und ich halte es nicht für abwegig, daß sie es so getan haben.

Außer mir vor Wut wende ich mich zu Mazilu und schreie: „Sind das noch Menschen?“

Ist es wegen meines Geschreis, wegen des Trampelns mit den Stiefeln oder aus einem anderen Grund? Das weiß ich nicht, aber einer der Schlafenden steht mit einem Sprung auf, greift zu seinem Gewehr und schießt, ohne es anzulegen. Der Mann taumelt, was sein Schießen noch gefährlicher macht. Ermutigt lassen die anderen zwei, die wach geblieben sind, ihre erhobenen Hände fallen und wollen die Maschinenpistolen, die auf dem Tisch liegen, an sich nehmen. Mazilu jagt sie mit einer einzigen Garbe in loser Schüttung zum Teufel. Derjenige, der aufgesprungen ist, bekommt einen Bauchschuß, steht noch auf seinen schwankenden Beinen, nähert sich

dem Blechofen. Seine mit Benzin durchtränkte Uniform verwandelt ihn sofort in eine brennende Fackel. Fürchterlich schreiend stürzt er zur Tür. Wir lassen ihn laufen, denn im Haus brennt es schon in allen Ecken. Wir stürzen hinaus, wo dem schwerverwundeten und hell in Flammen stehenden Russen, der sich noch mehrmals schreiend im Schnee wälzt, bereits nicht mehr zu helfen ist.

Die anderen werden aus ihrem Schlaf sicher nicht mehr aufwachen . . . Eine schreckliche, abscheuliche Episode des erbarmungslosen Krieges.

Für uns geht es weiter, nach Norden, durch die in Weiß gekleidete Steppe. Kaum haben wir das brennende Häuschen hinter uns gelassen, als die Gruppe, die unsere Spitze bildet, mit Gewehrfeuer empfangen wird. Ein Haufen herumtreibender Russen hat sich am Rande einer Balka, einer Erosionsschlucht, verschanzt und will uns unbedingt die Zähne zeigen.

Das zwingt uns gleich, wieder abzusitzen und zum Angriff anzutreten. Auch dieses Hindernis wird ziemlich rasch beseitigt. Außer einem toten Reiter, den wir zu beklagen haben, sind fünf Angehörige der Schwadron verwundet, unter ihnen befinden sich auch meine beiden Leutnants. Da bin ich von nun an nur auf den kleinen Fähnrich Cosoveanu und auf meinen alten Kampfgefährten Oberwachtmeister Jacob angewiesen.

Wir marschieren weiter in diese weiße Grenzenlosigkeit und unternehmen den Versuch, die fliehende, nicht zu fassende Front so gut wie möglich zu stabilisieren. Eigentlich könnten wir noch schneller vorrücken, aber wir müssen immer darauf achten, daß an unserer linken Flanke die Verbindung mit der 4. Infanteriedivision bestehenbleibt, deren sehr gelichteten Bataillone und Kompanien ziemlich langsam vorgehen. Weiter links hat das rumänische Kavalleriekorps, einschließlich unserer eigenen Division, schon Scharnutowski erobert und rückt weiter nach Norden vor.

Unter diesen Umständen sind die zwanzig Kilometer, die wir seit gestern hinter uns gelassen haben, schon eine Leistung. Mazilu reitet zu mir und macht mich auf etwas aufmerksam, was nordöstlich von uns zum Vorschein kommt. Es sieht aus, als ob es eine der sehr seltenen Tränken in dieser Gegend ist, die mit einem Bretterzaun vor dem Verschneien geschützt werden. Aber was sollen die drei Punkte an dem Bretterzaun sein? „Sehen wir uns das an, Jungens!"

Beide Sporen gebend, bin ich gleich an der Tränke. Ein Dutzend Kalaraschen ist gefolgt. Mein Pferd bremst von selbst mit allen vier

Hufen und hört dann nicht mehr auf, im Schnee zu scharren. Mir schwimmt alles vor den Augen, und ich will nicht glauben, daß das, was ich sehe, wahr ist: Drei Menschen wurden mit großen Nägeln, aber auch mit Bajonetten rumänischer Herkunft, an dem Bretterzaun gekreuzigt. Die roten Henker gaben sich damit allein nicht zufrieden. Sie haben den Gekreuzigten die Bäuche aufgeschlitzt, die Eingeweide herausgezogen und mit Stroh ausgestopft. Das Gesicht des Mannes in der Mitte ist von Schlägen verquollen und aus der Form geraten, aber nicht so stark, daß ich ihn nicht erkenne . . . Es ist mein Freund, Major Ion Corbeanu, der immer noch an seinen Schulterklappen die Rittmeisterborten trägt, der erfolgreiche Turnierreiter und Lehrer vieler Jahrgänge von Kavallerieoffizieren. Ich sehe ihn noch vor mir stehen mit seinen dunklen, bohrenden Augen, unternehmungslustig, voller Lebenskraft, immer strahlend, niemals seinen Optimismus aufgebend . . .

Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß er ausgerechnet hier in die Hände der Roten geraten ist. Man hat ihn sicher anderswo, weit im Westen, ergriffen, gefoltert, getötet, um ihn hier, mit Stroh ausgestopft, zu kreuzigen. Die anderen zwei, die dieselben Leiden erlitten haben und auf gleiche Weise zugerichtet worden sind, sind der junge Ordonnanzoffizier und der tatarische Leibwächter.

Was die bolschewistischen Kommissare anbetrifft, wissen wir schon lange, daß sie an Grausamkeit und unnötiger Wildheit unübertreffbar sind, doch daß sie so weit gehen können, haben wir uns nicht vorgestellt. Sie täuschen sich aber gewaltig, falls sie glauben, daß die Zeugnisse ihrer Barbarei, die sie uns präsentieren, uns in die Knie zwingen werden. Im Gegenteil, wir werden alles tun und alles in Bewegung setzen, damit ihrer verpesteten Häresie ein für allemal ein Ende gemacht wird.

Mit einer einzigen Bewegung nehmen die Kalaraschen ihre Pelzmützen in ihre linke Hand. Mit der Rechten bekreuzigen sie sich. Auf ihren Gesichtern ist zu lesen, daß das für sie nicht Vergebung bedeutet, sondern ein feierliches Versprechen, diese Märtyrer zu rächen . . .

*

An diesem Morgen gibt der klare Himmel dem Schnee einen fast unerträglichen Glanz und der sowjetischen Luftwaffe Gelegenheit, sich zu zeigen. Es sind drei Maschinen, die ziemlich hoch über

uns fliegen und Tausende von Papierzetteln fallen lassen. Die Kälte macht sie gleich steif, und der Wind bringt sie hinter uns zum Tanzen. Unteroffizier Iconaru bringt mir einen solchen Zettel. Es ist ein sehr kurzgefaßtes Flugblatt in rumänischer Sprache:

„Rumänische Soldaten und Offiziere!

Stalingrad ist eingekreist. Die besten deutschen Generäle sind in die Falle gegangen, zusammen mit fünfundzwanzig Divisionen des Reiches, zwei rumänischen Divisionen und einem kroatischen Regiment. Der Ring um diese eingeschlossenen Truppen wird immer enger.

Rumänische Soldaten und Offiziere!

Es ist höchste Zeit, daß ihr nach Hause zurückkehrt. Man hat euch betrogen. Warum kämpft ihr eigentlich hier, in diesem unermeßlichen Land, wenn die Deutschen euch Siebenbürgen weggenommen haben, um es den Ungarn zu schenken.

Kehrt zurück zu euren Frauen und Kindern, bevor es zu spät wird."

Daß es bei Stalingrad nicht gut aussieht, wissen wir schon, aber wir wissen auch, daß die Panzerspitzen der Armeegruppe Hoth sehr schnell nach Norden vorstoßen und daß Popescu-Picolo mit unserem Kavalleriekorps am 17. Dezember Ssomin Ekin erobert und damit die bestehende Lücke zwischen dem rumänischen VI. und VII. Armeekorps geschlossen hat.

Außer Iconaru hat keiner meiner Leute das Flugblatt gelesen, aber er scheint überhaupt nicht beeindruckt zu sein. Nach der Lektüre hat er das Papier sofort zerrissen.

Ein Kradmelder bringt uns einen Befehl, den ich kaum verstehen kann: Nicht mehr weiter vorrücken. Stellung bauen!

Gegen Mitternacht eine andere Überraschung. In der Ferne das Brummen von Lkw-Motoren. Wir passen auf, jeder seine Waffe fest in der Hand haltend. Die Motoren schweigen jetzt, aber Lautsprecher melden sich, die Aufrufe in rumänischer Sprache bringen:

„Haut ab, Rumänen. Ihr habt hier nichts zu suchen. Ihr werdet alle hier sterben. Haut ab. Bei euch zu Hause habt ihr etwas Besseres zu tun. Geht nach Rumänien und nehmt euch Siebenbürgen zurück, Siebenbürgen, das euch Hitler geraubt und den Ungarn gegeben hat. Haut ab. Werft die Waffen weg. Wenn ihr das nicht bald tut, dann werdet ihr alle hier krepieren. Haut ab!"

Dieses wird aus mehreren Lautsprechern und in verschiedenen Varianten gesagt, aber immer dasselbe. Einer der Ansager ist sicher kein Rumäne. Sein typischer Akzent und wie er das „R" rollt, läßt niemanden von uns im unklaren über seine Herkunft.

Diese ungeheure, verstärkte Stimme durchdringt die eiskalte Luft und hat die Wirkung einer Kugel. Aus freiem Antrieb fangen unsere lMG an, in Richtung des unsichtbaren Ansagers zu schießen. Eine Viertelstunde lang sind die Aufrufe nicht mehr zu hören. Dann wird die Aufforderung zum Abhauen von einem anderen Punkt aus fortgesetzt, um die Gehirne zu quälen und zu versuchen, die Seelen in Zweifel zu ziehen . . .

*

Im wütenden Schneesturm löst uns ein Bataillon des Infanterieregiments 20 ab. Es heißt, daß wir im Raum Ssamochin-Schutov II das Kavalleriekorps erreichen sollen, um wieder an unser Regiment angeschlossen zu werden.

Über Werchin Ssal geht der Ritt nach Scharnutoswki, von wo wir die Handpferde in den Süden von Kotelnikowo schicken sollen, um mit dem kämpfenden Teil der Truppe zu Fuß nach Schutov II weiterzumarschieren.

Jeder weiß, daß die Trennung von den Pferden diesmal für sehr lange Dauer sein kann. Die Satteltaschen werden sorgfältig ein letztes Mal geprüft. Man nimmt alles heraus, was man braucht, und was drinnen bleibt, wird seufzend verschnallt. Man streichelt die Pferde und spricht mit ihnen. Dac legt seine Schnauze über meine Schulter, bläst mir mit seinen Nüstern warm um den Hals und ins Gesicht und will den anderen Handpferden, die ab nun von Unterwachtmeister Talnaru geführt werden, nicht folgen. Ich streichele ihn, und mit einem guten Wort gebe ich ihm zu verstehen, daß er auch weg muß. Widerwillig läßt er sich von dem Reiter, der jetzt drei Pferde zu betreuen hat, am Zügel fortziehen, aber mit abgewandtem Kopf blickt er ständig zu mir zurück, bis er mich nach einer Straßenbiegung aus dem Auge verliert.

Das erste, was wir nach unserer Ankunft in Schutov II erfahren, ist, daß Oberst Radu Korne, dessen Detachement wegen starker Verluste aufgelöst wurde, das Kommando über unsere Division übernommen hat. Der Westteil der Ortschaft, meist von Russen

bewohnt, wird von den Zweier Kalaraschen gehalten. Meine Schwadron löst die Stabsschwadron ab, die bis jetzt nördlich der Straße, die nach Ssamochin führt, Stellung bezogen hat. Mein Gefechtsstand befindet sich in einem Haus, dessen Bewohner vollzählig an Ort und Stelle geblieben sind. Mit abgemagerten Gesichtern leben die Einheimischen in ständiger Todesangst und scheinen über das Auftauchen der sowjetischen „Befreier" tief besorgt zu sein.

Die Temperatur ist auf minus 35 Grad Celsius abgesunken, und die Posten haben sich die schwarzen, großen Pelzmützen über die Ohren gezogen. Das Gefühl völligen Alleinseins schnürt uns allen das Herz zusammen. Die Kälte trägt eine lähmende Kraft in sich, sie verwandelt auch die Gefühle in Eis, die einfach stumpf werden. Das Gefühl bleibt zwar bestehen, ist aber nicht mehr auf andere übertragbar. Vor uns, hinter uns dehnt sich die gefrorene Steppe. Ein dichter Nebelmantel deckt die Nacht zu. Die Einsamkeit ist bedrückend. Zum ersten Mal befinde ich mich in dieser befremdenden Lage, daß ich vor der Leere stehe und nichts da ist, dem ich meine Stirn bieten kann . . . Es ist furchtbar, auf den Entschluß des Gegners zu warten, wenn man weiß, daß eine Front mit greifbarer Gestalt nicht mehr existiert. Man hat das Gefühl, in einem Nichts zu schweben.

Ich sehe, wie die Posten sich in Decken eingerollt und die „Cojocs", die weißen Schafpelze, über dem Mantel angezogen haben.

Von dem Gefühl besessen, daß ich jeden Augenblick „Wer da?" rufen muß, werde ich kurz vor Weihnachten im Morgengrauen auf ein dumpfes Brummen aufmerksam, bevor es die Männer vom Schwadronstrupp zu hören bekommen. Ich zucke, als ob das entfernte Brummen in mir selber schwingt und fühle mich wie einer, der in die Enge getrieben wurde. Was ich immer deutlicher höre, ist nicht das Stampfen von Pferdehufen, die über die vereiste Ebene stürmen . . .

Die Schattenbilder der Schafpelze richten sich eines nach dem anderen auf. Die Kälte hat keinen Wächter einschlafen lassen. Auch sie haben das Geräusch gehört und blasen Alarm . . . Und wenn jetzt einem verrückte Gedanken durch den Kopf gehen: Wäre es nicht besser, wenn ich in meinem Loch bleibe und den Toten spiele oder mich ergebe oder doch einfach abhaue . . . ?

Auch mir geht es so, als ob das metallische, gut kalkulierte, gleichmäßige geregelte Dröhnen meinen eigenen Tod in sich trüge. Vor einem solchen Tod habe ich Angst, obwohl ich ihm schon manchmal ins

Auge geschaut habe. Aber das war wohl nur eine Selbsttäuschung, in Wirklichkeit wollte ich niemals sterben, denn ich liebe das Leben. Ich habe das Pferd geliebt, weil es mir vom Leben mehr gab, und deshalb habe ich auch für schöne Frauen geschwärmt, weil sie mir dieses Leben schöner machten. Nein, ich will nicht sterben. Das dumpfe Geräusch, das sich beharrlich nähert, will mein Leben auslöschen, mich zerquetschen, ich bin sicher . . .

Dieses Geräusch hat bei mir Angst geweckt, Schritt für Schritt überwältigt ein starkes Gefühl dieser Angst mein Ich und wird immer unerträglicher, ich kann es nicht mehr beherrschen, es erstickt mich, es paralysiert mich. Es ist eine wahre, totale Angst, aber eben weil sie so total ist, erschreckt sie mich gewaltig. Ich fürchte vor meiner eigenen Angst, und deshalb ziehe ich es vor, mich zu schlagen.

Mit allen meinen Kräften schreie ich: „Da sind sie!"

Das Geräusch ist unheimlich, auf zwei Ebenen: ein Brummen von Grund aus und ein Knirschen an der Oberfläche. Es sieht so aus, als ob wir nicht mit Namen nennen können, was da auf uns zukommt, denn keiner sagt: Die Panzer, die Panzer kommen!

Als Waffe gegen die Panzer verfügt die Schwadron nur über eine Menge Flaschen, mit denen uns das Regiment versorgt hat. Jede Flasche enthält Benzin, jedoch nicht voll aufgefüllt, und eine Lunte aus Lumpen. Von Mann zu Mann durchläuft ein Befehl die ganze Stellung: „Flaschen bereithalten!"

Das Getöse ist jetzt niederschmetternd. Die Stahlmonster zersprengen den Nebel und lassen sich sehen, springend, schaukelnd und in allen ihren metallischen Gelenken knackend. Gestaffelt kommen sie geradewegs auf uns zu, ihre Wut herausknurrend. Eine ganze Meute von Titanen. Ihre 76,2-mm-Geschützrohre verschieben eher, die Beute suchend, den Panzerturm, und nicht umgekehrt. Sich in sich selbst zurückziehend, geben die Zweier Kalaraschen immer wieder Schüsse aus allen ihren Waffen ab.

Unheil, wenn die Kriegsmaschinen auf der Stelle treten, sich von einer auf die andere Raupenkette um den Angelpunkt drehen, um dann ihre Maschinengewehre prasseln zu lassen.

Einer dieser Panzer rückt bis auf zwanzig Meter an uns heran. Durch eine von uns abgefeuerte Maschinengewehrgarbe entsteht für einen Augenblick ein weißer Pfeil an dem Gelenk des Turmes. Der Panzer stoppt glatt. Mit ihrem schwarzen Auge sucht die Kanone uns. Granaten zerplatzen in der Nähe, die wie Ohrfeigen peitschen und alles ringsherum zu Pulver reiben.

Unterwachtmeister Bassangiu schleudert zwei Handgranaten knapp unter das Kanonenrohr, das unbeweglich bleibt. Der Panzer rückt noch einmal vor, zaudert, schleudert mit seinem linken Teil und zieht sich zurück, was drei meiner Männer dazu anfeuert, aus ihren Löchern herauszuspringen und ihm nachzulaufen, um den Versuch zu unternehmen, die Raupenketten mit Handgranaten aus den Gelenken zu lösen. Das hintere Maschinengewehr streut seine Geschosse. Alle drei sind getroffen, und zwei von ihnen wälzen sich noch im Schnee. Der dritte Mann kann das nicht mehr tun, weil er unter einen anderen vorrückenden Panzer gerät, der ihn zermalmt bis auf einen Arm, der an der Führungsrolle festklemmt. Alles was neben mir steht, wird von Zittern erfaßt.

Die Panzer, die nicht so nahe an uns herangerückt sind, befinden sich jetzt im Granathagel der 75-mm-Geschütze unseres 3. reitenden Artillerieregiments. Unbeweglich gemacht werden aber nur diejenigen, die Volltreffer bekommen. Es sind jedoch auf einmal drei Panzer, die auf diese Weise ihr Ende finden. Andere tappen herum, dann machen sie eine Vierteldrehung und und rücken bei unserem rechten Nachbarn weiter vor. Einige auf sie geschleuderte Benzinflaschen bleiben erfolglos. Entmutigt verläßt ein ganzer Schützenzug die Stellung und weicht zurück. Aber jemand kommt ihnen entgegen, mit der Pistole in der Hand, brüllt sie an, beschimpft sie und schickt sie zurück. Es ist unser Regimentskommandeur, Oberst Christea, dem es eben mit Hilfe des Unteroffiziers Maritza vom Fernmeldezug der Stabsschwadron gelungen ist, einen bis knapp vor seinem Gefechtsstand vorgerückten Panzer anzuzünden. Ein Dutzend Männer dieser Schwadron scharen sich um den unerschrockenen Oberst und folgen ihm nach vorne.

Inzwischen hat sich von unserer Seite auch eine schwere Batterie gemeldet. Ist es das gut gezielte Feuer dieser Batterie oder die Absicht, sich umzugruppieren, um einen anderen Vorstoß zu unternehmen? Tatsache ist, daß vier bis fünf Panzer weiter nach rechts abbiegen, indem einer die Bewegung deckt und wie verrückt auf die Gruppe um Oberst Christea schießt. Aber das tapfere „Väterchen“ läßt sich von einigen Tonnen Alteisen nicht aus dem Sattel heben. Mit zwei mit Flaschen bewaffneten Männern tritt er mutig zu dem ungleichen Kampf an. Eine vom Panzer abgefeuerte Granate zerplatzt in seiner unmittelbaren Nähe. Seine rechte Hand wird vom Handgelenk gerissen, und er ist auch an einem Fuß verwundet.

In diesem Augenblick eilt Unteroffizier Maritza mit einer Decke in der Hand zum Panzer, springt hinauf, geht zur Stirnpanzerung und verdeckt das Zielfernrohr. Der Panzerfahrer legt sich einmal auf die eine Raupenkette und dann auf die andere, jedes Schleudern von abruptem Bremsen begleitet, in der Hoffnung, daß derjenige, der ihn blind gemacht hat, zu Fall kommt. Maritza fällt aber nicht herunter und schießt den ganzen Lader seiner Pistole durch die Decke . . .

Der Panzer ist lahmgelegt. Der Unteroffizier springt herunter. Aus unmittelbarer Nähe werden vier Benzinflaschen hintereinander auf den Panzer geworfen, der jetzt Feuer fängt, von inneren Explosionen erschüttert wird und als Wrack liegenbleibt.

Unterstützt von drei Männern der Stabsschwadron bringt Oberwachtmeister Patranac den Oberst zu einem Haus im Dorf, von wo die Verwundeten per Sanka weiterbefördert werden. Ein junger Assistenzarzt hat beim Regimentsverbandplatz alle Hände voll zu tun, denn der Stabsarzt ist auch verwundet worden*.

Die Panzer nehmen jetzt Kurs nach Westen, aber für uns scheint es keine Atempause zu geben, denn eine zweite Welle ist schon im Anrollen.

Der dichte Nebel ist gestiegen, es ist hellichter Tag geworden, und wir sehen sie schon von weitem kommen, gestaffelt, schwer aufspringend und allem Anschein nach noch zahlreicher. Aus ihren Panzertürmen brechen rötlich-gelbe Flammen hervor. Erneut die Hölle! Das Krachen und das Getöse ist so stark und mein Schrecken so intensiv, daß ich den Eindruck habe, daß ich nur noch ein Zeuge bin, der außerhalb der Sache steht.

Es sind die mehr als vierzig Tonnen schwere KW-1-Panzer, allerdings nicht so beweglich wie die T 34, die uns vorher angegriffen haben.

* Für das Verhalten des Regiments und für sein tapferes persönliches Verhalten bei Schutov II wurde Oberst Ioan Christea mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Außer der abgerissenen rechten Hand hat man ihm wegen der Frostbeulen auch den vorderen Teil beider Füße amputiert. Trotzdem ist er weiter im Dienst geblieben und 1944 zum Generalmajor befördert worden. Als solcher war Christea der letzte Kommandeur des Kavallerieausbildungszentrums in Sibiu (Hermannstadt). In diese seine letzte Garnisonsstadt zog er sich auch zurück, nachdem Rumänien ein anderes Regime und ein anderes Gesicht bekam. Er starb am 1. März 1974. An seiner Beerdigung nahmen an die tausend ehemalige Kameraden teil, Kavalleristen aller Dienstgrade, die nach der großen Katastrophe noch am Leben geblieben waren und auf diese Weise ihre Treue bekunden wollten.

Der Streubereich des Sperrfeuers aller unserer Batterien ist so dicht, daß fünf Panzer stoppen und ein sechster eine Kehrtwendung macht, eine schwarze Rauchwolke hinter sich lassend. Eine dieser Batterien liegt nicht weit hinter unserer linken Flanke. Brave Kanoniere!

Drei andere Panzer rücken jedoch in Richtung unserer rechten Flanke vor, und derjenige, der an der Spitze steht, dreht seinen Turm, um sich ein Ziel nach seinem Belieben zu suchen. Das ist dem Unteroffizier Iconaru gerade recht, um mit einer Benzinflasche in der Hand daraufloszugehen. Erst als er zwei Meter vor dem Panzer steht, zündet er den Fetzen und schleudert die Flasche mit einem perfekten Schwebeschritt. Nicht zu glauben!

Der Luftdruck der Explosion ist ins Innere gedrungen, wahrscheinlich durch die Lüftungsklappe. Ein dumpfes Dröhnen ist zu hören. In einer Sekunde steht der Panzer in Flammen, und sein Turm hebt sich empor. Wir wissen, das die Besatzung aus fünf Mann besteht, aber nur zwei springen heraus. Mazilu streckt die beiden gleich nieder.

Unterwachtmeister Ion Maria, der an einem deutschen Lehrgang für Panzerbekämpfung teilgenommen hat, will nicht nachstehen und versucht, mit einem gleichen Manöver den zweiten Panzer zur Strecke zu bringen, aber ausgerechnet in dem Augenblick, als Iconaru den ersten Panzer zur Explosion bringt. Gefährdet wie er war, glauben wir alle, daß Maria getötet worden ist. Aber nein, wir sehen, wie er die Lunte anzündet, um sie dann auf den Panzer zu schleudern. Flammen entstehen tatsächlich an der Seitenpanzerung, aber für das Ungetüm ist das nur ein kleiner Kratzer. Schneller als sein mächtiger Gegner läuft Maria kreuz und quer zu mir, wirft sich hin und keucht: „Verdammt noch einmal, ich habe nur ein wenig Eis geschmolzen . . .“

Zwei andere Kalaraschen wollen aus ihren brunnenförmigen Deckungslöchern den dritten Panzer mit Benzin begießen. Bei der ersten Flasche brennt die Lunte zu lange und erlischt auf der Flugbahn. Die zweite explodiert zu tief, und die Flamme warnt die Besatzung. Der Panzer fährt zurück, erforscht das Gelände, entdeckt die Pelzmützen der beiden und stürzt nach vorn. Wir schießen mit allem, was wir haben, und diejenigen von uns, die sich in der Nachbarschaft der beiden befinden, schleudern auch Stielhandgranaten. Die Kugeln werden in den Lukarneladen zerquetscht, die Stielhandgranaten verflüchtigen sich unter den Raupenketten, ohne jede Wirkung.

Der KW 1 blockiert seine linke Raupenkette, schleudert im Kreisbogen mit seiner rechten Raupenkette eine Menge Erde in die Löcher. Die Schreie der beiden werden regelrecht erstickt. Das Monster rückt vor, fährt zurück, stützt sich mal auf die eine, bald auf die andere Raupenkette, sein gräßliches Totengräberwerk vor unserer Machtlosigkeit vollendend. Das Prasseln der Bordmaschinengewehre verbietet auch dem Mutigsten jede Annäherung.

Einmal den Boden eingeebnet, legt sich der Panzer eine gute Minute auf die beiden Löcher. Unter ihm liegen zwei Menschen im Sterben, mit Erde bis an die Lungen vollgestopft. Und als die Besatzung zu der Überzeugung kommt, daß niemand mehr den lebendig Begrabenen helfen kann, zieht sich der Panzer im Rückwärtsgang zurück.

Seinen Kopf in die Hände nehmend, heult Unterwachtmeister Maria. Mazilu zittert an allen Gliedern und muß sich übergeben.

Die 75-mm-Batterie setzt ununterbrochen ihre Arbeit fort. Sie hat sich hervorgetan, und eben das wird ihr zur Qual. Uns lassen die Panzer jetzt in Ruhe und richten sich weiter links zu einem neuen Vorstoß. Mit Vollgas bewegen sie sich in Richtung der Batterie. Es gelingt den Kanonieren, noch einen Panzer zum Stehen zu bringen. Es ist ihr letztes Werk. Dann trampeln die KW 1 über alle vier Geschütze samt ihren Bedienungsmannschaften hinweg, geben sich aber damit nicht zufrieden. Sie stoßen weiter vor zu den Protzen und zu den Munitionswagen, tun dasselbe und treiben die Gespanne auseinander. Hinter uns auf der weißen Ebene sieht man aufgeschreckte, galoppierende Pferde und in alle Himelsrichtungen laufende Soldaten. Die dritte Batterie des reitenden Artillerieregiments 3 existiert nicht mehr . . .

Es ist aus, um so mehr, als ein verspäteter KW-1-Einzelgänger sich fast geräuschlos parallel zu unserem Graben vorwärtsschiebt. Brandflaschen haben wir keine mehr. Der Panzer ist funkelnagelneu. Er glänzt sogar. Seine Maschinengewehre drehen sich um ihre Achse in alle Richtungen. Mich platt an die Seitenwand des Dekkungsloches drückend, versuche ich mich so klein wie möglich zu machen. Ich spüre, wie der Boden stark erbebt. Man wird mich sicher entdecken und auch lebendig begraben. Trotz eisiger Kälte schwitze im am ganzen Körper.

Alles beruhigt sich, und ich wage, mich zu erheben und um mich zu schauen. Der Panzer beschleunigt seine Fahrt in Richtung Westen und läßt bläulichen Auspuffdampf hinter sich. Die Luft ist von

der Verbrennung zerstörter Panzer, muffigem Benzingeruch und halbverbrannten Leichen verpestet. Auch wir sind von diesem kolossalen Zusammenstoß halbtotgeschlagen. Lange Zeit sagt keiner von uns ein Wort . . .

Im Inneren von Schutov II sind aus allen Ecken Wehklagen, Stöhnen und Hilferufe zu hören. Viele Häuser sind von Panzergranaten getroffen worden.

Männer von der Stabsschwadron bringen uns noch ein paar Benzinflaschen und Bündel von Stielhandgranaten, vier Stück für jedes Bündel.

Nordöstlich summt es erneut am Horizont. Sie nähern sich, aber sie sehen komisch aus, diese Panzer, denn ihre Seitenpanzerung ist ganz weiß, und es vergeht eine ganze Weile, bis wir feststellen können, daß es sich um aufgesessene Infanteristen in weißen Tarnanzügen handelt, die alle ausnahmslos mit Maschinenpistolen bewaffnet sind. Neben mir höre ich Maria murmeln: „Diesmal ist es das Ende!"

Ein wahres Wunder! Kaum zweihundert Meter vor uns schwenken die sowjetischen Panzer plötzlich nach links, nicht weil sie uns ausweichen wollen, sondern weil sie eine andere Aufgabe, ein anderes Ziel haben.

Jetzt haben wir die Flanke der fünf Panzer vor uns, die hintereinander in Richtung Westen fahren. Die wie Weintrauben gedrängte Infanteristen bieten uns ein leichtes Ziel. — „Feuer frei!"

Einige der weißgekleideten Männer fallen von den Panzern, andere springen herunter, nehmen Deckung und geben vergebens einige Schüsse ab, da sie genau wissen, daß sie uns mit ihren Schpagin-Maschinenpistolen nie erreichen können. Die Bordmaschinengewehre schießen auch, aber die Panzerführer setzen stur ihren Kurs nach Westen fort, ohne an ihre Fahrgäste zu denken. Arme Kerle!

Der Ostwind führt uns noch einmal neue Ruhe zu. Weiter links werden Brandwolken hin und her getrieben, aber an unserer rechten Flanke, wo die Schwadron des Rittmeisters Neda die Verbindung mit der 4. rumänischen Infanteriedivision aufnehmen sollte, herrscht eine unheimliche, besorgniserregende Ruhe . . .

Es ist drei Uhr nachmittags. Wir haben uns also sieben Stunden lang gegen den sowjetischen Panzersturm gewehrt und Schutov II gehalten. Rittmeister Neculce kommt zu mir, um mir die Lage zu schildern und mir zu sagen, was ich zu tun habe: „Wir sind abgeschnitten. Es besteht keine Verbindung mehr zu den anderen Einheiten unserer eigenen Division und keine Verbindung zu der 4. Infanteriedivision, die sich auf dem Rückzug befindet. Die drei hier befindlichen Schwadronen müssen sich, unauffällig und weit auseinandergezogen, die eine von der anderen getrennt, nach Südwesten durchschleichen. Als Sammelpunkt für das Regiment wurde Nord Proletarskaja angegeben. Es ist eine verdammte Aufgabe, die sehr schwer durchzuführen ist, aber ich glaube, daß du es schaffen wirst. Mach dich auf den Weg. Viel Glück!"

Glück muß ich allerdings haben, um mit den fünfzig Mann, die die Schwadron noch zählt, fast zweihundert Kilometer herumzulaufen, ohne den Russen in die Hände zu fallen.

Als Kennstrich zu einer nahen Vergangenheit habe ich nur die Gesichter der Besten der Schwadron, die sich um mich scharen: Mazilu, Iconaru, Bassangiu, Michale, Maria, Cosoveanu, Jacob . . .

Mazilu unterrichtet mich, daß die Männer ein Verpflegungsdepot entdeckt haben, das sie lebhaft plündern. Das muß ich mir anschauen! Das Verpflegungslager befindet sich in einem Stall, und die Auswahl an Lebensmitteln ist ziemlich groß: Fleischkonserven, geräucherter Speck, Sardinen, Keks, aber auch mehrere Kisten rumänischer Zucker in großen Würfeln.

„Hört mal zu, Jungens! Verzichtet auf Fleischkonserven, Sardinen und Keks. Das ist schwer und nimmt viel Platz ein. Steckt in alle eure Taschen und in die Brotbeutel nur Zucker. Das wird euch mehr helfen!"

Es ist nicht leicht, rumänische Bauern, die für Süßigkeiten nicht viel übrig haben, zu überzeugen, ihre Taschen mit Zucker vollzustopfen. Sie befolgen trotzdem meine Empfehlung, ein wenig Speck nimmt sich jedoch fast jeder mit.

Dann ziehen sich alle so viele Socken an, wie in die Stiefel gehen. Einige stecken noch Zeitungspapier und Stroh dazu.

Die Pelzmützen über die Ohren gezogen, schieben wir uns nach Süden. Es ist der 26. Dezember, die zweite Weihnachtsnacht, aber keiner spielt darauf an. Unsere „Erlösung" liegt in unseren Beinen. Trotz der Tatsache, daß es sich um einen Rückzug unter unmöglichen Verhältnissen handelt, haben vier Männer sich vor einen Schlitten gespannt, auf den die Munitionskästen für die lMG aufgeladen sind. Auf dem Rückzug, vielleicht, aber sicher nicht auf einer Flucht. Wir sind entschlossen, uns noch zu schlagen und auf jeden Fall unsere Haut nicht billig zu verkaufen.

In einem zweiten Schlitten haben wir außer Munition zwar drei Leichtverwundete, die aber Frostbeulen an den Füßen haben und nicht mehr rechtzeitig aus Schutov II fortgebracht werden konnten. Unter diesen ist auch der Freiwillige Marin aus Bucinisu, der als jüngster Angehöriger der Schwadron Mazilu abgelöst hat.

Der sternenklare Himmel erleichtert den Marsch. Hier und da verschneite Wracks von Kraftfahrzeugen, Artillerieprotzen, Geschützen, Feldküchen und Fuhrwagen, die genauso Hindernisse sein können, wenn man sie nicht rechtzeitig entdeckt. Es muß sehr kalt sein, aber um die Kälte zu messen, verfügen wir außer unserem Körper über kein Thermometer. Die Moral ist jedoch nicht unter den Gefrierpunkt gesunken, und der beste Beweis dafür ist, daß wir uns ziemlich rasch bewegen.

Acht Männer, vier für jeden Schlitten, lösen sich alle zwei Stunden ab. Die Zeit, in der diese Ablösung durchgeführt wird, ist auch unsere einzige Rastzeit.

Mit Fähnrich Cosoveanu zu meiner Linken und mit Mazilu zu meiner Rechten bilde ich die Spitze der Kolonne. Wir müssen uns ziemlich anstrengen, um die Füße aus dem vereisten Schnee herauszubekommen. Ab und zu schaue ich zurück. Die Kolonne hat sich ein wenig hingestreckt, da mancher es vorzieht, allein zu marschieren, aber alle folgen brav und schweigend.

Die „Balka“, die wir im Morgengrauen erreichen, wird uns den ganzen Tag über als Versteck dienen. Jeder sorgt dafür, daß der andere nicht einschläft, denn bei dieser Kälte einschlafen bedeutet den Tod. Um die Zeit zu vertreiben, melden sich viele freiwillig, um auf Streife zu gehen und das Gelände zu erkunden. Keine besonderen Vorkommnisse! An Weihnachten denkt niemand . . .

Glücklicherweise sind die Tage kurz und die Nächte lang. Sobald es zu dunkeln beginnt, machen wir uns auf den Weg. Wir stampfen den Schnee mit den Füßen in Richtung Südwest, als ob wir am Rande des Unsinnigen, des Absurden marschieren würden. Aber wir marschieren weiter und erreichen die Hauptstraße und die Bahnlinie, die von Stalingrad über Kotelnikowo nach Proletarskaja führt. Westlich davon ist der Himmel rot, weil alles brennt. Auch ein Depot, in dem Pelze gelagert werden, Tausende von kostbaren Pelzen, auf die deutsche Frauen verzichtet haben, damit die Frontsoldaten nicht erfrieren. Silberfuchs, Astrachan, Nerz . . . alles wird in Asche und Rauch verwandelt. Kein Wunder, daß der Rauch so schwer ist.

Diese apokalyptische Kulisse wird durch eine Schemenarmee belebt, die sich auf der Straße bewegt. Es sind Gestalten mit riesenhaften Füßen, die sich mit kleinen, starren Schritten fortbewegen: die Flüchtigen der 2. rumänischen Infanteriedivision. Was von ihrer Fußbekleidung noch geblieben ist, haben sie in alle Arten von Fetzen, die sie gefunden haben, eingewickelt. Es sind mehr als hundert, die am Ende sind.

Die Begegnung mit diesen seelisch vollkommen zerschlagenen Menschen, die keine Soldaten mehr sind, bringt mich dazu, die ursprünglich geplante Marschroute zu ändern. Statt die Straße und die Bahnlinie zu überqueren, entschließe ich mich, zwar parallel, aber östlich davon den Marsch nach Süden fortzusetzen. Dieser Entschluß wird kurz nachher durch die Tatsache gerechtfertigt, daß wir auf die Spuren von Panzerfahrzeugen stoßen, die quer über die Straße gefahren sind.

An einer anderen Stelle deuten ähnliche Spuren darauf hin, daß sich hier etwas abgespielt hat. Im Schnee liegen Dutzende von toten rumänischen Soldaten. Aber nicht alle wurden durch Schußwaffen oder Granaten getötet. Die meisten von ihnen sind liegengelassene, hilflose Verwundete, die, in sich selbst zurückgezogen, verkrümmt, an Erfrierung gestorben sind.

Diejenigen aber, die auf dem Rücken liegen, mit dem Gesicht zum Himmel gerichtet, sind noch erschütternder anzusehen. Ihre bläulichen Gesichter verzerren sich im Mondschein zu einem eigenartigen spöttischen Grinsen. Und weil ich mit verdrehtem Kopf im Gehen einen solchen grinsenden Toten ständig angeblickt habe, stolpern meine Füße fast über etwas Hartes.

Ich bleibe stehen und schaue nach, worauf mein Fuß gestoßen ist. Es ist eine Leiche, oder besser gesagt, was von einem Menschen übriggeblieben ist, denn Panzer, wahrscheinlich mehrere, sind über ihn gefahren. Die Raupenketten haben die Beine und den Kopf vom Rumpf getrennt. Der Bauch ist nicht mehr zu sehen. Ich beuge mich, um den Kopf näher zu betrachten. Es ist so, als ob ich in kaltem Schweiß gebadet würde. Ich erkenne ihn, den Toten, es ist Oberstleutnant Cratero, dessen weit geöffneten Augen verraten, wie er sich ängstigte, als er, unfähig, sich zu rühren, von der Erfrierung paralysiert, den Panzer erblickte, der ihn zugrunde richten sollte.

Ich habe Cratero kennengelernt, als ich einundzwanzig Jahre alt war, während meiner Probedienstleistung als Fähnrich der Reserve beim Roschiori-Regiment 9 in Bukarest. Er war damals ein fescher,

schlanker, sehr eleganter Rittmeister, der den Auftrag hatte, sich um uns zukünftige Reserveoffiziere zu kümmern. Er tat das auch außerhalb des Dienstes, indem er manchen Abend mit uns in den mehr oder weniger berühmten Lokalen von Bukarest verbrachte. Sein Lieblingslokal war „Potcoava“, also „Zum Hufeisen“, nicht weit von den großen Markthallen, das zwar von einem sehr gemischten Publikum besucht wurde, aber den Ruf hatte, immer über eine sehr gute Kapelle zu verfügen. Es wurde auch getanzt im „Potcoava“. Uns war das nicht gestattet, und wir begnügten uns damit, bei einem Glas Wein Musik zu hören, den Tanzpaaren zuzusehen und miteinander zu plaudern. Rittmeister Cratero, der einer der Schönheiten von Bukarest scheinbar ohne viel Erfolg den Hof machte und deshalb eher traurig und nachdenklich dem Tisch präsidierte, bestellte jedesmal, wenn Tanzpause war, den Chef der Kapelle zu sich, drückte ihm einen blauen Geldschein in die Hand und teilte ihm seinen Wunsch mit: „Maestro! Spielen Sie uns bitte ‚La Paloma‘.“

Es kam vor, daß das während eines Abends mehrmals geschah, aber mit den ersten Takten des berühmten „Habanera“ sah man Cratero stets zufrieden sich einem glücklichen Liebestraum hingeben. Bei „La Paloma“ bekamen seine tiefliegenden Augen einen besonderen Schein . . .

Ihn jetzt so zu sehen, wie er zerfetzt am Boden liegt, stürzt mich abermals in trübe Gedanken, und meine Füße werden bleischwer, als wenn ich nicht weitergehen könne. Ich bin jetzt sicher, daß ich hier krepieren werde wie er, in diesem verdammten Land. Ich sehe Cratero in seinem glänzenden, verschnürten Husarenrock träumend den Klängen von „La Paloma“ lauschen. Ich sehe unsere Jugendzeit, und in meinen Ohren klingen die Lieder, die wir damals gesungen haben. Es ist zum Flennen! Und ich weiß nicht, woher ich noch die Kraft nehme, den Marsch fortzusetzen und damit auch den Haufen, der mir folgt, auf dem Weg des Ungewissen weiterzuführen.

„Vorwärts!“ gebe ich mir selbst den Befehl.

Drei Stunden später schüttelt mich mit meinen unempfindlich gewordenen Gliedmaßen, ausgesprungenen Lippen und trüben Augen ein Schauder. In der eiskalten Nacht höre ich volltönend Bruchteile eines Gesprächs in russischer Sprache.

Meine eitrigen Augenlieder kleben zusammen, ich sehe nicht mehr deutlich und, als ich wieder klar sehe, glaube ich einer Sinnestäuschung erlegen zu sein. Dreißig, vierzig, höchstens fünfzig Meter

vor und mit dem Rücken zu uns, um sich besser gegen den Wind zu schützen, sehe ich zwei Russen, die — einen Zwischenraum zwischen sich lassend — Posten stehen und sich unterhalten. Viel weiter und mehr nach rechts gestaffelt, gleich Dickhäutern, die sich zu Ruhe gesetzt haben, in mehreren Reihen sowjetische Panzer, eine Kompanie, vielleicht auch mehr . . . Sie zu zählen, ist nicht gerade der richtige Augenblick.

Was nun? Die zwei Posten überfallen? Und wenn das nicht gelingt und die ganze Meute aufgeweckt wird? Dann sind wir ein für allemal verloren!

Der Entschluß ist schnell gefaßt. Am aufgeschlagenen sowjetischen Lager vorbeiziehend, umgehen wir den Feind und biegen nach links, also in östliche Richtung. Jeder hält den Atem an, aber es besteht wenig Hoffnung, die ersten zweihundert Meter auf diese Weise zurückzulegen, ohne daß die Wächter durch irgend etwas aufmerksam gemacht werden und Alarm schlagen. Es genügt, daß einer sich umdreht, um sich wieder gelenkig zumachen . . . dann ist es aus mit uns . . .

Wir sind bis jetzt viel zu Fuß marschiert, aber niemals ist uns das Marschieren so lang vorgekommen. Dennoch, das Mannöver gelingt. Haben uns die Posten überhaupt nicht gesehen? Es ist kaum vorstellbar. Haben sie uns für Russen gehalten? Auch das ist schwer zu glauben. Warum haben sie dann nichts unternommen? Vielleicht aus Selbsterhaltungstrieb, den sie wußten, daß sie, wenn sie Alarm geschlagen hätten, von uns gleich niedergestreckt worden wären. Vielleicht wollten sie die Dinge nicht komplizieren, weil sie dachten, daß wir sowieso ein verlorener Haufen sind. Durch ihr Verhalten haben uns jedoch diese zwei Posten gerettet, auch wenn die Gründe ein Rätsel bleiben, eines der vielen Rätsel dieses Krieges, in dem sich das Grausamste und das Gute, das im Menschen liegt, so oft gekreuzt haben.

Es ist Tag. Wir haben uns im Schnee eingegraben. Keine Rede von Erholung, aber wir essen Zucker. Hauptsache ist, daß keiner einschläft. Die Widerstandsfähigsten schütteln die anderen, die zum Schlummern neigen, heftig, damit diese nicht in den Tod hineinschlafen. Mit den drei Verwundeten schaut es sehr schlecht aus. Man versucht, ihnen ihre armen Gliedmaße zu erwärmen, aber eben das verursacht ihnen noch größere Schmerzen. Sie stöhnen ununterbrochen. Zu unserem und zu ihrem Glück sind die hellen Stunden kurz. Unser Heil ist die Nacht, auf die wir ungeduldig warten.

Dieser Marsch hinter den russischen Linien ist eindrucksvoll. Ununterbrochen auf der Lauer, müssen wir uns gegen etwas bewachen, das aus allen möglichen Richtungen kommen kann. Die Leiden zählen nicht mehr, denn wir werden von einem einzigen Gefühl verfolgt: weiterkommen.

Die Kolchosen, die sich außerhalb der Ortschaften befinden, wurden alle in Brand gesteckt. Trotzdem stoßen wir bei Anbruch des Tages auf eine, die, vollkommen verlassen und verkommen, nur zur Hälfte abgebrannt ist. In einem Stall ist noch genug Stroh. Erschöpft stürzen sich die Männer hinein. Seit Schutov II hat keiner bis jetzt geschlafen. Sie können es jetzt tun, aber nur schichtweise. Andere ziehen es vor, Maiskolben, die sie in einem Speicher gefunden haben, zu kochen, ihr erstes warmes, für sie himmlisches Essen. An allen Ecken haben wir Posten mit feuerbereiten lMG aufgestellt, aber unsere Ruhe wird von niemandem getrübt.

*

Der fünfte Tag! Ist es der 31. Dezember oder schon der 1. Januar 1943? Es ist nicht mehr so kalt. Dichter Nebel legt sich über die Ebene, was uns ermöglicht, den Marsch bei Tage fortzusetzen. Hinter mir höre ich, wie einer Zucker kaut, Zucker, dem wir das Überleben verdanken. Ich marschiere wie in einem Traum, der aber bald zum Alpdruck wird. Aus südlicher Richtung läßt sich das charakterische Rasseln von Eisen hören: die Panzer!

Diesmal werden wir bestimmt fertiggemacht! Eingesperrt wie in einer Hosentasche. Reif für die totale Vernichtung. Von selbst graben sich die Männer im Schnee ein. Jetzt heißt es, die Haut teuer zu verkaufen. Sonst nichts.

Den Nebel aufreißend, kommen sie rasch heran. Auf der vorderen Haube des ersten glaube ich — das schwarze Balkenkreuz gesehen zu haben. Es sind Deutsche!

Von Schrecken gejagt, laufe ich voran und schreie aus Leibeskräften: „Kameraden! Kameraden! Wir sind Rumänen!"

Der Panzer stoppt. Geräuschlos dreht sich das vordere Maschinengewehr um seine Achse gegen mich und senkt die Visierlinie auf meine Höhe. Es wäre wirklich dumm, auf diese Weise zu sterben, um so mehr, als ich jetzt auch den gelben schrägen Pfeil erkenne, das taktische Zeichen der 23. deutschen Panzerdivision.

Doch die Kuppel öffnet sich. Ein Oberleutnant stellt sich vor. Er ist auf Erkundung geschickt worden, und deshalb stellt er auch die Frage: „Sind Russen hinter Ihnen?"

„Hinter uns glaube ich kaum, aber sonst überall: westlich, östlich und wahrscheinlich auch vor uns."

„Man hat uns gesagt, daß sich weiter östlich noch das VII. rumänischen Armeekorps und auch andere Teile der 4. rumänischen Armee befinden sollen."

„Sicher, aber sie sind vollkommen abgeschnitten!"

Zu meinem größten Erstaunen gibt mir der Oberleutnant die sehr ermutigende Nachricht, daß die Bahnlinie bis Kuberle noch in Betrieb ist und daß deutsche Panzerverstärkungen per Bahn antransportiert werden, um den sowjetischen Vorstoß nach Südwesten und nach Süden abzufangen. Sich über unser Abenteuer und unsere Marschleistung wundernd, verabschiedet sich der deutsche Offizier: „Hals- und Beinbruch!"

Knarrend und klirrend verschwinden die drei deutschen Panzerfahrzeuge im Nebel. Wir wären so glücklich, wenn sie bei uns blieben. Wir fühlen uns wieder verlassen. In einem solchen Augenblick sind die Nerven oft bereit durchzugehen ...

Mit Mazilu und Cosoveanu bilden wir, mindestens hundert Meter vor der Schwadron, die Spitze. Das soll kein Beweis von Mut sein. Ich habe mich dazu entschlossen, weil ich einfach das quälende Stöhnen der drei Verwundeten auf dem Schlitten nicht mehr hören kann. So gestaffelt kommen wir mitten in der Nacht zu drei Häusern, die einsam jenseits einer Schlucht stehen und die verschont geblieben sind. Zwei davon sind unbewohnt, aber das dritte dient einem kleinen improvisierten Feldlazarett als Obdach. Es gibt keinen Arzt, sondern nur einen rumänischen Sanitätsunteroffizier und drei Sanitäter, die sich freiwillig gemeldet und geopfert haben, um etwa dreißig Verwundete und Soldaten mit Erfrierungen zu betreuen, in der Hoffnung, daß sie schließlich doch abgeholt werden. Sie sind auch auf das Schlimmste vorbereitet, die Ankunft der Russen.

Es fällt mir ungeheuer schwer, aber ich muß eine harte Entscheidung treffen, die härteste, die ein Offizier treffen kann: meine drei verwundeten Kalaraschen bleiben hier. Sie lehnen sich auf: „Schießt uns nieder! Laßt uns nicht hier!"

Eine unerfüllbare Bitte, weil es unmöglich für uns geworden ist, sie weiter mitzuschleppen. Auch ihre Kameraden von der Schwadron können sich mit dem ständigen Wehklagen nicht mehr ab-

finden. Unterwegs könnten wir ihnen nicht im geringsten helfen. Hier haben sie wenigstens ein Dach über dem Kopf und auch jemanden, der sich um sie kümmert.

Ich versuche sie zu beruhigen: „Es ist besser für euch, Kinder. Ihr sollt nichts befürchten. Hierher werden die Russen nicht mehr kommen können. Die Deutschen werden zurückschlagen. Hört auf mich und sei brav, wie ihr es immer gewesen seid . . .“

Vergebens, in ihrer Notlage hören die drei Unglücklichen nicht mehr auf zu heulen, besonders der junge Marin aus Bucinisu: „Töten Sie mich, Herr Oberleutnant, ich beschwöre Sie, töten Sie mich . . . Haben Sie Mitleid mit mir, das wäre für mich die Erlösung, töten Sie mich . . .“

Ergriffen und entnervt stürze ich hinaus in den plötzlichen Schneesturm . . .

*

Auf der letzten Etappe zur Manytsch kreuzen wir eine seltsame Kolonne, die unter deutscher Führung aus Elista kommt und sich langsam vorwärtsbewegt. Es sind Schlitten, die von kleinen Pferden, aber in der Mehrzahl von Kamelen gezogen werden. Ein Strohkissen schützt ihre magere Brust. Ein kompliziertes Gewirr von Stricken dient als Zügel und als Zugriemen. Auf den Schlitten kalmückische Frauen und Kinder sowie das, was sie aus ihrem Besitz für wesentlich gehalten haben.

Nur die ganz alten Männer haben auch im Schlitten Platz genommen, die übrigen folgen zu Fuß, eher gefaßt als resigniert. Die Kalmücken bezahlen ihre Treue mit dem Verlassen ihrer Heimstätten. Es ist erschütternd, diese Kolonne anzusehen.

Eine andere Begegnung aber erschüttert uns Kalaraschen noch mehr: Rumänische Soldaten aller Waffengattungen, die keine Waffen mehr tragen und ohne Offiziere davongelaufen sind, während so viele ihrer Kameraden sich geopfert und dem sowjetischen Ansturm Widerstand geleistet haben.

Wir fühlen uns wie geprügelte Hunde und drehen beschämt den Kopf weg von diesen Scharen von Flüchtigen. Für uns ist es unbegreiflich, wie Angehörige von Einheiten der 18. Infanteriedivision, die sich auf der Krim tapfer geschlagen haben, den Nachweis einer solchen Feigheit bringen können. Ich versuche jedoch mich

Für hervorragende Tapferkeit . .

. . . wurde 21 Offizieren der rumänischen Armee, unter ihnen dem Kommandeur des Kalaraschen-Regiments 2, Oberst Ion L. Christea, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, drei von ihnen erhielten das Eichenlaub. Viele rumänische Soldaten wurden von deutschen Oberbefehlshabern, in deren Verbänden sie kämpften, für hervorragende Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Generalmajor Radu Korne, einer der hervorragendsten rumänischen Truppenführer und Kommandeur der 8. rumänischen Kavallerie-Division, besuchte im Sommer 1943 an der Westfront neuaufgestellte Panzerdivisionen der Waffen-SS, um sich bei den Verbündeten für seine künftige Aufgabe als Kommandeur der geplanten 1. Panzerdivision „Großrumänien“ einweisen zu lassen. Oberes Bild: General Radu Korne bei der 9. SS-Panzerdivision „Hohenstaufen“ mit deren ersten Kommandeur, Generalleutnant der Waffen-SS Wilhelm Bittrich.

Unteres Bild: Bei der 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“ mit dem Kommandeur des SS-Panzerregiments 12, SS-Sturmbannführer Max Wünsche.





Generaloberst Petre Dumitrescu
Der Oberbefehlshaber der 3. rumänischen Armee wurde am 1. September 1942 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und am 4. April 1944 mit dem Eichenlaub ausgezeichnet. Der hervorragende Armeeführer starb nach leidvoller Haft in einem kommunistischen Gefängnis in Rumänien. (Unter dem Ritterkreuz die höchste rumänische Tapferkeitsauszeichnung „Michael der Tapfere").



Konter-Admiral Horia Macellariu
Der Oberbefehlshaber der rumänischen Seestreitkräfte wurde für den tapferen Einsatz seiner Verbände bei der Versorgung und Räumung der Halbinsel Krim am 21. Mai 1944 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Nach dem Putsch vom 23. August 1944 gründete er die antikommunistische Kampforganisation „Donauwellen", wurde 1946 verhaftet, zu lebenslänglicher Haft verurteilt und erst 1964 aus dem Gefängnis entlassen.







Kalaraschen in der Schneewüste der Kalmückensteppe

unten links:

Major Gheorge Rascanescu
Der Kommandeur des I. Bataillons des Infanterieregiments 15 zeichnete sich bei der Schlacht im Don-Bogen durch besondere Tapferkeit und Standfestigkeit aus. Als erstem rumänischen Soldaten im Majorsrang wurde ihm am 4. Dezember 1942 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Noch nach dem Putsch vom 23. August 1944 leistete er der in Rumänien einrückenden Roten Armee erbitterten Widerstand und setzte sich dann in die Wälder ab, wo er seitdem verschollen ist.

unten rechts:

Major Ion Palaghitza
Der Kommandeur des I. Bataillons des Infanterieregiments 94 zeichnete sich vom ersten Tage des Krieges an durch hervorragende Tapferkeit aus. Ihm wurde am 7. April 1943 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, nachdem er zuvor schon mit dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse ausgezeichnet worden war. Vier Wochen nach Empfang des Ritterkreuzes fand Major Palaghitza am 9. Mai 1943 am Kuban-Brückenkopf den Soldatentod.



Vorposten





König Michael, 20 Jahre alt, mit Rumäniens Regierungschef, Marschall Ion Antonescu, 1941 an der rumänisch-sowjetischen Grenze.

(Text 29, unten)
Im Süden der Front befehligte Staatschef Marschall Antonescu die nach ihm benannte rumänische „Armeegruppe Antonescu".

selber zu trösten und denke an das, was Napoleon einmal sagte: „Es gibt keine schlechten Soldaten, sondern nur schlechte Generäle . . ."

Ein deutscher Major will sich den Weg für seinen Kübelwagen frei machen. Meine Männer suchen mich mit den Augen. Sie haben verstanden, worum es geht, und ich auch. „Haltet euch aufrecht. Schließt die Reihen!"

Der deutsche Major steigt aus dem Wagen, nimmt straffe Haltung an und grüßt uns — bis der letzte Mann der Schwadron an ihm vorbeimarschiert ist. Der Major hat das Richtige getan und beschwichtigt damit unseren zornigen Kummer. Wenn man so viel gelitten hat, sich so geschlagen und so viele Kameraden verloren hat, ist man sehr empfindlich in bezug auf die eigene Ehre!

Endlich! Proletarskaja! Es ist sicher nicht das Paradies. Die Ortschaft ist vollgestopft mit Truppen, die aus dem Kaukasus kommen, mit zurückziehenden und versprengten Rumänen und mit Flüchtlingen. Alles deutet darauf hin, daß hier Vorbereitungen unternommen werden, um den Vorstoß der Sowjets aufzuhalten. Zwei Tage lang können wir uns ausruhen und werden auch ordentlich verpflegt.

Dreikönigsfest! Wir pfeifen darauf und sind allein darum besorgt, unsere Glieder zu erwärmen, die Füße zu waschen und zu versuchen zu schlafen, ohne uns in den weißen Alptraum zu stürzen, in dem der Schritt des Todes in den Spuren unserer eigenen Schritte knirscht.

*

Bei Ssalsk ist das Wunder geschehen. Die Handpferde warten auf uns, fast alle, aber auf jeden Fall mehr als Reiter geblieben sind. Ich werde erneut einer Zerreißprobe ausgesetzt. Unter den fehlenden Pferden befindet sich auch mein Dac. Unterwachtmeister Talnaru ist verzweifelt, mir das melden zu müssen, und versucht mir zu erklären, wie das geschehen ist. Ein einziges Mal ist die Staffel der Handpferde unter den Beschuß der sowjetischen Artillerie gekommen. Zwei Pferdehalter wurden getötet. Einer davon hielt Dac. Erschreckt durch den Tod seines Betreuers, ist er mit einem anderen Pferd entlaufen und nicht mehr gefunden worden.

Am selben Tag geriet auch der gesamte Regimentstroß in die Hände der Russen, samt Stabsveterinär und Stabsbeschlagmeister. Beim Regimentstroß hatte jede Schwadron außer dem großen, mit

sechs Pferden bespannten Futterwagen auch einen Packwagen, wo sich alle meine Habseligkeiten befanden. In Anbetracht des Verlustes meines Pferdes Dac empfinde ich das, was mir geblieben ist, meine Stiefel und was ich sonst auf dem Leibe trage, noch als zuviel.

Auf dem Marsch nach Rostow reite ich jeden Tag ein anderes Pferd und will damit die Treue zu Dac beweisen. Der Don ist selbstverständlich vereist, und von der Stadt stromaufwärts sind verlassene Troßwagen und Hunderte, wenn nicht Tausende von toten Pferden zu sehen. Was uns aber am meisten betrübt, ist das riesenhafte Schlachthaus, das sich auf dem vereisten Strom eingerichtet hat. In kleinen Gruppen kommen die Einwohner der Stadt zum Don, der sich in eine schäbige Arbeitsstelle verwandelt hat. Mit Hacken und viereckigen Hämmern werden die hartgefrorenen Beine der toten Pferde entzweigeschlagen. Die schönen Pferde werden so zertrümmert wie die Marmorsäulen unter den Schlägen rücksichtsloser Zerstörer. Ein prächtiger Lipizzaner, würdig, um einem Standbild von Michelangelo Modell zu stehen, wird gerade zerhackt. Um die abgesprungenen Stücke streiten sich mehrere, bevor sie in den mitgebrachten Säcken oder in Holzkisten, die wie Schlitten am Strick gezogen werden, verschwinden.

Vor diesem Trauerspiel steigt die Entrüstung in den Reihen der außer Fassung gebrachten Kalaraschen. Für sie ist es unvorstellbar, daß man Pferde essen kann.

Während unseres Aufenthaltes in Rostow können wir den Umfang der Katastrophe ermessen. So zählt die 18. rumänische Infanteriedivision, die 15 000 Mann stark war, jetzt nur noch dreihundert.

Aus allem, was von acht rumänischen Divisionen geblieben ist, auch Ersatzeinheiten und nach Durchkämmung verschiedener Stäbe und rückwärtiger Dienste wird eine neue Division, die 24., aufgestellt.

Für uns aber heißt es, daß wir nach Rumänien gebracht werden, wo das Regiment wiederhergestellt werden soll.

*

Der Weg in Richtung Heimat wird in kleinen Etappen mit längeren Rastzeiten durchgeführt, um Männer und Pferde zu schonen und um bei der einheimischen ukrainischen Bevölkerung nicht den

Eindruck zu hinterlassen, daß wir das eroberte Gebiet Hals über Kopf verlassen. Überall haben deutsche Verwaltungsstellen und ukrainische Lokalpolizei uns zuvorkommend ihre Hilfsbereitschaft gezeigt. Vor Nikolajew werden wir sogar mit Uniformen neu ausgestattet. Die rumänische Armeeverwaltung schickt uns auch Tressen und Borten. So kann ich eine dritte Tresse an meine Schulterklappen heften, weil ich inzwischen Rittmeister geworden bin.

Nach Überschreiten des Bug kommen wir nach Varvarovka, der ersten Ortschaft in Transnistrien, das unter rumänischer Verwaltung steht. Seit Sommer 1941 hat sich hier vieles geändert. Zweisprachige Straßenschilder, Geschäfte, sogar eines für Frauenbekleidung, Kinder, die zur Schule gehen, eine Kirche, die ihre Glocken läuten läßt, und zwei prächtige Gendarmen in tadelloser Friedensuniform, die den Verkehr regeln. Die Kalmückensteppe ist sehr weit von hier, und darüber, was dort passierte, scheinen die Leute hier nicht viel zu wissen ...

Genug geritten, genug marschiert! Auf der letzten Etappe werden wir per Bahn befördert. Für die Beförderung des ganzen Regiments ist jetzt nicht einmal mehr ein Drittel der Waggons notwendig, die uns in Krasnodar zur Verfügung standen.

Nach vier Jahren, auf den Tag genau, stehen wir vor dem Tor der Kaserne in Caracal, die wir Ende März 1939 verlassen haben. Die Wache präsentiert das Gewehr, und der Trompeter bläst das Ehrensignal an der Standarte. Auf beiden Seiten des Tores stehen kaum hundert Leute, meistens Frauen, davon einige in Trauer. Sie schauen stumm auf uns, und auf ihren Wangen fließen Tränen. Auch meine Augen werden trüb. Ich greife zum Taschentuch, aber in diesem Augenblick fällt aus der Tasche ein kugelförmig gewordenes, geschwärztes Ding, das im Wasser des schmelzenden Schnees verlorengeht: mein Radiergummi ...

*

Dieses geschwärzte Stückchen Radiergummi, das in das schmutzige Wasser einer Pfütze gefallen ist, bohrt bis heute in meinem Gedächtnis.

Ich stelle mir oft die Frage, warum all das, was in der Zwischenzeit seit dem Kriege geschehen ist, sich kaum in meinen Erinnerungen festklammert. Ereignisse, die dem „Heute“ näher stehen, er-

scheinen mir zerbrechlich und so fahl, als ob ich sie niemals erlebt hätte. Ich sehe sie wie durch ein umgedrehtes Fernglas, so klein und so weit entfernt. Die Abneigung gegen viele dieser Ereignisse der näheren Vergangenheit stößt sie weit fort von mir — weit von dem, was ich bin, von dem, was ich sein und bleiben will, weit von dem, an was ich glaube und weiterhin glauben werde.

Ich fühlte schon damals, daß ein Zeitalter zu Ende ging, was diejenigen von uns, denen das Schicksal nicht zugedacht hat, ehrenhaft und heroisch mit dieser Epoche aus dem Leben zu scheiden, deren Namen nicht von dem Radiergummi ausgelöscht worden sind, dazu verdammte, von einem unbekannten und unvorhersehbaren Strom mitgerissen zu werden in ein neues Zeitalter — das des Betruges und der Fälschung ...

DIE WEICHEN SIND UMGESTELLT

Das Regiment soll in ein Panzeraufklärungsregiment umgewandelt werden. Unsere 8. sowie die 5. Kavalleriedivision sind bestimmt, zusammen mit der schon bestehenden Panzerdivision „Großrumänien" ein Panzerkorps zu bilden. Das Material wird voraussichtlich Anfang 1944 aus Deutschland kommen. Bis dahin werden die Reservisten vorläufig entlassen.

Während die Kameraden des aktiven Kaders auf ihre neuen Aufgaben in Krampnitz und Putlos in Deutschland vorbereitet werden und Generalmajor Korne als Gast eine Panzerdivision der Waffen-SS im Raum Reims in Frankreich besucht, ziehe ich Zivil an und melde mich beim Arbeitsministerium in Bukarest, wo ich die Funktion eines juristischen Beraters bekleiden soll. Minister ist Dr. Constantin Danulescu und Generalsekretär des Ministeriums Dr. Sergiu Bacescu, beide ehemalige Studentenführer der nationalistischen Bewegung, mit denen ich seit langem befreundet bin.

Trotz der guten Atmosphäre, die in diesem Ministerium herrscht, fällt es mir ziemlich schwer, nachdem ich vier Jahre lang Soldat gewesen bin, mich an diese neue Arbeit und an den Schreibtisch

zu gewöhnen. Beim Diktat von langweiligen Referaten denke ich wehmütig an meine Kalaraschen, an die Pferde und an alles, was wir zusammen mitgemacht haben. Ich kann es einfach nicht vergessen!

Glücklicherweise werde ich Anfang Juni verständigt, daß ich mich beim Ersten Adjutanten von Marschall Antonescu zu melden habe. Weil dieser kein anderer ist als unser ehemaliger Ia, Oberst Romeo Zaharia, glaube ich zuerst, daß er mich einfach sehen will, um von mir Auskunft über den einen oder anderen Kameraden zu verlangen. Selbstverständlich kommt auch das zur Sprache, aber die Zusammenkunft hat einen ganz anderen Grund.

Zaharia ist nicht nur der Erste Adjutant des Marschalls, sondern auch der Chef des Amtes für zivile Angelegenheiten. Sein Büro, durch eine Tür vom Arbeitszimmer des Marschalls getrennt, ist von auffallender Schlichtheit, die auf einen Frontsoldaten wohltuend wirkt. Eine Vase, die auf dem Schreibtisch steht, dient zugleich als Briefbeschwerer, was Zaharia veranlaßt, mir lächelnd zu erklären: „Das ist der einzige Nachteil, daß ich keine linke Hand mehr habe. Beim Schreiben läuft mir das Papier weg, wenn ich die Vase nicht darauf stelle ..."

Dann fährt er fort: „Du wirst hier gebraucht! Einzelne Personen sowie Gemeinden und ganze Gruppen der Bevölkerung wenden sich mit Beschwerden und Bitten direkt an den Marschall. Er liest sie alle, macht über den Inhalt Randbemerkungen und schickt sie weiter an die zuständigen Behörden, jedoch nicht alle. Bei manchen verlangt er, daß jemand in seinem Namen an Ort und Stelle zur Untersuchung erscheint und ihm persönlich über die Angelegenheit vorträgt. Die Aufgabe des Beauftragten des Marschalls ist nicht leicht, weil er in die Lage versetzt wird, auch über ganz hohe Beamte und über heikle Angelegenheiten Meldung zu machen. Wir haben schon einige Vertrauenspersonen im Einsatz, aber ich habe auch an dich gedacht. Selbstverständlich behältst du auch weiter deinen Posten im Ministerium, das dich für uns freistellen wird. Einverstanden?"

„Einverstanden!"

Tatsächlich bringt mir diese Beschäftigung Genugtuung, denn ich kann vielen Leuten helfen, und es macht mir einigermaßen Spaß, weil mir dadurch die Gelegenheit geboten wird, hochgestellte Personen zum Nachgeben zu zwingen. Ich bin ständig auf Reisen, und für jeden Fall, den ich untersuchen soll, bin ich mit

einer Vollmacht ausgestattet, die mit folgendem Satz endet: „ . . . der genannte Herr kommt im Namen des Staatsführers, Marschall Ion Antonescu, und alle Zivil- und Militärbehörden sind verpflichtet, ihm behilflich zu sein.“

Einmal muß ich sogar gegen den orthodoxen Bischof von Baltzi in Bessarabien Stellung nehmen, der sich eines Hauses des dortigen Mädchengymnasiums bemächtigt hat. Auf der Seite des Bischofs steht auch General Stavrat, der Gouverneur von Bessarabien, trotzdem gelingt es mir, die Sache zugunsten des Mädchengymnasiums zu entscheiden. Gewiß, Antonescu ist ein frommer Mann, aber er setzt sich ständig für das kleine Volk ein, auch gegen die Bischöfe.

Dank dieser Tätigkeit besuche ich sehr oft Oberst Zaharia in seinem Büro, teile ihm meine Feststellungen anläßlich der Reisen durch das Land mit und auch meine Besorgnis in bezug auf eine stärker spürbare Propaganda gegen unsere Beteiligung an dem Krieg gegen „die Alliierten“, wie Anhänger der sogenannten demokratischen Parteien die Anglo-Amerikaner zu nennen pflegen.

Ohne jede Umstände sage ich ihm ganz offen, daß ich den Eindruck habe, daß der Vizeregierungschef und Außenminister Mihai Antonescu gemeinsame Sache mit den alten Parteien mache und hinter dem Rücken des Marschalls arbeite. Vielsagend in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, daß Mihai Antonescu den sehr linksgerichteten Mircea Grigorescu zum Chef des Presseamtes ernannt und den Gleichgesinnten Eugen Ionescu* als Kulturattaché an die rumänische Gesandtschaft bei der französischen Regierung des Marschalls Pétain in Vichy geschickt hat.

Was Mihai Antonescu anbetrifft, scheint Zaharia die gleichen Bedenken zu haben, erwidert mir aber, daß geeignete Leute für solche Posten sehr schwer zu finden seien, und versichert mir hartnäckig, daß wir weiterhin bündnistreu zu Deutschland stehen werden, weil es für uns keine andere Alternative gebe: Sieg oder Tod. Der Oberst vergißt aber nicht hinzuzufügen, daß wir trotzdem nicht alle Brücken zu den Westalliierten in die Luft sprengen dürfen . . .

Die Verhaftung von Mussolini am 26. Juli 1943 bringt Wind in die Segel der Kaffeehauspolitiker von Bukarest, ihre Begeisterung

* Mit Eugen Ionesco, Autor von Theaterstücken und Mitglied der Académie Française, identisch; 1912 in Slatina geboren, sein Vater war Rumäne, die Mutter Französin jüdischer Abstammung.

sinkt aber auf den Nullpunkt wegen eines Ereignisses, mit dem sie nicht gerechnet haben:

Am 1. August unternehmen schwere amerikanische Bomber vom Typ „Liberator B 24“ einen massiven Luftangriff auf die Stadt Ploesti und ihre Randgemeinden mit dem Ziel, die dortigen Ölraffinerien zu zerstören. Das gelingt den Angreifern nur teilweise, die Zerstörung der Stadtmitte ist aber vollständig. Die Zivilbevölkerung hat viele Opfer zu beklagen. Für die amerikanische Luftwaffe ist dieser Angriff trotzdem eine Niederlage, denn von einhundertzwanzig eingesetzten Maschinen verliert sie zweiundsiebzig, davon vierunddreißig allein durch meist rumänische Jäger vom Typ IAR-81. Wenn man in Betracht zieht, daß jeder „Liberator“ zehn Mann Besatzung hat, muß man zu den amerikanischen Materialverlusten an diesem einzigen Tag bei Ploesti noch siebenhundertzwanzig Mann fliegendes Personal dazurechnen. Bis zum Jahresschluß verzichten die Amerikaner auf weitere Luftangriffe auf rumänisches Territorium.

*

Am 1. Dezember 1943 bekomme ich einen neuen Einberufungsbefehl, diesmal von dem Heimatkommando des Kavalleriekorps in Bukarest-Dealul Spirei. Oberst Zaharia will mich U.K. stellen, aber ich lehne diesen Vorschlag höflich ab und melde mich beim IIa des Kavalleriekorps, Major Petre Damaceanu, der, anders als seine berüchtigten Brüder, ein freundlicher und zuvorkommender Mensch ist. Dieser teilt mir mit, daß ich zur 6. Kavalleriedivision auf die Krim geflogen werde, und fügt zu dieser Mitteilung noch hinzu: „Die Abflüge sind vorläufig gestoppt. Du mußt noch warten.“

„Und was habe ich bis dahin zu tun?“ — „Nichts!“

Auf diesen Abflug habe ich einige Wochen lang in dem alten Kasernenkomplex der Dreier Kalaraschen gewartet, wo außer dem Heimatkommando des Kavalleriekorps auch das Geschirr- und Sattelzeugdepot der Armee untergebracht ist. Während die Offiziere des Stabes an ihren Schreibtischen sitzen und Papiere erledigen, vertreibe ich mir die Zeit mit Hindernisspringen in der Sommermanege oder bei einer Tasse Kaffee im Büro des Oberstleutnants Octav Dessila, der wegen einer alten Verwundung nicht mehr für

den Frontdienst tauglich ist und jetzt über das gestapelte Sattelzeug herrscht, mit dem man mindestens zehn Kavallerieregimenter ausrüsten könnte.

Dessila, der auch als Schriftsteller bekannt ist, verfügt über gute Beziehungen zu bestinformierten Personen, und ich bleibe deshalb nicht gleichgültig, als er mir sagt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach werden für die Kameraden, die noch auf der Krim kämpfen, keine Verstärkungen mehr geschickt. Die Krim wird aufgegeben, und ich fürchte, daß es uns auch an noch Schlimmerem nicht mangeln wird. Etwas Genaues weiß ich nicht, aber ich habe den Eindruck, daß das Vorfeld sondiert wird für so etwas wie Friedensbesprechungen ..."

Zwei Tage später scheint diese äußerst beunruhigende Behauptung widerlegt zu werden, denn ich bekomme den Befehl, mich beim Ersatzteil des Roschiori-Regiments 9 zu melden, wo ich die Führung über zwei Marschschwadronen übernehmen soll, die zur 6. Kavalleriedivision auf die Krim befördert werden müssen. Ermuntert und beruhigt begebe ich mich in den benachbarten Stadtteil Cotroceni, wo sich die mir wohlbekannte Kaserne des Roschiori-Regiments 9 befindet*.

Die beiden Schwadronen machen einen guten Eindruck. Ihre Kader und ein Drittel der Mannschaft bestehen aus wiedergenesenen Verwundeten mit Fronterfahrung; der Rest aus gründlich ausgebildeten Rekruten, fast ausnahmslos Bauernsöhne aus den Ergänzungsbezirken Ilfov (das ist Bukarest-Land), Vlasca und Teleorman. Aber auch für diese beiden Schwadronen wird der Marschbefehl ständig verschoben, denn der Stab des Kavalleriekorps behauptet, daß ihre Einsatzbereitschaft durch mehrere Übungen in Panzer- und Partisanenbekämpfung vervollständigt werden müsse, was auch geschieht.

An einem Vormittag, als wir von unserer täglichen Übung in die Kaserne zurückkehren, fangen alle Sirenen von Bukarest zu heulen an. Luftalarm! Es ist der 4. April 1944. Ein herrlicher Tag!

Es vergehen dreißig bis vierzig Minuten. Dann blitzen über dem Nordwesten der Hauptstadt in der strahlenden Sonne die Gestelle der amerikanischen „Liberators" und ihrer Jägerbegleitung. Heftige Explosionen sind bis zu uns zu hören. Im nordwestlichen

* Bukarest war Friedensgarnison von fünf Kavallerieregimentern: 3. und 4. Kalaraschen, 4. und 9. Roschiori sowie dem Gardereiterregiment.

Teil, aber auch in der Stadtmitte, steigen dichte schwarze Wolken empor, während der Himmel von den weißen kugelförmigen Wolken der Flakgranaten bedeckt wird. Einer, zwei, drei und noch mehr der riesigen Metallvögel fangen Feuer und stürzen ab, einer davon auf den Truppenübungsplatz von Cotroceni; das Geschwader der Angreifer nimmt Kurs nach Süden, zur Donau, über unsere Köpfe, ohne weitere Bomben fallen zu lassen, denn die ganze Ladung wurde schon abgeworfen und das Plansoll erfüllt. Schwebende Fallschirme bringen Besatzungsmitglieder langsam zu Boden.

Entwarnung! Ich eile in die Stadt, um zu sehen, was aus meiner Wohnung geworden ist. Sie ist verschont geblieben, aber in unmittelbarer Nähe sind unter den Trümmern der Gebäude des Musikvereines „Eintracht" viele Menschen begraben. Das Hotel „Ambassador", wo deutsche Offiziere untergebracht sind, ist nicht getroffen worden, aber dagegen mehrere Häuser in der Nachbarschaft. Die Zerstörungen in der Stadtmitte sind unbedeutend im Vergleich zu denen in der Calea Grivitzei, der längsten Straße von Bukarest. Der Rangierbahnhof Bucuresti-Triaj wurde vollkommen verwüstet samt mehreren Zügen mit Flüchtlingen aus Bessarabien, der Bukowina und aus der Nordmoldau, die dort auf die Fahrt zu ihrem entgültigen Bestimmungsort gewartet haben. Allein auf dem Gelände des Rangierbahnhofes wurden an die sechstausend Menschen getötet. Man hat sie alle in Massengräbern in einem großen Garten des Vororts Giulesti bestattet*.

Erschütternd ist eine Todesanzeige, die in der größten Tageszeitung „Universul" erscheint und in der die Namen von neun Angehörigen derselben Familie zu lesen sind ...

Keiner der folgenden Luftangriffe, die von britischen Bombern auch bei Nacht durchgeführt werden, ist so schwer und kostet so viele Opfer wie der vom 4. April, der als Begleitmusik für eine Erklärung von Molotow bezeichnet werden kann, die am 3. April verkündet und durch welche versichert wird, daß „die Sowjetunion die innere Struktur und die soziale Ordnung Rumäniens nicht antasten werde, falls wir die Waffen niederlegen ...".

* Die Kommunisten wußten nach dem Kriege die Bestattungsstätte der Opfer dieses amerikanischen Luftangriffes propagandistisch auszunützen. Der improvisierte Friedhof wurde ordentlich gerichtet, die Gräber schön gepflegt, und er bekam auch einen Namen, den er heute noch trägt: „4. April 1944".

Nach der Aufgabe der Krim spricht man überall davon, daß Fürst Barbu Stirbey, der ehemalige intime Freund der verstorbenen Königin Maria und Abgesandte einer sogenannten „Front der demokratischen Parteien“, in Kairo Vorverhandlungen mit den Westalliierten und einem Vertreter der Sowjetregierung geführt habe. Für jeden ist klar, daß Stirbey die Reise nach Kairo mit Wissen von Mihai Antonescu unternommen haben muß, der ihm auch den notwendigen Reisepaß ausgestellt hat.

Die wildesten Gerüchte, die sich Bahn schaffen, werden durch ein neues Ereignis gefördert: Statt an die Front in der Moldau geschickt zu werden, wo der sowjetische Druck immer härter wird, verlegt die gesamte 8. Kavalleriedivision zurück in den Raum Bukarest, angeblich um für Ruhe und Ordnung zu sorgen und „abgesetzte Sabotagetrupps“ zu bekämpfen, wie Oberst Dumitru Damaceanu, der neue Chef des Stabes des Militärkommandos der Hauptstadt, diese Maßnahme zu rechtfertigen versucht. Außer Ersatzteilen unzähliger Einheiten stehen für solche Aufgaben dem Militärkommando allerdings das Gendarmerieregiment von Bukarest und zusätzlich noch fünf Bereitschaftsbataillone der Gendarmerie zur Verfügung*.

Unter solchen Umständen ist die Zusammenziehung einer ganzen Division in Bukarest merkwürdig. Weil aber auch mein altes Regiment immer noch zu dieser Division gehört, setze ich alles in Bewegung und hauptsächlich den Oberst Zaharia, um meine Versetzung zu den Zweier Kalaraschen zu erreichen. Es gelingt!

Der neue Regimentskommandeur, Oberst Dan Ionescu, hat seinen Gefechtsstand in der Volksschule der Randgemeinde Cioplea aufgestellt. Mit seiner gutsitzenden Uniform und den Chantilly-Lackstiefeln, sehr gepflegt, gibt der Oberst auf den ersten Blick zu erkennen, daß er viele Jahre seiner militärischen Laufbahn bei den Gardereitern verbracht hat. Am Anfang des Ostfeldzuges war Dan Ionescu der Stellvertreter von Damaceanu, als dieser das Kommando über die Zehner Roschiori ausübte. Er gehört auch zum engsten Freundeskreis von Damaceanu. Das ist bekannt!

Äußerst freundlich, mir eine speziell für den königlichen Hof hergestellte Zigarette anbietend, sagt Oberst Dan Ionescu: „Seien Sie willkommen. Ich kenne Sie von Mihailowka, und ich weiß auch, daß Sie leidenschaftlicher Reiter sind. Ich verfüge nur über eine einzige berittene Schwadron, die vierte, die ich Ihnen anvertrauen werde, und wende mich an Sie mit der Bitte, daß Sie auch mein Pferd reiten.“

Dann nimmt er Abschied, steigt in eine elegante, frisch lackierte, khakifarbene Chrysler-Limousine und verschwindet in Richtung Stadt.

Weder zu Pferd noch gepanzert, sieht das Regiment ganz anders aus, als ich es kennengelernt habe. Drei Schützenschwadronen sind einfach zu Fuß, verfügen aber jetzt über eine doppelte Feuerkraft: neunzehn lMG und vier leichte Granatwerfer, da der vierte Zug jeder Schwadron, auch meiner, ein Granatwerferzug ist. Die Schwere-Waffen-Schwadron, aus zwei Zügen sMG und zwei Zügen 80-mm-Granatwerfer bestehend, ist pferdebespannt. Das ist auch die Pakschwadron, die über neun deutsche verbesserte 50-mm-Pakgeschütze verfügt. Einigermaßen motorisiert ist nur die Stabsschwadron (Fernmelder und Pioniere), die aber auch über eine Gruppe Meldereiter verfügt. In seiner bunten Zusammensetzung kann das Regiment eher als ein Infanteriebataillon bezeichnet werden, das durch eine Reiterschwadron verstärkt ist.

Im Offizierkorps sind von den „Alten“ nur sehr wenige geblieben, darunter Major Ioan Eugen, der jetzt den neugeschaffenen Posten eines Chefs des Regimentsstabes bekleidet, und Rittmeister Jak Niculescu, der an der Spitze der ersten Schwadron steht. Obwohl er zum Oberfeldarzt befördert worden ist, blieb unser guter alter Doktor Dasoveanu auf eigenen Wunsch beim Regiment.

Unter den neuen Gesichtern ist die Tatsache auffallend, daß der Regimentsadjutant C., Amtsrichter von Beruf, der noch nicht an der Front gewesen ist, keinen Hehl aus seinen antideutschen Gefühlen macht. Genauso eingestellt ist auch der Nachrichtenoffizier, Oberleutnant der Reserve L., Rechtsanwalt aus Siebenbürgen und Mitglied der Partei der Liberalen.

Die Division, zu der jetzt auch ein viertes Kavallerieregiment gehört, nämlich das Roschiori-Regiment 12, das sich aber noch in Cernavoda befindet, hat sich mit ihrem Stab mitten im Judenviertel von Bukarest eingerichtet. Kommandeur ist weiterhin Generalmajor Radu Korne, der aber jetzt von einem Stellvertreter flankiert wird, von Generalmajor Hercules Fortunescu, einem netten Herrn übrigens, aber für seine Sympathie für die Anglo-Amerikaner allgemein bekannt.

* Es handelt sich um die „Interventionsbataillone“ 501, 502, 503, 504 und 505, die zu diesem Zweck speziell ausgebildet und ausgerüstet waren.

Unter den Verbindungsoffizieren beim Stab von Korne befindet sich auch ein führendes Mitglied der Eisernen Garde, der während der tragischen Ereignisse vom Januar 1941 keine Stellung gegen Antonescu bezogen hat. Es ist Leutnant der Reserve Ion Victor Vojen, durch den Korne mich zu sich bestellt, um mir folgendes mitzuteilen:

„Eine Verschwörung bereitet sich hier in Bukarest vor, deren Fäden bis in den Generalstab hinaufreichen. Jeden Augenblick können wir in eine Katastrophe hineingezogen werden. Wir müssen aber bis zum Schluß standhalten, auch wenn wir gezwungen werden, uns bis zum letzten Mann zu schlagen. Wir müssen dieses Land gegen den Bolschewismus verteidigen, koste es, was es wolle ... Es gibt keine andere Alternative, außer an der Seite der Deutschen weiterzukämpfen. Das entspricht unserem Ideal und unserer Treuepflicht. Nachher, falls Deutschland zum Nachgeben gezwungen wird, bin ich sicher, daß die Anglo-Amerikaner uns helfen werden, die Russen zurückzuwerfen. Es ist undenkbar, daß sie Europa von den Roten in Brand stecken lassen. So dumm werden sie nicht sein, denn das Risiko der Ansteckung wird auch für sie zu groß ...“

Es gibt sehr viele in der Armee, die diesen Standpunkt vertreten, was aber die Anglo-Amerikaner anbetrifft, bin ich sehr skeptisch.

An Christi Himmelfahrt gedenkt man in Rumänien, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung, auch der gefallenen Soldaten. Es ist also ein Heldengedenktag. Die Division bestimmt mich, an diesem Tag vor dem Kriegerdenkmal im Vorort Dudesti zu sprechen, während Korne selbst die Rede bei der Gedenkfeier auf dem deutschen Militärfriedhof „Pro Patria“ am Südrand von Bukarest hält.

Diese Rede wird ihm aber zum Verhängnis, denn er begeht einen Fehler, er deckt seine Karten auf. Nicht nur, daß er alle Rumänen beschwört, dem Bolschewismus hartnäckig Widerstand zu leisten und den Kampf, in dem so viele ihr Leben geopfert haben, weiterzuführen, sondern er legt auch ein eindeutig nationalsozialistisches Glaubensbekenntnis ab.

Die Tausende, die dieser Gedenkfeier beiwohnen, klatschen ihm Beifall; denn die meisten von ihnen haben jemanden, der ihnen teuer war, im Kampf gegen den Bolschewismus verloren.

Am nächsten Tag bringen die Tageszeitungen die Rede von General Korne im Wortlaut, aber gleichzeitig schickt man ihn an die Front in der Moldau, um das Kommando über die Panzerdivision „Großrumänien“ zu übernehmen.

Korne wird aus Bukarest entfernt!

An seiner Stelle wird Generalmajor Corneliu Teodorini nun Kommandeur der 8. Kavalleriedivision, der einige Wochen vorher von der Krim mit dem, was von der 6. Kavalleriedivision noch übriggeblieben ist, zurückgekehrt ist. Als Kommandeur wird Teodorini von den Deutschen zwar sehr geschätzt, er ist der zweite rumänische Offizier, der mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden ist, genießt aber den Ruf, ein Mann des königlichen Hofes zu sein. Anläßlich seiner Kommandoübernahme ist das ganze Regiment angetreten, und die Worte, die er an uns richtet, sind merkwürdig genug: Scheideweg, Zusammenhalten unter allen Umständen, Rumänien hat auch andere Proben überstanden, wir müssen unseren Weg allein gehen ...

*

Ab Mitte Juli 1944 rollt die Tätigkeit unseres Regiments gemäß zweier Befehle ab, die vom Militärkommando der Hauptstadt stammen und von Oberst Damaceanu unterzeichnet sind: Der erste Befehl trägt den Namen *„Pajura“* (Wappenschild) und bedeutet höchste Alarmstufe, während der zweite Befehl, der *„Stejar“* (Eiche) lautet, die sofortige Besetzung von vierzehn Objekten durch das Regiment tarnt. Bei diesen vierzehn Objekten handelt es sich ausschließlich um Gebäude, Kasernen oder Baracken, in denen Dienststellen der Deutschen Wehrmacht untergebracht sind, darunter das Kommando der Luftwaffe in der Ilfovstraße (ehemaliges Präfekturgebäude), die deutsche Heeresmission in Rumänien und ihre Hauptnachrichtenstelle, die sich beide in der Militärakademie befinden, die fünfundzwanzig Baracken auf dem ehemaligen Flugfeld von Cotroceni, die ein wichtiges Materialdepot der Deutschen beherbergen, der Bahnhof Dealu Spirei, über den der Nachschub für die in Bukarest stationierten deutschen Truppen läuft, usw.

Solche Übungen haben mit der „Erhaltung der Ordnung“ nicht das geringste zu tun. Für mich ist es klar, daß etwas in Vorbereitung steht und die Lage als sehr ernst betrachtet werden muß. Deshalb entschließe ich mich, die Deutschen darüber in Kenntnis zu setzen. Aber wie und wen? Und wenn ich mich bei den Deutschen an den

falschen wende, der vielleicht auch an einem baldigen Ende des Krieges interessiert ist?

Mit zwei deutschen Journalisten, die ich für sehr zuverlässig halte, Karl Hermann Theil und Dr. Ernst Weisenfeld, bin ich befreundet, aber es ist mir unmöglich, sie ausfindig zu machen. So melde ich mich bei Graf von Rantzau, dem Chef der Kulturabteilung der deutschen Gesandtschaft, dessen Büro sich in der Victor-Emanuel-III.-Straße befindet.

Graf von Rantzau hört allem, was ich ihm vortrage, sehr aufmerksam zu, scheint aber nicht überrascht zu sein, denn er ergänzt das, was ich schon weiß, durch eine noch verblüffendere Nachricht, nämlich, daß ein höherer rumänischer Offizier* bei dem deutschen Gesandten in der rumänischen Hauptstadt, von Killinger, erschienen sei, um diesen über einen Putschplan zu unterrichten, der schon am 3. Juli, in allen Einzelheiten, von der „Front der rumänischen demokratischen Parteien“ direkt nach Moskau geschickt worden sei.

In diesem Plan ist die Rede von der Verhaftung der gesamten Regierung Antonescu und von Militäraktionen gegen deutsche Einheiten auf rumänischem Boden. Gleichzeitig haben sich dieselben „demokratischen Parteien“ auch an die Westalliierten gewendet und diese gebeten, das Gelingen der Operation zu gegebener Zeit durch Luftangriffe auf Eisenbahnknotenpunkte, Abwurf von Waffen und Munition an bestimmten Stellen sowie durch das Eingreifen von drei anglo-amerikanischen Luftlandetruppen-Brigaden zu unterstützen, die die rumänischen Truppen in ihrem Kampf gegen die Deutschen verstärken sollen.

Wie mir Rantzau weiter sagt, habe Killinger die Mitteilung von General Tobescu sehr skeptisch aufgenommen und sie als eine Art Erpressung gewertet, um von den Deutschen neue Truppenverstärkungen für die Moldaufront zu erzwingen. Die deutsche Gesandtschaft sei zwar über alle Schritte genau informiert, die von der rumänischen Opposition unternommen werden, glaube aber fest daran, daß Marschall Antonescu die Lage unter Kontrolle halte, daß die Armee und breite Schichten des Volkes fest hinter ihm stehen und in Rumänien nichts Derartiges geschehen könne wie in Italien.

* Generalleutnant Constantin Tobescu, stellvertretender Inspekteur der Gendarmerie-Waffe und Direktor des Amtes für Sicherheit und öffentliche Ordnung, der diesen Schritt mit dem Leben bezahlen mußte.

Von Rantzau versichert mir, daß alles, was im Zusammenhang stehe mit den Befehlen „Wappenschild“ und „Eiche“, weitergeleitet und entsprechend verfolgt werde, spricht mir seinen anerkennenden Dank für die Mitteilung aus und begleitet mich beim Abschied bis zur Straße. Meine Enttäuschung ist sehr groß.

Beim Regimentsstab aber ist Oberst Dan Ionescu sehr gut gelaunt, äußert sich sehr zufrieden über den Zustand meiner Schwadron, stellt sie sogar den anderen Schwadronschefs als Beispiel hin, dankt herzlichst, daß ich sein Pferd, einen wunderschönen anglo-irischen Fuchs, täglich reite, nimmt mich beiseite und macht mir folgende Empfehlung:

„Wir müssen eine propagandistische Aktion starten, um die Stimmung sowohl bei der Truppe als auch unter der Bevölkerung hochzuhalten. Sie sind Rechtsanwalt und ein guter Redner. Nehmen Sie sich der Sache des Zusammenhalts aller Rumänen in den schwierigsten Zeiten an und setzen Sie den Schwerpunkt Ihrer Reden darauf. Gehen Sie und sprechen Sie darüber zur Truppe jeder Schwadron und in den Betrieben, die sich im Bereich des Regiments befinden. Zusammen mit Major Ioan Eugen werden wir eine Art Stundenplan für Ihre Vorträge aufstellen. Ab heute werden Sie der Propagandaleiter des Sektors sein, denn gemäß einer Anordnung des Militärkommandos von Bukarest bin ich jetzt auch Kommandeur des Sektors und aller hier befindlichen Behörden einschließlich der Polizeireviere. Außerdem bitte ich Sie, einen Slogan zu finden nach der Art des deutschen ‚Pst! Feind hört mit!‘. Pinseln Sie einen solchen Slogan auf die Mauern und auf die Zäune . . .“

Ich führe diesen Befehl mit mehr Begeisterung durch, als der Oberst sich vorgestellt haben dürfte, und sicher nicht im Sinne des Chefs des Stabes vom Militärkommando von Bukarest, Damaceanu, der sich schon als Hauptfigur der brütenden Verschwörung hervortut; denn ich halte eine Reihe von Reden, die eine noch zündender als die andere. Gewiß habe ich auch von Zusammenhalten und Einigkeit gesprochen, so wie Oberst Dan Ionescu es wollte, aber Einigkeit, um die Roten aus dem Land hinauszuwerfen und um die defaitistische Band unschädlich zu machen, eine Bande, deren Angehörige bei Tag glänzende Geschäfte mit deutschen Nachschubstellen machen, um am selben Abend die Sendungen von Radio London sowohl in rumänischer wie auch in französischer Sprache zu hören, um das Gehörte gleich zu verbreiten. An diese Unterminierungsarbeit denkend, habe ich den Slogan gefunden, den der

Oberst auf alle Mauern gepinselt haben will, der aber vermutlich nicht seinem Geschmack entspricht: „Radio London, die Stimme Judas".

Mit Eimern voll weißer, schwarzer, blauer und grüner Farbe ausgerüstet, starten wir, ein Offizier mit zehn Mann auf der einen und ein Offizier und zehn Mann auf der anderen Straßenseite, von der Endstation der Straßenbahnlinie 14 zum Pinseln. Gegen 04.00 Uhr morgens erreichen wir den Bratianu-Platz, also die geographische Mitte von Bukarest. Alle hundert Meter ist „Radio London, die Stimme Judas" zu lesen. Die an dieser Aktion Beteiligten werden per Taxi in ihre Quartiere befördert. Die Schwadron hat einen freien Tag, und ich bin äußerst zufrieden; der Oberst scheint von dieser Leistung weniger begeistert zu sein, sagt jedoch zunächst nichts; er denkt aber wahrscheinlich, daß das Spiel mit dem Pinsel anstrengender für mich ist als ein Gefecht in der Kalmückensteppe, und macht sich angeblich Sorgen über meinen Gesundheitszustand, denn am Morgen des 22. August bestellt er mich zu sich: „Mein lieber Emilian, Sie müssen für fünfzehn Tage auf Erholung gehen."

„Aber, Herr Oberst, ich habe nicht um Urlaub ersucht und denke, daß ich hier viel Besseres zu tun habe."

„Nein! Nein! Sie müssen in Urlaub gehen. Übrigens, Sie sind an der Reihe..."

„Man kann mich überspringen zugunsten der nächsten."

„Nein, das kommt nicht in Frage. Ab heute nachmittag treten Sie den Urlaub an. Hier, Sie haben fünfzehn Tage!"

Er spricht den letzten Satz in einem solchen Ton, als ob er mir fünfzehn Tage Arrest anhängen und mich rausschmeißen will. Wenn die Dinge so stehen, dann muß ich mich beugen und die Sache in aller Ordnung regeln. Ich gehe zu dem Regimentsadjutanten, schaue zu, wie dieser genau das Datum und die Dauer des Urlaubes in das betreffende Register einträgt, und, um vollkommen abgesichert zu sein, wiederhole dieses beim Chef des Regimentsstabes, Major Ioan Eugen, der den Urlaubsschein gegenzeichnet und mir dazu ins Ohr flüstert: „Man hat auch Oberstleutnant Mircea Tomescu*, Kommandeur des Roschiori-Regiments 4, in Urlaub geschickt. An seiner Stelle wird das Regiment von Major Rujinski geführt."

* Ein hervorragender Offizier, der die Militärakademie als erster seines Jahrgangs beendete und schon als Rittmeister i. G. an derselben Akademie allgemeine Taktik gelehrt hatte. Eine Zeitlang war Tomescu beauftragt, König Mihai mit Dingen des militärischen Bereiches vertraut zu machen.

Als ich gefragt werde, wo ich mich während des Urlaubs aufhalten werde, antworte ich auf gut Glück: In Focsani, wo sich die ganze Verwandtschaft und auch ein kleiner Besitz meiner Mutter befindet.

Einmal die Formalitäten erledigt, begebe ich mich zu meiner Schwadron, zu der sich alle alten Kameraden, einer nach dem anderen, haben versetzen lassen: Mazilu, Maria, Maritza, Michale und die beiden Oberwachtmeister Jacob und Patranac. Die Offiziere aber gehören alle zur Promotion 1944. Weil Leutnant Ionescu Valeriu der einzige „aktive" ist, wird er das Kommando übernehmen. In meinem Quartier im Bereich der Schwadron wird während meiner Abwesenheit nur Marin Serdan, mein Bursche oder „persönlicher Sekretär", wie er sich selber zu betiteln pflegt, bleiben. Serdan kennt aber meine Privatwohnung, Boulevard Magheru 2, über dem Filmtheater „Scala" und weiß auch die dortige Telefonnummer auswendig.

Ohne genau zu wissen weshalb, empfehle ich Marin Serdan, als ich von ihm Abschied nehme: „Wenn etwas vorkommt, dann rufst du mich an..."

Am Bahnhof Baneasa, von wo jetzt die Züge in Richtung Moldau abfahren, drängen sich Zivilisten und Uniformierte am Auskunftsschalter. Vorläufig ist kein Zug für die Abfahrt angekündigt. Ein neuer amerikanischer Luftangriff hat die Strecke blockiert, und niemand weiß genau zu sagen, wann sie wieder für den Verkehr freigegeben wird. Da ich es nicht so eilig habe, kehre ich in meine Wohnung über dem „Scala"-Kino zurück und denke, daß ich vielleicht am nächsten Tag einen Wagen finden werde, der mich nach Focsani bringt.

23. August 1944, ein glühendheißer Tag. Ich habe meinen besten Waffenrock angezogen, mit der Ordensschnalle und dem Krimschild am linken Arm, und bin bereit, die Wohnung zu verlassen, als in diesem Augenblick das Telefon klingelt. Es ist Marin Serdan: „Was soll ich tun, Herr Rittmeister? Das Regiment geht weg. Soll ich alle Ihre Sachen auf den Gepäckwagen laden?"

„Es wird eine der üblichen Übungen sein, Marin. Die Schwadron wird schon in ihre Quartiere zurückkommen..."

„Nein, Herr Rittmeister. Auch der große Troß ist marschbereit. In wenigen Minuten wird auch dieser Fernsprecher abgeholt. Es ist etwas Außergewöhnliches passiert. Alle Schwadronschefs wur-

den für 17.00 Uhr vom Herrn Oberst in seinen Gefechtsstand beim Gerichtshof bestellt.“

„Gut, Marin, pack die Sachen und bring alles zum Troß!“

Ich schaue auf die Uhr. Viel Zeit ist nicht mehr. Drei Treppen auf einmal nehmend, komme ich auf die Straße, aber weit und breit kein Taxi. Im Laufschritt mache ich mich auf den Weg. Der Gefechtsstand des Regiments befindet sich im Justizpalast, im Sitzungssaal des 6. Senats des Appelationshofes. Um dorthin zu gelangen, muß ich über die Grünanlage hinter dem Justizpalast gehen. Die Handpferde meiner Schwadron, die Schwere-Waffen-Schwadron und die Stabsschwadron sind schon da. Alles trägt Stahlhelm, den deutschen Stahlhelm allerdings und feldmäßig adjustiert, nur ich bin in Ausgehuniform und auf vollen Glanz gebrachten Stiefeln.

In großer Aufregung geht der Oberst im Vorraum des Justizpalais auf und ab, der jedem als „Saal der verirrten Schritte“ bekannt ist. Er sieht mich und ist überhaupt nicht erstaunt, daß ich da bin und keine Felduniform trage. Oberst Dan Ionescu hat alles vergessen, klopft mir auf die Schulter, stampft nervös mit dem Fuß, will mir etwas sagen, aber er zögert, hat Hemmungen, schaut zu Boden und, ohne mich anzublicken, sagt er endlich: „Sehr gut, Emilian, daß Sie gekommen sind.“

Man könnte glauben, daß er es ehrlich meint. Er trägt auch die Ausgehuniform mit dem Band des deutschen Eisernen Kreuzes im Knopfloch und hat den Krimschild am linken Arm angenäht. Er nimmt mich am Arm mit der Absicht, mir etwas ganz vertraulich mitzuteilen, allerdings in französischer Sprache und mit ganz leiser Stimme: „Noch einmal, vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Sie haben es wahrscheinlich erraten, worum es geht. An diesem Abend werden wir die ‚Boches‘ wegjagen ...“

Ich glaube, schlecht gehört zu haben. Mir saust es in den Ohren, und ich hefte meine Augen auf das EK-Band, daß er an seiner Uniform trägt. Dann, ohne noch ein Wort zu sagen, stürzt er in den Sitzungssaal und begibt sich auf die Richtertribüne. Noch aufgeregter, hochrot im Gesicht, donnert Oberst Dan Ionescu: „Außer den Abteilungskommandeuren und den Schwadronschefs verlassen alle anderen den Saal!“

Vor dem Oberst sitzt an einem kleinen Tisch, in der Rolle eines Gerichtsschreibers, Major Ioan Eugen. Neun Offiziere bilden das Publikum: die zwei Abteilungskommandeure und die sieben Schwadronschefs. Neben mir hat Oberleutnant Paunescu Platz genommen, der Chef der Schwere-Waffen-Schwadron.

Stillschweigen!

Im Stehen, mit beiden Händen an das Pult geklammert, als ob er die Bretter herausreißen möchte, beißt sich der Oberst auf die Lippen und bringt endlich einen Satz heraus: „Meine Herren, Rumänien hat die Weichen umgestellt ...“

Ein knackendes Geräusch. Major Ioan Eugen hat seinen Bleistift in zwei Teile zerbrochen, wirft sie weit in den Saal, um sich dann die Haare zu raufen.

Oberleutnant Paunescu schleudert heftig seinen Kommentar: *„Tsche Ruschine!“* (Was für eine Schande.)

Es ist so, als ob die Zimmerdecke über uns zusammengebrochen sei. Alles dreht sich um mich herum. Entfernte Erinnerungen, Bildnisse aus meiner Kindheit werden in einen Graben gekippt und damit all das, was danach gefolgt ist: die Belehrungen meiner Erzieher und Professoren über Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit, der Stolz, zu einer Nation zu gehören, all das, was ich als Student und als junger Rechtsanwalt mitgemacht habe, die Kämpfe, die ich geführt, und die Opfer, die ich gebracht habe, alles alles ...

Demnach sind unsere Kameraden umsonst gefallen: Smarandake, Gutza, Bakanu, Rittmeister Petit, Mihai Coliopol, Pistol, Take. Und du, Major Corbeanu, wofür hat man dich gekreuzigt, dir den Bauch aufgeschlitzt und mit Stroh vollgestopft? Und daß du von einem Panzer in zwei Teile gesägt wurdest, Oberstleutnant Cratero, das war auch umsonst? Und ihr alle, die Gefolterten, die Gemarterten, die ihr vor Kälte gestorben seid, und ihr, die ihr bis zur letzten Patrone gekämpft habt, was habt ihr zu diesem Ulk zu sagen?

Im Sitzungssaal werden Aufträge erteilt, der Oberst wendet sich sogar an mich, aber ich verstehe überhaupt kein Wort von allem, was er sagt. Ich bin wie betäubt und fühle mich wie in einer Versammlung von Gespenstern.

Wie ich hinauskomme, weiß ich nicht, aber auf einmal sehe ich mich in dem kleinen Park in der Mitte der Handpferde, der treuen, braven Kameraden, die sich immer für uns angestrengt haben und uns auf ihrem Rücken bis dorthin gebracht haben, wo Europa endet.

Das Gesicht, das die „Tzine-cals“ machen, beweist, daß die schreckliche, unglaubliche Nachricht die Mauern durchdrungen hat. Unter diesen Pferdehaltern ist einer, der den Ruf hat, allzu einfach

zu sein, ein sehr armer Bauernsohn mit rundem Gesicht, Bürstenhaarschnitt, niedriger Stirn, hochgewachsen wie eine Pappel, mager und knotig, dessen großen dunklen Augen Güte und Aufrichtigkeit ausstrahlen. Er heißt Surcica, was kleiner Span bedeutet.

Als ich in seine Nähe komme, schlägt Surcica, der die Zügel von sechs Pferden hält, die Hacken zusammen. „Steh bequem, Surcica, steh bequem! Sag mir, was denkst du über diese ganze Geschichte? Du kannst es mir ruhig sagen."

Ohne eine Sekunde zu zögern, antwortet Surcica, immer noch in Habtachtstellung, mir gerade in die Augen schauend: „Ich denke so, Herr Rittmeister, lieber mit einem ehrlichen Menschen verlieren, als mit einem Schurken gewinnen. Verzeihen Sie mir, Herr Rittmeister, wenn ich mich so ausdrücke, aber anders kann ich es nicht!"

Braver, einfacher Pferdehalter mit gesundem Bauernverstand, er ahnt nicht, daß seine Antwort den Ausschlag gibt für den wichtigsten Entschluß meines Lebens: Daß ich von nun an nicht mehr dem Oberst, den verräterischen Generälen und dem unbeholfenen, von skrupellosen Politikern manövrierten König, sondern ihm, Surcica, und seiner Gesinnung folgen werde.

Sein Urteil hat mich direkt ins Herz getroffen. Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Meine Soldatenehre heißt auch Treue. Ich kenne einen rumänischen General, der genauso denkt und bereit wäre, sich für die Bewahrung der Treue bis zur letzten Konsequenz an der Seite der Deutschen zu schlagen: Korne.

Ich werde mich unter seinen Befehl stellen. Aber wie soll ich ihn erreichen? Er steht irgendwo in der Moldau an der Spitze seiner Panzerdivision „Großrumänien". Wo? Die einzigen, die es wissen und an die ich mich wenden kann, sind die Deutschen. Sie wissen noch nicht, was vorgefallen ist. Also, ich muß zu den Deutschen, möglichst zu dem Chef der deutschen Militärmission in Rumänien ... Gleich ...

An einer Straßenecke, in der Nähe des Rathauses des III. Bezirkes, parken die Fahrzeuge der Stabsschwadron, deren Chef auch in „Urlaub" geschickt worden ist. Der einzige „Tatra"-Wagen, über den das Regiment noch verfügt, wird vom Unteroffizier Cazacu gefahren. Ich kenne ihn sehr gut, und auf ihn kann ich mich verlassen. Schnell zu ihm:

„Cazacu, finde irgendeinen Vorwand und fahre mich dorthin, wohin ich dir sagen werde. In zwanzig Minuten wirst du zurück sein. Es ist kein Befehl, den du durchführen mußt, sondern du tust mir einen Dienst. Wenn du nicht damit einverstanden bist, sage es mir."

„Ich bin vollkommen einverstanden und bereit, Sie zu fahren, wohin Sie wollen, Herr Rittmeister. Steigen Sie ein."

„Zum Hotel ‚Ambassador'!"

Dort sind die meisten deutschen Offiziere untergebracht, aber zwischen diesem Hotel und dem „Scala"-Kino befindet sich noch das Gebäude der mehrstöckigen Garage „Ciclop".

„Halt, Cazacu, ich steige aus."

„Viel Glück, Herr Rittmeister, vergessen Sie uns nicht ..."

Als erstes hole ich aus meiner Wohnung die neue, noch nie gebrauchte Maschinenpistole „Oritza" und auch zwei Lader dazu. Dann, so bewaffnet, melde ich mich bei der Wache des Hotels „Ambassador" und verlange dort, mit dem dienstältesten deutschen Offizier, der sich zur Zeit im Hause befindet, zu sprechen.

Ein Oberstleutnant der Luftwaffe meldet sich, der ein wenig erstaunt ist, mich mit der Maschinenpistole zu sehen. Um Zeit zu gewinnen, teile ich diesem deutschen Offizier ohne jede Einleitung mit: „Herr Oberstleutnant, ich habe eben den Befehl bekommen, mit meiner Schwadron bis Mitternacht alle Angehörigen der deutschen Luftwaffenkommandostelle in der Strada Ilfov gefangenzunehmen. Eine andere Schwadron ist vorgesehen, das gleiche bei der deutschen Abwehrdienststelle in der Strada Regala (Königsstraße) zu unternehmen. Bitte verständigen Sie Ihren Vorgesetzten, aber so rasch wie möglich, Herr Oberstleutnant!"

„Das ist ein starkes Stück! Kommen Sie, wir fahren sofort zu General Hansen, der sich jetzt in der Gesandtschaft befindet."

Unterwegs können wir feststellen, daß die Stadt wie gewöhnlich verdunkelt ist. Keine Truppenbewegungen und keine Polizeiverstärkungen. Nur einzelne Fußgänger, die ruhig und gelassen ihres Weges gehen. Auch um die Gesandtschaft herum ist nichts Besonderes zu bemerken, nur drinnen bietet sich unseren Augen ein außergewöhnliches Spektakel. Der Empfangssaal ist vollgestopft: Frauen im schicken Abendkleid, vornehme Herren im dunklen Anzug, Offiziere in Sommeruniform und Journalisten. Unter den letzteren glaube ich Alfred Coulin und Georg Mergl zu erkennen. Auffallend viele rumänische Offiziere mit ihren Frauen, darunter auch der mir gut bekannte Oberstleutnant Proca, der lange Zeit Stellvertreter des rumänischen Militärattachés in Berlin gewesen ist. Gäste und Gastgeber sind bei bester Laune. Es wird Sekt serviert.

Mein Begleiter bringt mich zu General Hansen, der die Stirn runzelt, als er meine Maschinenpistole sieht, sonst ist er genauso unbefangen wie die anderen, die sich dort befinden. Ich sage ihm, wer ich bin, welcher Einheit ich angehöre und daß ich — trotz der Tatsache, daß ich mich bereits in Urlaub befinde — einen Auftrag bekommen habe, gemäß welchem alle Offiziere der Kommandostelle der deutschen Luftwaffe in der Strada Ilfov bis Mitternacht gefangengenommen werden sollen.

Der General hört mir sehr aufmerksam zu, und mit finsterem Gesicht stellt er mir die Frage: „Sind Sie sich darüber im klaren, was Sie mir da gesagt haben? Sind Sie sicher?"

„Jawohl, Herr General, absolut sicher!"

„Ich danke Ihnen. Kommen Sie bitte mit mir, um den Herrn Gesandten zu verständigen."

Dessen Arbeitszimmer befindet sich gleich links vom Eingang zum Empfangssaal. Rings um seinen Tisch stehen Männer mit besorgten Mienen. Hier herrscht keine Gelassenheit, und man spürt sofort, daß die Anwesenden im Begriff sind, wichtige Beschlüsse zu fassen.

Trotz seines angespannten Gesichts ist Gesandter von Killinger nicht aufgeregt, sondern äußerlich ruhig. Als ich auch ihm vortrage, was ich vorher schon zweimal gesagt habe, bemerkt der Gesandte, sich zu General Hansen wendend, mit betontem Ärger: „Von solchen Maßnahmen hat uns jedoch der König nichts gesagt . . ." Dann, sich zu mir wendend: „Und Sie, was wollen Sie jetzt machen?"

„Ich werde Sie bitten, mir die Möglichkeit zu geben, General Korne zu erreichen, weil ich sicher bin, daß dieser rumänische General etwas gegen die Verschwörerclique unternehmen wird."

Mit den Augen sucht von Killinger jemanden und sagt einem großen, schlanken und sehr sympathischen SS-Brigadeführer: „Hoffmeyer, bitte sorgen Sie dafür, daß der Wunsch des Rittmeisters erfüllt wird."

Dieser ruft einen genauso hochgewachsenen, aber beleibten SS-Obersturmbannführer zu sich. Beide kommen zu mir, und Hoffmeyer sagt, mir kameradschaftlich auf die Schulter klopfend, zufrieden: „Das haben Sie gut gemacht. Wir werden die Sache schon in Ordnung bringen. Jetzt gehen wir!"

Der Wagen des Brigadeführers fährt uns in den Jianu-Park, wo er vor einer Villa nicht mehr als zwei Minuten haltmacht, die Zeit,

die Hoffmeyer braucht, um einen Koffer und eine Aktentasche herauszuholen. Die Fahrt geht weiter über die Chaussee Kisselef. Gleich beim Eingang von Baneasa ist ein rumänischer Hauptmann schon dabei, mit seiner Kompanie eine Straßensperre zu bilden. Wir werden nicht angehalten. Im Gegenteil, der Hauptmann macht uns Zeichen weiterzufahren. So können wir ungehindert das Waldlager I links von der Nationalstraße, die über Otopeni nach Ploesti führt, erreichen, in dem eine gewisse Aufregung herrscht.

In diesem Waldlager befinden sich die Unterkünfte einer Einheit der Luftnachrichten-Truppe und des Personals der rückwärtigen Dienste des Heeres, ein Verpflegungs- und Bekleidungsdepot, ein Heim für Nachrichtenhelferinnen sowie der Rundfunkaufnahmeraum des Soldatensenders „Ilse II".

Es sieht so aus, als ob Hoffmeyer den Auftrag bekommen hat, Bukarest zu besetzen und eine neue, bündnistreue rumänische Regierung einzusetzen. Mit den Kräften, die in diesem Waldlager vorhanden sind, kann er einen solchen Auftrag niemals durchführen. In einer Baracke hat er seinen Gefechtsstand eingerichtet, von wo aus er Befehle erteilt und in der Eile eine Kampfgruppe auf die Beine stellt, er wartet jedoch auf die Verstärkungen, die aus dem Raum Ploesti kommen sollen.

So vollbeschäftigt, wie er ist, will ich den Brigadeführer Hoffmeyer nicht gleich an das Versprechen erinnern, mich zu General Korne bringen zu lassen, aber ich wage es, ihn um etwas anderes zu bitten, nämlich vom Sender „Ilse II" einen Aufruf an das rumänische Volk richten zu dürfen.

Begeistert von meinem Vorschlag, bringt mich Hoffmeyer selber dorthin und meldet mein Auftreten an, während ich einige Stichworte auf ein Blatt Papier kritzele, denn ich werde frei sprechen. Es ist soweit, die Übertragung von Schallplattenmusik wird unterbrochen, und, ohne daß der Ansager ankündigt, was jetzt folgen wird, trete ich ans Mikrophon und ergreife das Wort:

„Hier spricht Rittmeister Emilian, ein rumänischer Soldat, im Namen von vielen seiner Kameraden, im Namen derjenigen, die sich geopfert haben, um dieses Land zu schützen und die Freiheit des Volkes zu sichern.

Rumänen! Man hat euch verraten und eurem traditionellen Feind und dem Feind eurer Freiheit ausgeliefert, dem Weltkommunismus.

Wortbrüchige Offiziere haben mit Gewalt die Macht ergriffen. Von Leuten, die ihr Wort nicht gehalten haben, habt ihr nichts Gu-

tes zu erwarten. Es sind abscheuliche Abenteurer, die nur Verachtung haben für alles, was eure Brüder, eure Ehemänner, eure Kinder im Osten geleistet haben, in treuer Erfüllung ihrer Pflicht und um die bolschewistische Gefahr von der Heimat fernzuhalten. Um hoch zu kommen und mit Orden geschmückt zu werden, haben die Verschwörer von heute nicht gezaudert, die Soldaten, die unter ihrem Befehl standen, für nichts zu opfern.

Jetzt wollen sie euch alle für den Sieg des Bolschewismus opfern!

Mit diesen Verrätern haben sich politische Schwätzer, die Hofkamarilla eines unbeholfenen und willenlosen Königs sowie Elemente, die mit dem rumänischen Volk nicht das geringste gemeinsam haben, abgefunden. Nur unsere Feinde, alle unsere Feinde, freuen sich über den Putsch. Die Rumänen sehen ihm mit Tränen in den Augen entgegen.

Rumänen! Wehrt euch gegen die Roten, bevor es zu spät ist!

Unsere Aufgabe ist sehr einfach, nämlich den Kampf für die Unabhängigkeit des Landes und für die Freiheit des Volkes fortzusetzen. Jede Schwäche, jede Verzögerung wird aus euch die Sklaven Moskaus und der roten Tyrannen machen. Treu bleiben bedeutet frei bleiben.

Es lebe Rumänien!“

Ich habe mit tiefer, gemütserregter Überzeugung gesprochen, aber ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich mit dieser kurzen Ansprache alle Brücken hinter mir abgebrochen habe. Wenn alles schiefgeht und ich in die Hände von Damaceanu gerate, dann wird er mich sicher an die Wand stellen ...

Inzwischen sind die ersten Flakbatterien aus Ploesti angekommen. Erstaunlicherweise besteht die Bedienungsmannschaft einer dieser Batterien sowohl aus Deutschen als auch Rumänen.

Hier im Norden von Bukarest verschanzen sich die Deutschen in einer Art Igelstellung, in deren Mitte die Ortschaften Otopeni und Tunari liegen, die Verbindung mit Ploesti bleibt während der ganzen Nacht bestehen.

Bevor es hell wird, suchen einige rumänische Offiziere Zuflucht im Waldlager. Von diesen erfahre ich, daß mein Aufruf von allen gehört worden ist und an der Seite von Damaceanu beim Stab des Militärkommandos von Bukarest in der Villa Brancoveanu jetzt auch der berüchtigte Kominformagent Emil Bodnaras steht, der unter dem Decknamen „Ceausu“, umgeben von einer Schar von bewaffneten Zivilisten, der eigentliche Operationsleiter ist.

Als ich einen Major nach der Stimmung der Bukarester Bevölkerung frage, antwortet er mir: „Die Bukarester glauben fest, daß die Deutschen hart zurückschlagen, die Putschisten bestrafen, Marschall Antonescu befreien und die Ordnung wiederherstellen werden. Die Bukarester erhoffen alles von den Deutschen und möchten, daß sie bald kommen ...“

Komisches Volk, diese Bukarester! Am Vorabend haben sie auf die Anglo-Amerikaner gewartet, jetzt wünschen sie, daß die Deutschen zurückkommen. Das Gesindel, das schon angefangen hat, die Zähne zu zeigen, hat diese unbeständigen Bukarester erschreckt. Leider ein bißchen zu spät.

Die Fernsprechverbindungen mit den deutschen Dienststellen, die in der Stadt selbst von rumänischen Truppen umzingelt sind, funktionieren noch. Ein Anruf von einer solchen deutschen Dienststelle bringt Hoffmeyer die erschütternde Nachricht, daß Punkt 04.00 Uhr die rumänischen Truppen alle deutschen Objekte unter Feuer genommen haben und bei der Militärakademie, Chaussee Panduri, und in der Strada Ilfov, wo die deutsche Luftwaffenkommandostelle untergebracht ist, heftige Kämpfe entstanden sind.

Für mich hat diese Nachricht die Wirkung eines Donnerschlages, denn ich weiß genau, daß für die Eroberung beider Objekte Kameraden aus unserem Regiment, darunter auch meine eigene Schwadron, eingesetzt werden. Es ist kaum zu fassen, daß Soldaten, die die Katastrophe in der Kalmückensteppe überlebt haben, jetzt auf dem Pflaster der Straßen von Bukarest sterben müssen, auf Befehl von Verrätern und gegen die Deutschen, die mehr als drei Jahre lang unsere Waffenbrüder gewesen sind.

Ohne Infanteriedeckung vom Südrand des Waldes von Baneasa vorstoßend, versuchen zwei deutsche Flakbatterien, den Weg nach Bukarest freizukämpfen. An der Brücke, die knapp vor dem Eingang der Stadt liegt, geraten die beiden Batterien unter starken Feuerbeschuß. Der Versuch scheitert. Dagegen gelingt es anderen deutschen Flakbatterien, nordwestlich von Otopeni vorzustoßen und die Verbindung mit einer kleinen deutschen Einheit der Luftnachrichten-Truppe herzustellen. Als Folge dieser Aktion bleibt eine Batterie des rumänischen Flakregiments 9, deren Stellung sich nördlich des Dorfes Odaile befindet, eingeschlossen und verhält sich, wenigstens vorläufig, ganz neutral.

Unter dem Vorwand, daß er damit einverstanden ist, den Befehl zur Einstellung der Kampfhandlungen zu geben, gelingt es General

Gerstenberg, dem Chef der Luftwaffenmission in Rumänien, in Begleitung von zwei rumänischen Offizieren ins Waldlager zu kommen. Es ist ganz in Ordnung, daß General Gerstenberg sich einer solchen List bedient hat, um seine Handlungsfreiheit wiederzugewinnen.

Die beiden rumänischen Offiziere, darunter der Oberst im Generalstab S . . . escu, scheinen von vornherein gewußt zu haben, daß sie auch im Waldlager bleiben werden.

Schlimm ist dagegen, daß man einer Stuka-Staffel befohlen hat, die Stadtmitte von Bukarest zu bombardieren. Die deutsche Führung hat damit einen Fehler begangen, der sie viele Sympathien innerhalb der Bevölkerung kostet, zögernde rumänische Kommandeure zum Handeln bewegt und der neuen rumänischen Regierung den Vorwand liefert, Deutschland nun offiziell den Krieg zu erklären.

Am nächsten Vormittag zeigt sich, auf dringendes Ersuchen der neuen Machthaber in Bukarest, ein Geschwader von amerikanischen „Liberators“ am Himmel, um den deutschen Widerstand nördlich der Hauptstadt zu brechen. Ihr Bombenteppich verfehlt den großen Flugplatz von Otopeni, vernichtet einen Teil des gleichnamigen Waldes, zerstört nur ein paar deutsche Baracken, fällt aber mit seiner ganzen Wucht auf zwei rumänische Rekrutenbataillone der Infanterieregimenter 27 und 35, die auf diese Weise buchstäblich massakriert werden. So wirkt sich die einzige militärische Hilfe der Amerikaner aus, von denen die Putschisten erwartet haben, daß sie gleich drei Luftlandetruppen-Brigaden nach Rumänien schicken werden.

Der Angriff, der von einem aus Targoviste herbeigebrachten rumänischen motorisierten Infanterieregiment zur Eroberung des Flugplatzes von Otopeni unternommen wird, kann von dem Bodenpersonal, von Feuerwehrleuten und von den zu ihrer Unterstützung eingesetzten Flakbatterien abgewehrt werden. Der Flugplatz bleibt in deutscher Hand, die Verstärkungen, die auf seinem Rollfeld landen sollen, bleiben allerdings aus.

Zur Entlastung der im Kessel ringenden Deutschen kommen auf dem Luftweg nur General Stachel, der als Spezialist für den Ausbruch aus Igelstellungen gilt, und ein kaum zweihundert Mann starkes Fallschirmjägerbataillon, das aus Bosnien herausgeholt worden ist. Mit ihrem schneidigen, dynamischen und sehr jungen Major an der Spitze gelingt es diesen Fallschirmjägern, den Ring um die

beiden Waldlager und die Gardepionierkaserne von Otopeni erheblich auszudehnen. Ich denke, wenn statt dieser zweihundert nur tausend solcher „Grünen Teufel“ gekommen wären, dann wäre die Zurückeroberung von Bukarest in einem einzigen Zug durchgeführt worden.

Das Fatum will aber anders: Die drei deutschen Generäle entschließen sich, in der Nacht vom 27. auf den 28. August den Kessel zu durchbrechen und den Weg in Richtung Buzau freizukämpfen.

Eine fast fünf Kilometer lange, sehr bunte Kolonne, in der sich Zugmaschinen der Flak, Autobusse, Sankas mit Verwundeten und mit Angehörigen der Luftwaffe, Luftwaffenhelferinnen, Zahlmeistern, Schreibern usw. vollgestopfte Lastkraftwagen mischen, setzt sich in Bewegung. Mit ihrem Major an der Spitze bildet eine Hälfte des Fallschirmjägerbataillons die Vorhut, in kurzem Abstand gefolgt vom „Horch“-Wagen des Generals Gerstenberg, in dem auch General Stachel sowie der Dolmetscher G., ein Rumäniendeutscher, der die Uniform eines Flakmajors angezogen hat, sitzen. In einem zweiten Pkw haben Brigadeführer Hoffmeyer und ich Platz genommen. Auf den Rat von Hoffmeyer habe ich über meine rumänische Uniform den Regenmantel eines deutschen Majors angezogen und trage auch eine deutsche Feldmütze.

Die erste rumänische Sperre wird ohne Zwischenfall passiert, ohne daß ein einziger Schuß abgefeuert wird.

Die Sonne geht jetzt auf, und es wird wieder so heiß werden, wie in den letzten Tagen. Auf dem Weg in Richtung der Hauptstraße Bukarest—Urziceni—Buzau begegnen wir ziemlich vielen rumänischen Soldaten und Offizieren, die uns allem Anschein nach nicht feindlich gesinnt sind. Einige davon winken der vorbeifahrenden Kolonne freundlich zu.

Kurz bevor wir die Hauptstraße erreichen, kommt uns ein rumänisches Kraftrad mit Beiwagen entgegen. Aus dem Beiwagen steigt Major i. G. O. aus, ein Freund aus der Kinderzeit. Wir schauen uns beide in die Augen, aber wir tun so, als ob wir uns nicht kennen. Major O. gehört dem Stab des I. rumänischen Fliegerkorps an, das in der kleinen Ortschaft Sindrilitza Quartier bezogen hat. Er wird von seinem Kommandierenden General, Emanoil Ionescu, geschickt, um sich über das Marschziel der deutschen Generäle und über ihre Absichten zu erkundigen.

Durch Dolmetscher G., der fließend und ohne fremden Akzent Rumänisch spricht, läßt General Gerstenberg sagen, daß er mit Ge-

neral Emanoil Ionescu persönlich sprechen möchte. Darauf fährt der rumänische Major O. nach Sindrilitza zurück, meldet seinem General diesen Wunsch, kommt nach einer halben Stunde zurück und teilt mit, daß General Ionescu damit einverstanden sei, mit General Gerstenberg zu sprechen.

Von Brigadeführer Hoffmeyer, General Stachel und dem Dolmetscher begleitet, fährt General Gerstenberg nach Sindrilitza, wo der rumänische General angeblich in der dortigen Volksschule auf die deutschen Generäle wartet.

Nach ihrer Ankunft in der Volksschule und nachdem man ihnen Kaffee serviert hat, betritt an Stelle von General Ionescu der Gendarmerie-Oberstleutnant Romulus Scriban den Raum. Da dieser gut Deutsch spricht, ist sicher, daß er geschickt wird, um ein weiteres Gespräch zwischen Major O. und den deutschen Generälen zu verhindern.

General Emanoil Ionescu läßt lange auf sich warten, doch schließlich erscheint er. Er trägt nicht mehr das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und reicht General Gerstenberg, obwohl er ihn sehr gut kennt, nicht die Hand.

Betont kühl erklärt er, daß er nicht die Absicht habe, die Deutschen gefangenzunehmen, sondern sie nach Buzau, wo sich immer noch das deutsche Fliegerkorps I befindet, weiterfahren lasse. Er fügt aber hinzu, daß die Deutschen Nebenstraßen benutzen müssen, weil die Hauptstraße über Urziceni von rumänischen Militärkolonnen, die sich aus der Moldau zurückziehen, gebraucht werde. Ein rumänischer Gendarmerie-Wachtmeister, der die Gegend gut kenne, werde die deutsche Kolonne auf diesen Nebenstraßen und Feldwegen führen . . .

Major O., mein Jugendfreund, der genau weiß, daß General Emanoil Ionescu vom rumänischen Generalstab angewiesen worden ist, einen solchen Vorschlag zu machen, um Zeit zu gewinnen, bis die notwendigen Kräfte herangezogen werden können, um die Übergabe der Deutschen zu erzwingen, will dem Dolmetscher zu verstehen geben, daß sie diesem Vorschlag nicht folgen dürfen. Er tritt dem Dolmetscher mehrmals auf den Fuß, dieser versteht das Zeichen nicht und entschuldigt sich ständig mit „Pardon".

Der Vorschlag wird angenommen, die Fahrt geht weiter, auf Umwegen und schlechten Straßen, in verlangsamtem Tempo. In Caldarusani geben weinende Frauen den deutschen Soldaten Obst und frisches Brot. Am Straßenrand stehende alte Bauern sagen

mehrmals, mit dem Kopf schüttelnd: *„Ne-au vandut bojerii!"* (Die Bojaren haben uns verkauft.)

Sie kennen also die Verschwörerclique, die aus Leuten der höheren, wohlhabenden Schicht besteht*.

Am Spätnachmittag erreicht die Kolonne die große Landgemeinde Gherghitza, die am Südufer des Prahova-Flusses liegt. Nur eine Brücke trennt Gherghitza von Draganesti, wo General Steflea, der seit dem 15. August den Oberbefehl über die 4. rumänische Armee ausübt, seinen provisorischen Gefechtsstand errichtet hat.

Die Brücke über den Prahova-Fluß ist von rumänischen Gendarmen besetzt, und links und rechts dieser Brücke sieht man deutlich, wie rumänische Infanterie in Stellung geht.

General Gerstenberg versucht erneut zu verhandeln. Von General Stachel und dem Dolmetscher begleitet, fährt er mit seinem Wagen bis zur Brücke und verständigt den dort befindlichen rumänischen Gendarmerieoffizier, daß er mit General Steflea sprechen möchte.

Gerstenberg und seine Begleiter werden zu einem Haus am Ortsrand geleitet, das schon vorher von Gendarmen umzingelt wurde, aber so, daß man nichts davon merkte. Ein Offizier des Stabes der 4. Armee, Oberst Dragomir, kommt ins Haus und teilt den beiden deutschen Generälen mit, daß General Steflea nichts mit ihnen zu besprechen habe und daß er sie zur sofortigen Übergabe auffordere.

General Gerstenberg bezieht sich auf das Versprechen von General Emanoil Ionescu und verlangt, daß man die deutsche Kolonne nach Buzau weiterfahren läßt.

Von draußen hört man das Kommando *„Gata!"* (Fertig). In diesem Augenblick stürzen mit Maschinenpistolen bewaffnete Gendarmen, darunter ein Oberleutnant, ins Haus, werfen General Gerstenberg zu Boden und entwaffnen ihn. Das gleiche geschieht mit seinen beiden Begleitern**. Was danach passiert, ist nur anzunehmen . . .

* Oberst Dumitru Damaceanu war der Sohn eines Großgrundbesitzers und besaß selber ein Weingut bei Tecuci. General Racovitza, General Steflea und die Angehörigen der Hofkamarilla waren alle sehr reiche Leute.

** Dieses Unternehmen wurde vorbereitet und persönlich von Oberst i. G. Vatamanu, dem Ia der 4. rumänischen Armee, durchgeführt, der es vorgezogen hatte, bis zum Schluß versteckt zu bleiben. Vatamanu und General Steflea kannten General Gerstenberg sehr gut, und es war ihnen äußerst peinlich, unter solchen Umständen ihr Gesicht, ihr wahres Gesicht, zu zeigen.

Als es dunkel wird, kommt ein rumänischer Parlamentarier zu Brigadeführer Hoffmeyer, der ihm auf einem Papierzettel den Befehl zur Übergabe, von General Gerstenberg unterzeichnet, bringt.

Ich stehe neben Hoffmeyer und werde nie vergessen, wie er mehrmals den Zettel liest und mit erstickter Stimme sagt: „Es ist aus! Wir werden bei den Iwans Steine klopfen, aber ich mache mir Sorgen, was mit dir geschehen wird. Du mußt entkommen."

Mir geht es kalt über den Rücken, und Schweißtropfen fließen über meine Stirn. Ich sehe mich schon vor dem Hinrichtungszug. Trotzdem nehme ich mich zusammen und zerbreche mir dauernd den Kopf darüber, welche Lösung auch nur eine geringe Chance haben kann. Hoffmeyer kommt mir zu Hilfe, indem er mir vorschlägt, mich in einen Verwundetentransport einzuschleichen, für den noch die Möglichkeit besteht, daß man ihn weiterfahren lassen wird.

Ein Stabsarzt umwickelt meinen Kopf mit einem alten, weggeworfenen, ekelhaften und mit Blut befleckten Verband. Den Regenmantel des Majors tausche ich gegen den Mantel eines einfachen Landsers. Auf diese Weise verkleidet, steige ich in einen offenen Lkw, wo echte Verwundete auf Tragbahren liegen und ein Sanitäter Platz genommen hat, der über meine Identität nicht in Kenntnis gesetzt wird.

Der Verwundetentransport bildet sich ziemlich langsam und setzt sich erst kurz vor Mitternacht in Bewegung. Die Fahrt geht nach Westen über zwei Dörfer, die mir gut bekannt sind, mitten durch den schönen, dichten Wald von Potigraful.

Ich sehe die Verwundeten auf den Tragbahren, den ermüdeten und schläfrigen Sanitäter, das Dickicht der Büsche und stelle mir selber die Frage, ob es richtig ist, mich auf eine solche Weise aus dem Staube zu machen. Soll ich meine eigene Haut retten und auf alles verzichten, was mir an diesem Land, an diesem Volk wert ist, meine Kameraden, die Kalaraschen, denen ich versprochen habe, daß ich sie nie verlassen werde?

Ich denke, daß ich sicher nicht der einzige rumänische Offizier bin, der sich den Verrätern nicht anschließen wird und nicht gewillt ist, das sowjetische Joch zu akzeptieren. Ist es nicht ehrenwerter, alles zu riskieren, um den Kampf hier im Lande weiterzuführen, gemeinsam mit Kameraden, die sicherlich früher oder später mit Unterstützung der Bauernschaft eine Untergrundbewegung organisieren werden?

Die Kolonne kommt aus dem Wald heraus und verlangsamt bei einer Straßenbiegung das Tempo. In diesem Augenblick springe ich vom Wagen und laufe in ein Maisfeld hinein. Mit erschreckter Stimme höre ich den Sanitäter rufen: „Mensch, bist du verrückt! Komm zurück!"

Das Brausen der Motoren der nachfolgenden Wagen erstickt die Stimme. In wenigen Minuten verstummt auch das Motorengebrumm, dann wird alles still. Mehr als drei Meter hohe Maisstengel beiseite schiebend, marschiere ich weiter in südlicher Richtung, bis ich völlig ermüdet bin. Hier kann mich niemand finden! Ich lege mich nieder, stütze den Kopf, den ich vom mit Blut befleckten Verband befreit habe, auf einen Kürbis und versinke in tiefen, traumlosen Schlaf.

Als ich aufwache, ist die Sonne schon aufgegangen. Ich ziehe den neuen, schönen Waffenrock aus und lasse ihn und den Mantel an verschiedenen Orten liegen, und nur in Hemd, Reithosen und Stiefeln mache ich mich auf den Weg zur Erkundung. Weit und breit bewegt sich nichts. Ein Feldweg trennt das Maisfeld von einem Stoppelfeld, das bis zu einer Kreuzung reicht, wo die Balancierstange eines Ziehbrunnens nach unten gezogen wird. Es ist also jemand dort: ein junger Mann, der sein Fahrrad an der Tränke angelehnt hat, um Wasser aus dem Schöpfeimer trinken zu können.

Ich gehe zu ihm. Wir sagen uns gegenseitig „Guten Morgen". Der junge Mann sieht meine Stiefel an, schüttelt den Kopf, trinkt noch einen Schluck Wasser. Er ist sympathisch, entschlossen, und in seinen intelligenten Augen ist zu lesen, daß er begriffen hat, was mit mir los ist und was ich zu unternehmen gedenke. Ohne mich etwas zu fragen und um das Eis zu brechen, glaubt er, daß es besser ist, sich selber vorzustellen.

Er ist Student der TH von Bukarest, wo zur Zeit die Kommilitonen auch militärisch ausgebildet werden, und demzufolge gehört er der Batterie der Reserveoffiziersanwärter der Artillerie an. Mit drei seiner Kollegen hat er sich entschlossen, zuerst das Bergland bei Valenii de Munte zu erreichen, um dort in den Untergrund zu gehen oder sich den zurückziehenden deutschen Einheiten anzuschließen. Seine Kollegen sind schon zwei Stunden vor ihm abgefahren, aber sie müssen Umwege benutzen, weil die Deutschen bei Brazi, das ist zwölf Kilometer südlich von Ploesti, noch Widerstand leisten und die Straßen deshalb gesperrt sind. Was Bukarest betrifft, werden

alle Zufahrtsstraßen von Gendarmen kontrolliert. Es sind auch einige Trupps von bewaffneten Zivilisten aufgetaucht, die eine Armbinde in den rumänischen Farben tragen und sich *„Apararea Patriotica“* (Patriotische Wehr) nennen. Das übelste Gesindel, das man sich vorstellen kann . . .

Seine offenen, frisch von der Leber weg gesprochenen Worte, das Vertrauen, das er mir von Anfang an geschenkt hat, schließen vollkommen aus, daß er nicht aufrichtig ist. Ich glaube ihm!

Mein ganzes Geheimnis kann ich allerdings nicht lüften, ich sage ihm trotzdem, daß ich dasselbe tun werde, was er und seine zwei Freunde vorhaben, daß ich mich aber vorerst noch einmal nach Bukarest begeben muß. Da ich die Gegend sehr gut kenne und unter den Bauern viele politische Freunde habe, möchte ich noch im Laufe des Vormittags einen Vertrauensmann erreichen, der in einem dem Bahnhof von Peris naheliegenden Dorfe wohnt.

Der junge Mann hört mir zu und erwidert: „Sie müssen sehr vorsichtig sein bei der Überquerung der Hauptstraße bei Ciolpani. Am besten gehe ich mit, wenigstens bis Sie aus der Gefahrenzone heraus sind.“

Gesagt getan, obwohl ihn das viel Zeit kosten wird, aber er macht es mit der Selbstverständlichkeit eines Menschen, in dessen Herzen die Flamme eines Ideals brennt.

Er fährt mit seinem Rad voran, beobachtet eine Zeitlang die Hauptstraße, dann gibt er mir ein Zeichen, daß ich sie überqueren kann. Er begleitet mich ein weiteres Stück, dann bedanke ich mich herzlichst bei ihm, und wir nehmen Abschied, jeder seinen eigenen Weg weiter verfolgend.

Mein Bauer, der zweimal in Rußland verwundet und nach der Genesung aus der Armee entlassen wurde, ist ziemlich erschrocken, als er mich so notdürftig bekleidet sieht, aber er erklärt sofort seine Hilfsbereitschaft. Während seine Frau in der Eile ein Essen vorbereitet, bei dem der obligate „Mamaliga“ mit Schafkäse nicht fehlt, macht er sich auf den Weg zum Bahnhof Peris, um sich zu erkundigen, ob überhaupt noch Züge nach Bukarest fahren. Er kommt mit der Nachricht zurück, daß am nächsten Morgen um 06.00 Uhr ein Arbeiterzug bis Chitila fahren wird. Auch das wäre gut, denn von Chitila bis zur nächsten Bukarester Straßenbahnhaltestelle ist es gar nicht weit.

Ausgeruht, gewaschen, frisch rasiert und mit einer gestrickten Jacke ausgestattet, die mein Räuberzivil noch eindrucksvoller macht,

begebe ich mich zum Bahnhof und steige in den Arbeiterzug ein, der nur aus vier Plattformwagen besteht. Ob man Bahnarbeiter ist oder nicht, kontrolliert niemand, so daß die Fahrt bis Chitila reibungslos vor sich geht.

Aber was für ein Bild der Verwirrung, der Auflösung, der totalen Katastrophe bietet sich hier meinen Augen. Auf dem Bahnsteig, auf den Gleisen, auf denen kein Zug mehr fährt, auf dem Bahnhofsplatz und in der ganzen Umgebung bis zur Straße nach Bukarest wimmelt es von versprengten, davongelaufenen, halb verhungerten, teilweise auch recht bunt bekleideten rumänischen Soldaten, die die Zivilisten herumstoßen und auf irgendeinen Zug warten, der sie in ihre Heimatorte bringen soll.

Diese Soldaten verbreiten eine wahnsinnige Panik: „Rettet euch, bevor es zu spät ist. Versteckt euch in den Feldern . . . Die Russen kommen . . . Sie plündern alles und vergewaltigen alle Frauen, Mädchen und Großmütter. Wer versucht, sie daran zu hindern, wird auf der Stelle niedergeknallt. Rettet euch, versteckt euch . . . Es ist das Ende der Welt . . .“

In diesem unbeschreiblichen Gewimmel entdecke ich am Steuer eines kleinen Lieferwagens einen alten Kampfgefährten aus der Zeit, als ich die Führung der L.A.N.C.-Jugend im Raum Bukarest innehatte. Es ist V., der jetzt die Uniform eines Unteroffiziers der Grenzjäger trägt und mich auch gleich erkennt. V. hat meine Ansprache im Rundfunk gehört, so daß er über meine Lage vollkommen im Bilde ist. Mit seinem Lieferwagen, der eigentlich einer Dienststelle der Grenztruppe gehört, können wir die Sperre passieren und bis zur Wohnung meiner Mutter fahren. Bevor wir uns trennen, verspricht er mir, daß er am nächsten Tag dorthin kommen und mir alles, was ich brauche, bringen werde . . .

Es ist der 1. September 1944, der Tag, an dem die Sowjets ihren Einzug in Bukarest vollziehen wollen, und als ersten Verband schicken sie zu diesem Zweck eine aus Überläufern, erpreßten Kriegsgefangenen und einigen Altkommunisten, die sich vor Jahren in die Sowjetunion abgesetzt haben und dort auch entsprechend geschult worden sind, zusammengestellte „rumänische“ Division, der man den Namen „Tudor Vladimirescu“ gegeben hat, den Namen eines Freiheitskämpfers von 1821.

Vom Balkon der Wohnung meiner Mutter auf dem Rosetti-Platz sehe ich mir das „triumphale“ Vorbeifahren der Wagenkolonnen der Eidbrüchigen und der Verräter an. Ihre Offiziere tragen noch

rumänische Uniformen, jedoch sowjetische Feldmützen als Kopfbedeckung. Die Mannschaft aber ist kaum von den sowjetischen Soldaten zu unterscheiden.

An der Spitze der Kolonne, in einem Jeep, haben der Kommandeur der Division und sein Ia, der bei den Sowjets auch als Stabschef bezeichnet wird, Platz genommen: Oberst Cambrea, ein ehemaliger Generalstabsoffizier, und Oberstleutnant Otto Haupt, ein Rumäniendeutscher, Sohn eines Landgerichtspräsidenten, der, nach Lage der Dinge, seinen deutschen Vornamen Otto mit dem rumänischen Namen Mircea vertauscht hat.

In dem nächsten Wagen, neben einem rumänischen Offizier, sitzt jemand, der die Uniform eines sowjetischen Obersten trägt, doch bei aufmerksamer Betrachtung komme ich zu der Feststellung, daß der sowjetische Oberst gar kein Mann ist, sondern eine Frau, Anna Pauker, geborene Rabinsohn, kommunistische Vorkämpferin, die das Vertrauen von Stalin gewonnen hat, nachdem sie ihren eigenen Ehemann wegen Trotzkismus denunziert und ihn damit an den Galgen gebracht hat.

Auf dem Bürgersteig sehen sich nicht allzu viele Leute, die sich angesammelt haben, etwas erschreckt und stumm diese eigenartige Parade an, als ob sie schon ahnen, daß die vorbeiziehende Gesellschaft die zukünftige Exekutive eines totalitären, kommunistischen Staates sein wird. Armes, unglückliches Rumänien . . . !

Wie versprochen, kommt V. frühmorgens zu mir, nicht mit dem Lieferwagen, sondern mit der Straßenbahn, und bringt mir in einem Rucksack die komplette Uniform eines Unteroffiziers der Grenzjäger samt Stahlhelm und Dienstpistole, und er hat noch etwas mitgebracht: einen mit allen Stempeln und Unterschriften versehenen Marschbefehl, gemäß welchem der Inhaber sich nach Turda zu einem Bataillon der Grenztruppe zu begeben hat, wohin er abkommandiert worden ist.

Ich ziehe die Sachen an, stecke den Marschbefehl in die Brusttasche, die Zivilkleidung in den Rucksack und mache mich bereit für ein neues Abenteuer, in einer neuen Verkleidung, die nicht die letzte sein wird.

Beim Abschied unterdrückt meine Mutter tapfer ihre Erregung. Ob ich sie noch einmal sehen werde? . . .

V. ist entschlossen, mich mindestens vierundzwanzig Stunden zu begleiten. Die Kontrolle am Stadtausgang überstehen wir mit Erfolg. Unsere Papiere sind in Ordnung, und wir bekommen sogar Auskunft, wie wir die Reise nach Turda durchführen können. Wir müssen zum Bahnhof Baldana, denn nur dort besteht die Möglichkeit, einen Zug in Richtung Siebenbürgen über den Rotenturmpaß zu bekommen. Baldana liegt aber dreißig Kilometer nordwestlich von Bukarest, und eine direkte Straße bis dorthin gibt es nicht. Also geht es zu Fuß weiter.

Nach ungefähr sechs Kilometer Marsch kommen wir in den Strudel der sich von Osten nach Westen zurückziehenden Reste der rumänischen Truppen, die an der Moldaufront eingesetzt waren, Fußvolk in Gruppen, einzelne Artilleristen, die auf Zugpferden reiten, und Troßkolonnen, deren Fuhrwagen mit Soldaten und Flüchtlingen vollbeladen sind. Nach Westen, das ist auch unser Ziel, um Baldana zu erreichen.

Wir melden uns bei einem Troßfeldwebel und bitten ihn, uns zu gestatten, auch in einem seiner Fuhrwagen Platz zu nehmen. Ein wenig murrend, ein wenig schmunzelnd, genehmigt er es.

Unsere neuen Reisegenossen bestätigen alles, was uns vor drei Tagen in Chitila erzählt worden ist. Die Russen plündern, vergewaltigen, töten und nehmen, auch nach dem sogenannten Waffenstillstand, Angehörige der rumänischen Armee gefangen*.

„Den Offizieren nehmen sie Uhren, Füllfederhalter, Ringe, Brieftaschen weg und ziehen ihnen die Stiefel aus“, sagt der neben mir sitzende, nicht mehr junge Troßmann. Und dann, ins Leere spukkend: „Man soll sie aufhängen, diese Verräter, die die Schweinerei vom 23. August gemacht und uns mit Schande besudelt haben. Die Deutschen waren ihnen nicht gut genug, jetzt werden sie zusehen, wie die Russen ihre Frauen und ihre Töchter vergewaltigen . . . “

Seit langem ist es Nacht geworden. Wir verlassen die Kolonne, die ihren Marsch weiter nach Westen fortsetzt, und wir gehen die letzten vier Kilometer zu Fuß.

Am Bahnhof Baldana werden eben zwei Rekrutenbatterien des Artillerieregiments 30 auf Güterwaggons verladen. Geschütze haben sie keine, diese Batterien, und die armen Kerle, die nicht einmal die Grundausbildung hinter sich haben, werden als Infanteristen an der neuen, „antifaschistischen“ Front eingesetzt. Ein Oberwachtmeister schreit und schimpft, weil er bei der Verladung gerade fest-

* Zwischen dem 23. August und dem 31. August 1944, also innerhalb einer Woche nach der Einstellung der Kampfhandlungen von seiten Rumäniens, haben die Sowjets 155 000 rumänische Soldaten und Offiziere gefangengenommen.

gestellt hat, daß ihm fünf seiner Rekruten davongelaufen sind. Wir steigen ebenfalls in diesen Zug ein.

Die folgenden sechs bis sieben Tage sind von dramatischen Ereignissen, wechselndem Glück und ständigem Pokerspiel mit dem eigenen Schicksal und mit dem Schicksal derjenigen, die mir opfermutig helfen, gekennzeichnet.

Es sind Rumänen aller Schichten, die mich aufnehmen und vor Verfolgern verstecken, mir zu essen geben und mir helfen weiterzukommen, Bauern in den meisten Fällen, aber auch zwei Eisenbahner, ein Gendarmeriewachtmeister, zwei Polizisten in Zivil, mehrere einfache Soldaten und drei hohe Offiziere.

Auch heute noch, nach mehr als drei Jahrzehnten, kann ich ihre Namen nicht nennen, weil sie noch am Leben sind, und darf auch nicht sagen, wo das geschehen ist, denn, sich auf solche Angaben stützend, wäre es für den kommunistischen Staatssicherheitsdienst und für sein Spitzelnetz ein leichtes Spiel, die Betreffenden auszumachen. Ihre Freiheit und ihr Leben sind mir genauso teuer wie die Erinnerung an meine vielen toten Kameraden.

Zwei Begebenheiten möchte ich trotzdem erwähnen. Auf einem Bahnhof werde ich festgenommen; als man dies dem Vorgesetzten desjenigen, der mich festgenommen hat, meldet, setzt mich dieser sofort auf freien Fuß . . .

In einer Stadt in Mittelsiebenbürgen halten mich zwei Reserveoffiziere, ein Rechtsanwalt und ein Lehrer, die noch nie an der Front gewesen sind und glauben, daß nun die große Stunde der Demokratie für Rumänien gekommen sei, drei Tage lang in einer Zelle fest und wollen mich gefesselt nach Bukarest schicken. Jemand von den unteren Dienstgraden setzt aber den rangältesten Offizier der Garnison, einen Oberst, davon in Kenntnis. Dieser befreit mich aus den Fängen der zwei eifrigen Anhänger des neuen Regimes und schickt mich auf Grund des Urlaubsscheines, den ich den anderen beiden nicht gezeigt habe, zu meiner im Einsatz befindlichen Einheit wie einen, der ordnungsgemäß und rechtzeitig vom Urlaub zurückkehrt.

*

Das Regiment befindet sich zur Zeit in der Reserve in San-Jacob, fünf Kilometer südlich des Mieresch-Flusses. Ein blasser Hoffnungsstrahl zeigt sich schon von Anfang an. Wegen einer akuten Blinddarmreizung mußte Oberst Dan Ionescu abgelöst werden. Regimentskommandeur ist jetzt Oberstleutnant Aurel Constantinescu, ein durchaus korrekter, offenherziger Mensch, der mir stets gut gesinnt gewesen ist.

Als ich vor ihm feldmarschmäßig erscheine, springt er auf, als ob er seinen Augen nicht traue. Allem Anschein nach möchte er, daß ich als erster das Wort ergreife, was ich auch tue, wobei ich die Sporen noch einmal klingen lasse: „Melde mich vom Urlaub zurück, Herr Oberstleutnant!“

Eine Zeitlang bleibt er sprachlos, dann sagt er mit gedämpfter Stimme: „Gut, in Ordnung, Willkommen!“

Als ich auf dem Weg zur Tür bin, klingelt das Telefon, der Oberstleutnant nimmt den Hörer auf, wird blaß und immer blasser, antwortet mehrmals mit „Verstanden“, dann wendet er sich mir zu, um mir, sehr erregt, mitzuteilen: „Man hat mir eben befohlen, Sie unter Eskorte zur Division zu schicken. Ich hoffe, daß die Angelegenheit sich zu Ihren Gunsten entwickeln wird. Wenn Sie es wünschen, können Sie sich von der Schwadron verabschieden. Ich nehme die Verantwortung auf mich . . .“

Die Schwadron ist schon angetreten. Alle wissen, daß ich zur Division bestellt worden bin. Wenn ich der Reihe nach die Gesichter der Männer ansehe, habe ich den Eindruck, daß keiner glaubt, daß ich lebendig zurückkehren werde. Auch Oberwachtmeister Patranac hat Tränen in den Augen.

Ich grüße sie alle mit *„Sanatate“* (Gesundheit), und sie antworten wie am Anfang des Ostfeldzuges: *„Isbanda sau moarte!“* (Sieg oder Tod.)

Auf dem Weg nach Salcud, wo sich der Stab der Division befindet, ist mein Begleiter Leutnant Tanase, der auch den Auftrag hat, mich zu eskortieren, ein Auftrag, den er allerdings sehr diskret auszuführen versteht, denn er hat seine Maschinenpistole in San-Jacob stehenlassen, meine Dienstpistole trage ich hingegen immer noch.

In Salcud melden wir uns beim Ic der Division, der jetzt kein anderer ist als mein alter Schwadronschef von 1941, Rittmeister Emil Constantinescu, der mich umarmt und mir ermutigende Worte sagt. Im Hofe des Hauses, in dem er untergebracht ist, habe ich aber mir sehr bekannte Gesichter von Leuten gesehen, die zwar rumänische Uniformen tragen, aber nicht gerade wie einfache rumänische Soldaten aussehen. Als ich den Rittmeister über die Herkunft dieser Soldaten, die vornehme Leute zu sein scheinen, be-

frage, gibt er mir eine verblüffende Antwort: „Wieso, hast du sie nicht erkannt? Es sind die Angehörigen unseres alten deutschen Verbindungskommandos. Wir haben sie alle in rumänische Uniformen gesteckt, damit sie nicht an die Sowjets ausgeliefert werden. Der Offizier ist leider schon in Bukarest in Gefangenschaft geraten, weil er sich in einem Hotel befunden hat, aber die übrigen haben wir bei uns behalten, wo sie als Kraftfahrer Verwendung finden. Solange es noch geht, werden wir sie überall mit uns mitschleppen."

Diese Mitteilung wirkt ermutigend auf mich, denn ich denke, daß auch der General von dieser Sache etwas wissen muß. Beim Gefechtsstand der Division die gleichen Umarmungen und Händeschütteln von allen Seiten. Ich muß aber den Eindruck eines niedergeschlagenen Menschen machen, denn Oberstleutnant Adam, der neue Ia, kommt zu mir, rüttelt mich an den Schultern und flüstert mir ins Ohr: „Kopf hoch, Emilian! Sei klug, aber auch fest, wenn du mit dem General sprichst. Er hat sich noch nicht entschlossen, wie er die Geschichte mit dir regeln soll."

Dann geht Adam zu einer Tür, klopft an, macht sie nicht ganz auf und meldet: „Herr General, Rittmeister Emilian ist da!"

Es ist schon lange her, seitdem ich diesen General kenne, der da vor mir an seinem Tisch sitzt und verblüffend jung und frisch aussieht. Ich war Zögling des Militärgymnasiums „Manastirea Dealu", als Major Teodorini, den man für einen Leutnant hätte halten können, jeden Sommer zu seiner Schwester auf Besuch kam, die mit meiner Mutter gut befreundet war. Er erzählte mir damals mit Begeisterung von der preußischen Kadettenanstalt in Groß-Lichterfelde und von den Garde-Ulanen in Potsdam, wo er 1914, kurz bevor das Regiment ins Feld zog, sein Offizierspatent bekam. Später gehörte Teodorini der Kommission an, vor der ich die Offiziersprüfung bestand.

Über keinen anderen rumänischen Offizier haben die deutschen Kriegsberichterstatter so oft geschrieben wie über ihn, und als er jetzt seinen Blick auf mich richtet, denke ich an das Titelblatt der Zeitschrift „Signal", auf dem sein Bild stand, als er mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurde.

Höflich, wie er immer gewesen ist, ruhig, sagt er mir Wort für Wort: „Was in deinem Herzen ist, ist auch in meinem. Du sollst nicht glauben, daß ich über Nacht ein anderer geworden bin, aber

was sollen wir machen? Deutschland hat den Krieg verloren und wir auch, weil wir Deutschlands Verbündete waren. Die Existenz des Staates und das Überleben der Nation stehen jetzt auf dem Spiel. Wir müssen die monarchistische Staatsform retten. Solange wir noch einen König haben, können die Bolschewiken nicht viel ändern. Du hast im Rundfunk gegen den König gesprochen, und das ist für einen königlichen Offizier sehr schlimm. General Arama, Direktor des Justizwesens im Verteidigungsministerium, verlangt von mir, daß ich dich nach Bukarest schicke, um dich vor ein Militärgericht zu stellen. So leid es mir tut, muß ich diesem Verlangen auch Folge leisten. Dort wirst du dich schon zu verteidigen wissen: die Verwirrung der ersten Stunde, die Doppelsinnigkeit des Eides, die wir rumänischen Offiziere auch auf die Person von Marschall Antonescu abgelegt haben, die Tatsache, daß gewisse rumänische Truppenteile weiter an der Seite der Deutschen gekämpft haben . . ." Er spricht nicht weiter.

Im Bewußtsein, daß dieses Erscheinen vor ihm der entscheidende Augenblick und auch meine letzte Chance ist, klammere ich mich daran, in einer äußersten Anstrengung eine solche Lösung zu Fall zu bringen: „Herr General, in diesem Augenblick sind Sie nicht nur mein Divisionskommandeur, sondern der ‚liebe Gott' in Person. Es wird sich in diesem Land vieles ändern, aber die Gesetze und die Militärvorschriften haben noch ihre volle Gültigkeit behalten. Die Kompetenz des Herrn Generals Arama dehnt sich nicht auf die Feldarmee aus, sondern beschränkt sich nur auf die Heimatarmee. Innerhalb der Division wird die Gerichtsbarkeit nur von Ihnen allein ausgeübt. In bezug auf diese Gerichtsbarkeit sind Sie, Herr General, nur dem Obersten Militärrichter der 4. Armee und nicht dem Direktor des Justizwesens im Verteidigungsministerium unterstellt. Ich bestreite nicht, daß ich im Rundfunk gesprochen habe, was übrigens für Herrn General Arama sehr schwer zu beweisen ist. Als Soldat habe ich mich nicht gegen die Militärvorschriften schuldig gemacht, da ich auf Urlaub war und mich fristgemäß zur Truppe gemeldet habe."

Der General springt auf: „Wieso? Du warst auf Urlaub? Das ist eine Sache, die alles ändert. Kannst du das beweisen?"

„Hier ist mein Urlaubsschein, Herr General, unterzeichnet von Oberst Dan Ionescu, mit dem Visum für die Eintragung ins Register seines Adjutanten und mit der Gegenunterschrift von Major Ioan Eugen, dem Chef des Regimentsstabes."

Teodorini stürzt zum Telefon, ruft das Regiment an, von wo nach einer Viertelstunde alles, was ich ihm gesagt habe, bestätigt wird. Man kann in seinem Gesicht deutlich lesen, daß er zufrieden ist: „Sei mir nicht böse, Emilian. Vorschriftsgemäß mußte ich das alles kontrollieren. Jetzt bin ich beruhigt. Die in Bukarest können vorläufig gegen dich nichts unternehmen. Gott soll uns alle schützen und an erster Stelle dieses Rumänien. Ich werde dich hierbehalten, aber du gibst mir dein Ehrenwort, daß du, solange ich an der Spitze der Division stehe, nicht zu den Deutschen überlaufen wirst."

„Sie haben mein Ehrenwort, Herr General!"

„In Ordnung! Du mußt aber verstehen, daß ich dich wegen des Wirbels, der entstanden ist, nicht wieder zu den Zweier Kalaraschen schicken kann. Du wirst also die Führung einer Schwadron beim Roschiori-Regiment 12 übernehmen. Ich wünsche dir alles Gute und hauptsächlich viel Glück . . ."

Als ich aus seinem Arbeitszimmer herauskomme, springen alle Offiziere des Stabes vor Freude hoch. Ich glaube fast, daß sie noch glücklicher sind als ich selber. Dieser explosive Freudesausbruch, der dem Solidaritätsgeist und der Kameradschaft entspringt, die bei uns, besonders bei der Kavalleriewaffe, immer sehr ausgeprägt gewesen sind, ist nur von kurzer Dauer, denn später, als wir mehrere Stunden beisammen sind, um Gedanken und Meinungen auszutauschen, macht sich zunehmende Niedergeschlagenheit bemerkbar.

Keiner, aber auch keiner der anwesenden Offiziere hat ein Wort der Zustimmung für die Lage, in die die rumänische Armee versetzt worden ist, nämlich, daß sie gezwungen ist, die Waffen gegen die Deutschen zu richten unter dem sehr fragwürdigen Vorwand, daß wir damit das Wohlwollen der Westalliierten wiedergewinnen können. Ein einziger vertritt die Ansicht, daß dieselben Westalliierten bald erkennen werden, was für eine Gefahr das Vordringen der Sowjetarmee bis in sein Herz für das gesamte Europa darstellt, und deshalb zu einem Kompromißfrieden mit Deutschland kommen müssen.

Ein anderer ist viel pessimistischer und wagt, die an der Seite der Sowjets kämpfenden Truppen mit einer Herde Seelenloser, die herumgetrieben wird, zu vergleichen. Daß die Moral der Mannschaft auf den Nullpunkt gesunken ist, weiß jeder; denn die Soldaten, die über alles, was mit ihren Frauen und ihrem Hab und Gut bei der Ankunft der Russen zu Hause geschehen ist, informiert sind, fangen an zu desertieren. Sie gehen einfach weg und nehmen auch ihre Waffen mit. Vielsagend ist die Tatsache, daß die Deserteure bei einem Infanterieregiment der 6. Division auch zwei leichte Granatwerfer mitgenommen haben.

Ich höre mir das alles an und denke, daß ich jetzt Männer für eine Sache in den Kampf führen muß, die uns nicht nur nichts angeht, sondern der Erreichung eines bolschewistischen Ziels dient, die auch unsere eigene Vernichtung bedeutet.

Unter solchen Umständen zeichnet sich meine Aufgabe klar ab: Das gegebene Ehrenwort halten, solange General Teodorini noch an der Spitze der Division steht, aber alles tun, um möglichst das Leben vieler der mir anvertrauten Männer zu schonen. Es wird sicher nicht leicht sein, aber ich werde alles daransetzen. Solche Gedanken gehen mir durch den Kopf, als ich mich am nächsten Tag bei meinem neuen Regiment melde.

Gehört habe ich schon viel von Oberst Virgil Popescu, gesehen habe ich ihn jedoch noch nie. Ich komme um die Mittagszeit an und finde ihn bei Tisch, umgeben von fast allen Offizieren des Regiments. Neben ihm sitzt eine Dame, seine eigene Frau, die russischer Abstammung ist, Tochter eines früheren zaristischen Offiziers. Um sie vor dem Zugriff des sowjetischen NKWD zu schützen und ihr auch andere Schwierigkeiten zu ersparen, hat er sie zum Regiment geholt wie übrigens auch andere rumänische Kommandeure, die jetzt in Begleitung ihrer Frauen ins Feld gezogen sind.

Oberst Virgil Popescu trägt Monokel, was schon eine Herausforderung an die Adresse der neuen Verbündeten bedeutet, noch dazu hat er „vergessen", das Band des EK und der deutschen Winterfeldzugmedaille abzulegen, wie dies schon lange befohlen worden ist. Kein Wunder also, daß er auch kein Blatt vor den Mund nimmt, als er mich seinen Untergebenen vorstellt: „Ich heiße Sie willkommen. Es ist für uns eine Ehre, daß Sie den Zwölfer Roschiori zugeteilt worden sind. Als Beweis dafür werde ich Ihnen die erste Schwadron übergeben. Seit dieses Regiment besteht, waren die Pferde der ersten Schwadron traditionsgemäß Rappen. Jetzt mußten wir die Sporen in die Tasche stecken, weil wir keine Rappen mehr haben. Sie wurden unserem mächtigen Verbündeten abgegeben, damit er schneller auch andere Völker befreit, wie er unser Volk ‚befreit' hat. Auch ich persönlich, meine Herren, wurde befreit, von meinem Auto. Und meine Frau wurde in Constantza auf

offener Straße und am hellichten Tag von ihrer Handtasche befreit. Prosit, meine Herren . . . !“

Das ist also die Stimmung beim Roschiori-Regiment 12, und sinngemäß spricht der Oberst vor der angetretenen ersten Schwadron, die über zwei junge Leutnants, einen alten, mit buschigem Schnurrbart versehenen Stabswachtmeister und 134 Reiter zu Fuß verfügt.

Als die Förmlichkeit der Übergabe zu Ende ist und der Oberst zu seinem Gefechtsstand und zu seiner Frau zurückkehrt, befehle ich, die Reihen aufzulösen, und sage den Männern, sich im Kreis ins Gras zu setzen, damit ich sie besser übersehen kann.

Das Regiment hat die Dobrudscha als Ergänzungsbezirk, und deshalb sind in seinen Reihen auch Türken und Tataren zu finden, die für die Reitertruppe besonders geeignet sind. Während ich von einem zum anderen gehe und mich mit jedem ein wenig unterhalte, bekomme ich den Eindruck, daß alle Türken und Tataren des Regiments sich ausgerechnet in dieser Schwadron zusammengefunden haben.

Als auch diese Fühlungnahme beendet ist, kommt ein Tatar zu mir und stellt mir etwas zögernd die Frage: „Bitte gehorsamst um Verzeihung, Herr Rittmeister, aber was soll ich nun wirklich machen, wenn ich auf einmal einen Deutschen vor mir sehe?“

Ich schaue in seine kleinen, ganz dunklen Augen und gebe ihm die Antwort: „Wenn du einen Deutschen vor dir hast, vergiß niemals, daß er derjenige ist, der für die gute Sache kämpft. Verhalte dich so, daß du nicht dein Leben verlierst, aber schone auch sein Leben. Warte geduldig auf bessere, geänderte Zeiten. Hast du verstanden?“

Sein plattes, rundes Gesicht spaltet sich zu einem Grinsen, als ob es zweigeteilt wäre.

Er hat verstanden.

Obergefreiter Mahmud ist zwar Tatar und Muselmane, war aber als Fuhrmann bei den Lipowanern* von Jurilovca beschäftigt und kann deshalb ganz gut Russisch. Von nun an ist er mein Dolmetscher, und auf dem Weg zum Mieresch-Übergang geht er hinter mir her, denn es heißt jetzt, daß wir bei Cuci — wo die Sowjets unter schweren Verlusten einen Brückenkopf gebildet haben — gegen die Deutschen eingesetzt werden.

Man kann nicht in Worte kleiden, welchen Gefühlen ich ausgesetzt bin, gemäß dem General Teodorini gegebenen Ehrenwort einen solchen Auftrag durchzuführen. Es ist kaum vorstellbar, in einen Kampf getrieben zu werden an der Seite von sogenannten Verbündeten, die eigentlich unsere ärgsten Feinde sind, und gegen ehemalige Waffenbrüder, die sich für eine Sache einsetzen, die auch unsere Sache ist . . .

Am liebsten möchte ich, daß mich eine Kugel trifft, bevor ich meinen Fuß auf das andere Ufer des Mieresch setze. Es sieht so aus, als ob mich der Selbsterhaltungstrieb verlassen hat . . .

In dieser Nacht vom 18. auf den 19. September 1944 herrscht eine totale Finsternis, im Gelände und in unseren Herzen. Die sowjetischen Pioniere stehen mit ihren Fähren bereit. Wenn man bedenkt, daß wir drei Jahre lang wie Wilde gegen diese Leute gekämpft haben, und jetzt blicken wir uns gegenseitig an, als ob nichts dergleichen geschehen sei! Die Pioniere sagen nichts, und wir bleiben auch stumm, ein sowjetischer Major, mit dem Finger auf mich zeigend, wendet sich jedoch an meinen Dolmetscher Mahmud: „Frage deinen Rittmeister, wie viele Russen er getötet hat?“

Mahmud braucht nicht mehr zu dolmetschen, ich habe dieses erste Grußwort der „Verbündeten“ verstanden und steige auf die Fähre, ohne auf die Frage des Majors einzugehen. Wortlos überqueren wir den an dieser Stelle hundert Meter breiten Mieresch. Eine Zeitlang bewegen wir uns in nordöstlicher Richtung längs des Flußbogens, erreichen das Dorf Dataseni und lösen nördlich davon ein Rekrutenbataillon des rumänischen Infanterieregiments 83 ab, besser gesagt, die wenigen Überlebenden dieses Bataillons.

* Eine Sekte von altgläubigen Russen (Raskolniki), die Ende des 18. Jahrhunderts wegen der Verfolgungen in ihrer alten Heimat Zuflucht in der Bukowina, in Nordmoldau und in der Norddobrudscha gefunden haben. Sie bilden bis jetzt noch die Mehrheit der Einwohnerschaft des Donaudeltas, wo sie als Fischer berühmt sind.

Es ist herzzerreißend, diese jungen Burschen anzusehen. Sie sind in Sommerblusen, haben weder Mantel noch Stahlhelm und sind mit russischen Infanteriegewehren mit drei Schuß im Patronenlader ausgerüstet, die 1918 von bolschewistischen Banden erbeutet wurden. Ein ebenfalls aus dem Ersten Weltkrieg stammendes französisches „Gladiator"-lMG pro Zug. Keine schweren Maschinengewehre, keine Granatwerfer. Wer trägt die Verantwortung für den verbrecherischen Befehl, diese Rekruten in den Einsatz zu schicken, um hingemetzelt zu werden?

Vor uns eine steile, sich fast fünfhundert Meter erhebende Anhöhe, die — wie ein Witz des Schicksals — von Reitern einer deutschen Kavalleriedivision besetzt ist, die dieselbe Nummer wie die unsere trägt, die 8. SS-Kavalleriedivision „Florian Geyer".

Sobald es hell wird, will die Division „Florian Geyer" beweisen, daß sie ihre Munition nicht irgendwo liegengelassen hat. Sie schießt aus allen ihren Rohren. Sich neben mir duckend, hält der Obergefreite Mahmud seinen Atem an, dann macht er mir ein Geständnis: „Es wird herumgesprochen, Herr Rittmeister, daß Sie immer davongekommen sind, weil Sie die Teufelshaut haben, ich glaube eher, daß Sie von den Engeln beschützt werden. Ich habe auch für Sie gebetet, damit Allah und sein Prophet uns ins Paradies lassen, wenn mit uns jetzt etwas passiert. In unserem Paradies sind ganze Berge von ‚Pilaf', Herr Rittmeister. Dort kann man sich satt essen."

Schließlich hört das Vernichtungsfeuer auf und gibt mir Gelegenheit, die Stellung zu besichtigen. Fünf Tote und acht Verwundete für die Schwadron. Unter den Toten, mit zerschmettertem Schädel, Leutnant der Reserve Traistaru, Sohn eines Großgrundbesitzers aus Poiana Mare in der Kleinen Walachei. Ausgerechnet Traistaru, der für die Deutschen Feuer und Flamme gewesen ist.

Auch das ist ein merkwürdiges Gefühl, die ersten Kameraden anzusehen, die von deutschen Granaten getötet wurden . . .

Zu unserer Rechten, in vielleicht zehn Kilometer Entfernung, tobt der Gefechtsdonner weiter, und der Melder, der uns die Nachricht bringt, daß wir aus diesem Brückenkopf herausgezogen, um in einem anderen eingesetzt zu werden, erzählt uns auch, daß der Mieresch unzählige Leichen von rumänischen Soldaten flußabwärts treibt.

Das unsinnige Manöver geschieht tatsächlich am selben Abend. Wir werden von denselben sowjetischen Pionieren auf das linke Ufer gebracht, marschieren dann etwa sechs Kilometer zu Fuß, um

schließlich, diesmal von rumänischen Pionieren, wieder auf das rechte Ufer des Mieresch gebracht zu werden.

Der Pionieroffizier, der die Überfahrt leitet, setzt mich über die Lage in Kenntnis und informiert mich darüber, womit wir zu rechnen haben. Ein halbes Dutzend sowjetischer Offiziere hat sich bei Jernut, also zwei Kilometer südöstlich von hier, eingerichtet, kontrolliert alles und erteilt Befehle direkt an die rumänischen Truppen, die hier eingesetzt sind, und zwar über den Kopf der rumänischen Divisionskommandeure hinweg. So haben diese sowjetischen Offiziere die aus zwei motorisierten Infanterieregimentern und einem Panzerlehrbataillon bestehende rumänische mot.-mechanisierte Brigade, die sich bei Cucerdea, südlich vom Mieresch, befand, veranlaßt, bis zum Fluß vorzurücken und den Übergang bei Oarba de Muresch zu erzwingen.

Die Boote, die Teile des Infanterieregiments 115* an das andere Ufer bringen wollten, wurden unter Feuer genommen, und ein Drittel davon versank während des Übergangs. Auf Befehl der Sowjets wurde das Infanterieregiment 3 „Olt" der 11. Infanteriedivision als Verstärkung geschickt. Zusammen mit dem motorisierten Jägerregiment 4 und den Resten des Regiments 115 hat das Regiment 3 die deutschen Stellungen angegriffen, aber der Angriff ist dreihundert bis vierhundert Meter vor den Anhöhen stehengeblieben, die mit dem Namen Dealu Sangiorgiu bezeichnet und von den Deutschen gut verteidigt werden.

Dealu Sangiorgiu ist eigentlich eine Bergkette, deren Hänge zum Mieresch sehr steil abfallen. Die Einheiten der 8. SS-Kavalleriedivision haben sich auf dem Kamm in Schützengräben verschanzt, aber jedesmal, wenn sie unter Artilleriefeuer genommen werden, ziehen sie sich in die Stellungen zurück, die sich auf der entgegengesetzten Seite befinden. Wenn das Artilleriefeuer aufhört, kommen die Deutschen wieder auf den Bergkamm und nehmen die angreifenden Infanteristen in Empfang. Jeder Frontalangriff ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die Sowjets aber wollen nichts davon wissen und befehlen ständig neue Angriffe.

Der Brückenkopf, an dem wir jetzt eingesetzt werden, befindet sich südlich der Ortschaft Lechintza und nordwestlich der auf dem

* So wurde das ehemalige Garderegiment des Marschalls Antonescu umgetauft, das unter dem Namen Infanterieregiment 115 nur noch bis Mitte Oktober 1944 bestand. Vollkommen dezimiert wurde das Regiment dann aufgelöst.

linken Ufer des Mieresch liegenden Ortschaft Jernut. Meine Schwadron bildet die rechte Flanke des Regiments und hat die Aufgabe, die Verbindung mit der 9. rumänischen Infanteriedivision aufzunehmen. Weiter rechts, in einem dritten Brückenkopf, soll sich die 11. rumänische Infanteriedivision befinden und die Überlebenden der sogenannten mot.-mechanisierten Brigade. Südlich des Mieresch macht sich auch die 6. rumänische Infanteriedivision bereit, den Fluß zu überschreiten. Unsere eigene Division, also die 8. rumänische Kavalleriedivision, hat an ihrer linken Flanke die 202. sowjetische Infanteriedivision, die Verstärkung bekommen zu haben scheint und sich bis in die Nähe der Stadt Ludusch ausgebreitet hat.

Allen diesen Verbänden, die mit massiver Artillerievorbereitung zum Angriff übergehen, muß eine einzige deutsche Division standhalten, die 8. SS-Kavalleriedivision „Florian Geyer" ...

Ich betrachte die steile Steigung zu der von unserer Artillerie vergebens unter Feuer genommenen Höhe 495, als ich den Besuch von Oberst Virgil Popescu bekomme. Er sieht sich die mit Leichen bedeckte Anhöhe an und macht seinem Herzen Luft: „Ich schäme mich vor mir selbst, Emilian. Mich graust es vor meiner eigenen Person, daß ich gezwungen bin, solchen sinnlosen, idiotischen Befehlen zu gehorchen. Diese Jungens zum Tode zu verurteilen, sie in Angriffe zu treiben, die automatisch zum Scheitern führen. Es besteht kein Zweifel mehr, daß der sowjetische Stab in Jernut uns alle ganz bewußt abschlachten will."

Tatsächlich läßt ein neuer Angriffsbefehl nicht lange auf sich warten. An der Spitze meiner Männer erklettere ich den steilen Abhang. Ich bin entschlossen, jetzt Schluß zu machen. Lieber hier sterben, als später als gedemütigter Sklave zu leben. Lieber hier auf rumänischer Erde sterben, als von sibirischen Wölfen gefressen zu werden.

So unwahrscheinlich es klingt, man befiehlt uns, drei- bis viermal am selben Tage anzugreifen. Um eine sehr vage Erfolgschance zu haben, müssen die Angreifer sechshundert Meter durch mörderisches Feuer bergan steigen, um mit den Deutschen in Berührung zu kommen, die sich hinter Felswänden fest eingegraben haben. Bei diesen Angriffen können wir niemals mehr als dreihundert Meter vorrücken. Ich habe allerlei Grausames, aber niemals etwas Schlimmeres gesehen. Die Verluste sind so groß, daß wir auf einer Strecke von dreihundert Metern vor der Stellung mit unseren Stiefeln nicht mehr auf Boden treten, sondern über Leichen schreiten.

Das ganze Gelände ist ein weicher Teppich von sinnlos geopferten, abgeschlachteten rumänischen Soldaten, geopfert für eine Sache, die nicht die ihre sein kann und ihre Angehörigen zu Hause in die Sklaverei stürzen wird. Was mich betrifft, habe ich von Anfang an die unwiderrufliche Entscheidung getroffen, keinen deutschen Soldaten mit meiner eigenen Hand zu töten, auch wenn ich Gefahr laufe, selber getötet zu werden. Die „Oritza"-Maschinenpistole hängt zwar an meinem Halse, ich rühre sie aber nicht an.

Gedankenlos, vollkommen gleichgültig, unbewußt, rücke ich vor und nehme die Hände nur aus den Hosentaschen heraus, um mich ins Gleichgewicht zu bringen, wenn ich über eine Leiche stolpere. Tausende von Kugeln sausen an mir vorbei, einige haben sogar meinen Stahlhelm geschrammt. Alles läßt mich kalt. Ich pfeife darauf. Aber auch der Tod scheint darauf zu pfeifen und sucht sich diejenigen, die ihn fürchten. Manchmal stößt mich der eine oder andere zu Boden, um mich auf diese Weise zu zwingen, Deckung zu nehmen. Solange noch Leute da sind, die mir folgen, rücke ich vor, wenn ich allein bleibe, dann kehre ich zurück. Es ist dies vielleicht das einzige, was mich vom „Selbstmord" abhält. Aber das ist auch alles.

Die zwei sowjetischen Offiziere, die gekommen sind, um sich an Ort und Stelle von unserem Verhalten zu überzeugen, und die allerdings hinter uns auch vorrücken, glauben vielleicht, daß sie es mit einem Helden zu tun haben, denn als wir nach wiederholten mißlungenen Angriffsversuchen zu unseren Stellungen zurückkommen, grüßen sie mich respektvoll als ersten, obwohl beide Majore dabei sind. Die schalkhafte Art, in der ich ihren Gruß erwidere, scheint eher Bewunderung als Empörung hervorzurufen. Wahrscheinlich bin ich am Rande eines seltsamen Wahnsinnes, eben weil der Tod mich in dieser Hölle umgangen hat. Oder soll das ein Zeichen sein, daß noch eine hauchdünne Chance für mich besteht, wenn ich noch am Leben bleibe?

Wir werden endlich abgelöst und als Reserve in einen Pflaumengarten geschickt. Viele sind wir nicht mehr. Vor Müdigkeit stürzen sich die Leute wie gefällte Bäume ins Gras und schlafen bald ein. Mich hat selbst der Schlaf verlassen. Die Schüsse, die auch während der ganzen Nacht zu hören sind, wecken niemanden von der Schwadron mehr. Nur gegen Morgen schreckt das Vorbereitungsfeuer der Artillerie aller fünf Divisionen, die fünfundvierzig Mi-

nuten lang den Hagel ihrer Granaten auf den Kamm von Dealu Sangiorgiu fallen läßt, alle auf. Es ist der 26. September.

Diesmal wird der Nachbar von rechts angreifen, die Infanterieregimenter 34 und 36 der 9. rumänischen Infanteriedivision. Von der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, können wir zu unserer Rechten zwar gar nichts sehen, jedoch hören, ganz deutlich hören, wie die Trompeter beider Regimenter den Angriff blasen wie 1877 vor Plewna ... Es ist nicht zu fassen! Die Trompeter verstummen bald, und die einzige Musik, die noch zu hören ist, sind die Einschläge der deutschen Feuerwalze, die auch in Richtung unseres Pflaumengartens überschwenken wird.

Ich habe mich hinter einem Baum hingelegt. Mahmud, der bis jetzt ständig in meiner Nähe war, glaubt jedoch, daß der natürliche Graben, in den sich Wachtmeister Tzaranu gestürzt hat, sicherer ist. Er läuft zu ihm. Kaum fünf Minuten später werden beide von einem Volltreffer getötet. Armer, braver Mahmud, Kutscher aus Babadag, warum, wofür und für wen mußtest du dein Leben hier lassen?

Als sich die 8. SS-Kavalleriedivision „Florian Geyer" am 5. Oktober 1944 zurückzieht, nicht wegen des Druckes des Gegners, sondern weil es die Gesamtlage so verlangt, tut sie das ungehindert, ungestört und unbemerkt. Sie nimmt sich noch die Zeit, auf ihrem Rückzugsweg an fast jedem Ortsausgang mit riesigen Buchstaben anzukündigen: „Wir kommen wieder!"

Und die meisten von uns haben damals noch geglaubt, daß die Deutschen wiederkommen werden.

Für die rumänischen Truppen ist die Bilanz der Verluste für diesen Dreiwochenkampf an den Mieresch-Brückenköpfen erschreckend. Die 9. und die 11. rumänische Infanteriedivision haben drei Viertel des Standes ihrer Infanterie verloren, die mot.-mechanisierte Brigade ist aufgelöst, unsere eigene Division mehr als halbiert worden, und von den einhundertvierunddreißig Männern meiner Schwadron sind mir noch zweiundzwanzig geblieben. Ich bin der einzige überlebende Rittmeister des Roschiori-Regiments 12.

Oberst Virgil Popescu hat seine Empörung einem sowjetischen Verbindungsoffizier ins Gesicht gespuckt. Als Folge verschwinden er und seine Frau auf geheimnisvolle Weise. Sein Nachfolger, Oberstleutnant Christescu, der direkt aus Bukarest kommt, ist äußerst reserviert, kühl und hütet sich, mir auch nur ein Wort zu sagen.

Auf den Spuren, aber nicht direkt auf den Fersen der 8. SS-Kavalleriedivision, rücken wir in nordwestlicher Richtung vor. Jetzt sind wir auf dem siebenbürgischen Gebiet, das nach dem Wiener Schiedsspruch von 1940 an Ungarn abgetreten worden ist, und werden wahrscheinlich auch in die Nähe der Ortschaft Bontzida kommen, über die man mir schon als Kind erzählt hat. Bontzida ist nämlich der Heimatort der Familie meines Vaters, aber schon mein Großvater hat es als elfjähriger Bub verlassen und ist seitdem nicht mehr dort gewesen. Im Laufe der Jahre habe ich mir mehrmals vorgenommen, dorthin zu reisen, um festzustellen, ob noch etwas besteht, das an unsere Familie erinnert. Dazu gekommen bin ich jedoch niemals.

Obwohl sich in der Gegend meist rumänische Dörfer befinden, bleiben wir über Nacht in der großen, rein ungarischen Landgemeinde Sicu, deren Einwohnerschaft sich über ihr weiteres Schicksal Sorgen macht. Ich bin bemüht, den braven, gastfreundlichen ungarischen Bauern zu versichern, daß sie von uns nichts zu befürchten haben und auch von dem Einmarsch sowjetischer Truppen wahrscheinlich verschont bleiben werden.

Die Ortschaft Iclozel auf dem linken Ufer des Flusses Samos liegt auf einer Hochebene, von wo man in südlicher Richtung weit in die Landschaft zwischen der Bahnlinie und dem Samostal hinausblicken kann.

Eine Ortschaft, die etwa sieben Kilometer südlich von uns liegt, ist von dichtem schwarzem Rauch umwölkt. Ich frage einen alten Bauern, der zu uns herüberschaut und sein Kinn auf einen Stock stützt, was dort brennen könnte. Der alte Mann gibt mir eine sehr kurze Antwort: „Bontzida." So will es das Schicksal, daß ich Bontzida nur aus der Ferne und brennend sehe ...

Zwei Tage lang von Regen übergossen und uns kümmerlich durch Schlamm schleppend, erreichen wir Surduc, etwa zehn Kilometer östlich von Jibou (Zsibo), wo das Gesindel des Zigeunerviertels im Begriff ist, das Schloß des ungarischen Barons Jósika auszuplündern, der sich für die rumänische Bevölkerung der umliegenden Dörfer immer eingesetzt und während der ungarischen Herrschaft diese Bevölkerung in Schutz genommen hat. Möbelstücke, feine Bettwäsche und Porzellanteller werden weggetragen, wertvolle, seltene Bücher, Kupferstiche und alte Briefe einfach auf dem Boden verstreut und mit den Füßen zertrampelt. Ich setze dieser „Befreiungseuphorie" ein Ende. Trotz unserer Müdigkeit und unter

Anwendung von nicht gerade sanften Mitteln werden die Plünderer weggejagt und bis zur Ankunft der Feldgendarmerie Posten um das Schloß aufgestellt.

Glücklicherweise hört es auf zu regnen, und wir können den Marsch bis Cehul Silvaniei (Szilágy Cseh) unter besseren Bedingungen fortsetzen. Hier, in Cehul Silvaniei, bekommen wir zum ersten Mal nach dem Staatsstreich vom 23. August rumänische Zeitungen zu lesen. Die Leitartikel befassen sich alle mit demselben Thema: „Alles für die Front, alles für die Ausrottung der Faschisten."

Selbst die Nachrichten drehen sich um dieses Thema. Es wird auch eine Liste von zweiundvierzig Bukarester Rechtsanwälten veröffentlicht, die „wegen faschistischer Einstellung" aus der Rechtsanwaltskammer ausgestoßen worden sind und ihren Beruf nicht mehr ausüben dürfen. Mein Name steht auch auf dieser Liste, was mich allerdings nicht überrascht und auch nicht ärgert, denn ich bin in guter Gesellschaft . . .

Am Nachmittag ist das ganze Regiment angetreten, um den Auflösungsbefehl anzuhören. Das Roschiori-Regiment 12 existiert also nicht mehr. Zusammen mit Major Ciocalteu, Leutnant Cincu und dem größten Teil der Mannschaft müssen wir uns auf den Weg machen, um das Kalaraschen-Regiment 2, also mein altes Regiment, zu erreichen, zu dem wir versetzt werden.

Als wir in Ardud, zwanzig Kilometer südlich von Satu Mare, die Nacht verbringen, sagt mir Major Ciocalteu, der auch genau im Bilde über die weitere Entwicklung ist und die Rolle des „Befreiers" nicht mehr lange spielen will, auf einmal ohne jede Einleitung: „Wenn du dich entschließt, den ‚Sprung' zu machen, gib mir ein Zeichen. Ich komme mit."

„Ausgeschlossen, ich habe mein Ehrenwort gegeben. Solange General Teodorini Kommandeur der Division ist, bleibe ich!"

Ciocalteu macht den Eindruck, als ob er wegen meiner Antwort sehr verstimmt sei. Doch Ehrenwort bleibt Ehrenwort.

Das Wiedersehen mit meinem alten Regiment nordöstlich von Doba knapp an der ungarischen Grenze ist Anlaß für ein kleines Fest, um so mehr, als der Oberst, der jetzt an seiner Spitze steht, einer der beliebtesten Offiziere der rumänischen Kavallerie ist, Georgescu-„Mon Cher". Er verdankt diesen Spitznamen der Tatsache, daß er jeden mit „Mon Cher" anspricht.

Über die Einstellung von Oberst Georgescu-„Mon Cher" gegenüber dem „Verbündeten" muß man sich nicht allzuviele Gedanken machen. Er ist von den Sowjets verhaftet worden, weil er drei beim Pferdediebstahl ertappte Rotgardisten an einen Baum gefesselt hat. Als Adjutant hat er sich Oberleutnant der Reserve Marculescu ausgesucht, Staatsanwalt von Beruf, der den Ostfeldzug mitgemacht hat und die neue Regierung in Bukarest als verräterische Bande bezeichnet. Gemäß meinem Wunsch setzt mich der Oberst wieder an die Spitze der 4. Schwadron, wo alles beim alten geblieben ist. Nur der Spieß ist jetzt ein anderer, Stabswachtmeister Gaston, den ich aber schon lange kenne und der so aussieht wie ein Oberst im Generalstab.

Beim Überschreiten der ungarischen Grenze stellen wir verblüfft fest, daß die Ungarn die alten Grenzsteine stehengelassen und nach dem Wiener Schiedsspruch nicht entfernt haben. Bei einem solchen Grenzstein, der auf unserem Weg liegt, bleibe ich eine ganze Minute stehen und lege meine Hand darauf. Leutnant Berceanu, einer meiner Offiziere, sieht es und scheint genauso ergriffen zu sein wie ich.

Ich verlasse dich wieder, Rumänien, mein Vaterland, ich habe dir alles gegeben, was ich dir noch geben konnte. Wird mir das Schicksal vergönnen, noch einmal deinen Boden zu betreten?

Csenger, die erste ungarische Ortschaft, wird im Eiltempo durchquert, denn wir müssen schon im Laufe der Nacht in Matészálka, etwa zwanzig Kilometer nordöstlich von Nyirbátor, sein. Obwohl schon längst Mitternacht vorbei ist, als wir in Matészálka ankommen, warten noch viele Einwohner auf uns. Es sind Angehörige des Mittelstandes, korrekt angezogen, höflich und zuvorkommend. In ihrem Benehmen ist keine Spur von der traditionellen, nur allzu bekannten Feindschaft zwischen unseren beiden Völkern festzustellen. In vollem Vertrauen schütten sie ihre Herzen aus: „Wir sind sehr glücklich, daß ihr als erste gekommen seid und nicht die Russen. Was sollen wir machen, wenn die Russen kommen? Was haben wir von den Russen zu befürchten?"

Gleich wem von uns die ungarischen Bürger solche Fragen stellen, sie bekommen dieselbe warnende Antwort: „Versteckt eure Frauen! Alle eure Frauen: die Großmütter, die Mütter, eure Ehefrauen, eure Schwestern, die Töchter, die Enkelinnen . . . Für die Russen gibt es keine Auswahl. Sie respektieren niemanden . . ."

Jetzt steht es fest, daß wir vor uns keine deutschen Truppen mehr haben, sondern nur Verbände der 1. ungarischen Armee, die

allem Anschein nach bis zur Theiß keinen nennenswerten Widerstand mehr leisten. Nur bei Ajak, acht Kilometer südlich der Stadt Kisvárda, versucht uns eine ungarische Nachhut ein wenig aufzuhalten. Zwei Schwadronen des Regiments entfalten sich für einen Frontalangriff, indem mir der Befehl gegeben wird, durch eine Bogenbewegung am rechten Flügel in die Flanke des Gegners einzufallen.

Nach allem, was am Mieresch passiert ist, bin ich nicht mehr gewillt, auch diese Kalaraschen sinnlos zu opfern. Ein großer natürlicher Graben und eine Waldung eignen sich dazu, diese Bogenbewegung so weit nach rechts zu machen, daß weder Feind noch Freund sehen kann, was wir eigentlich tun. Als wir von Osten aus in die Ortschaft eindringen, ist der Gegner nicht mehr da. Die Männer der Schwadron grinsen verständnisvoll. Der Oberst gibt sich zufrieden, und der Marsch zur Theiß wird fortgesetzt.

Unsere Vermutung, daß wir längere Zeit an der Theiß bleiben werden, bewahrheitet sich nicht, denn der Oberbefehlshaber der 1. ungarischen Armee, General Bélá Miklos, hat sich jetzt auf die Seite der Sowjets gestellt und dadurch eine gefährliche Lage für die Deutschen geschaffen. Ungarische Soldaten laufen in Scharen zu uns über.

Wir werden den Fluß auf einer Pontonbrücke überqueren, was bedeutet, daß andere von uns bereits drüben sind. Auf dem Wege zur Brücke kommt uns ein Verbindungsoffizier entgegen, um uns davon zu verständigen, daß der neue Divisionskommandeur bei dem Übergang dabei sein wird, um sich einen Überblick über den Zustand der Truppe zu machen.

Wieso „der neue"? Das bedeutet, daß General Teodorini auch „abgesägt" wurde. Demnach bin ich von meinem Ehrenwort entbunden. Solange er an der Spitze der Division gestanden hat, habe ich mein Wort gehalten. Jetzt aber sehen die Dinge ganz anders aus. Selbstverständlich, ganz frei bin ich noch nicht, aber jetzt kann ich mich ohne Bedenken umsehen, wie ich wirklich frei werden kann.

Der neue Divisionschef sieht uns zu, wie wir zur Brücke vorrücken. Ich erkenne aus der Ferne Generalmajor Fortunescu Hercules, der die Deutschen niemals leiden konnte und schon auf der Krim den Knopf des Radioapparates nur auf die Länge von BBC eingestellt hat.

Oh weh, er erkennt mich auch, und als ich in seiner Nähe vorbeigehe, schreit er so laut, daß die ganze Kolonne es hören kann: „Was sehe ich? Emilian? Ist das möglich, daß er noch da ist? Ich hätte gedacht, daß er Ansager bei Radio Berlin ist . . ."

Oberstleutnant Adam, der Ia der Division, schreitet ein: „Rittmeister Emilian tut seine Pflicht, er kämpft, Herr General. Auch von russischer Seite waren lobende Worte für sein Verhalten zu hören." Fortunescu murmelt etwas, was ich nicht verstehe, und erwidert offensichtlich meinen Gruß nicht. Kein großer Schaden!

Auf dem rechten Ufer der Theiß liegt eine größere Ortschaft, Cigánd, wo uns zu rasten gestattet wird. Hier wehen bereits einige rote Fahnen, und die neue Stadtverwaltung, zu der sich die Bevölkerung sehr zurückhaltend verhält, hat an den Mauern einen Aufruf des Generals Bélá Miklos angeschlagen. Der Herr General ruft seine Landsleute auf, die Waffen gegen die Deutschen zu ergreifen. Nicht gerade ermutigend für einen, der sich entschieden hat, so bald wie möglich den „Sprung" in die Gegenrichtung zu machen.

Östlich von Sárospatak steht jetzt die Schwadron Wache am Bodrogfluß. Das Regiment hat Quartier in einem Dorf bezogen, das fünf Kilometer hinter uns liegt. In unserer Gegend, die auch über eine Schmalspurbahn verfügt, liegen verstreut und weit voneinander entfernt bescheidene Bauernhöfe. In einem solchen kleinen Bauernhof habe ich meinen Gefechtsstand eingerichtet. Der Besitzer ist ein „Vitéz", der am Ersten Weltkrieg teilgenommen hat und fast fließend Rumänisch spricht. Als ich ihn danach frage, gibt er mir die Antwort, daß er sechs Jahre lang Feldwebel beim k.u.k. Infanterieregiment 31 in Hermannstadt gewesen sei, das Rumänisch als Regimentssprache gehabt habe.

Der Mann ist sympathisch, intelligent und für sein Alter sehr rüstig. Ich unterhalte mich gerne mit ihm, mache auch keinen Hehl aus meiner politischen Überzeugung und gebe ihm zu verstehen, daß ich mit dem Weichenwechsel Rumäniens gar nicht einverstanden bin. Der gute Mann glaubt zuerst, daß ich ihn provozieren möchte, und bewahrt völlige Zurückhaltung. Durch mehrere Vorfälle der gleichen Art wird seine Vermutung einer Provokation jedoch zerstreut, was ihn dazu bewegt, mir auch ein Geständnis zu machen.

Vor unseren Stellungen verzweigt sich die Bodrog in zwei Arme, das morastige Gebiet dazwischen ist Niemandsland, in dem aller-

dings bei Nacht Streifen von uns gehen. Bei ihrem Rückzug haben die Ungarn Infanterieminen in diesem Niemandsland gelegt. Mehr als Alarmmittel dienend, denn so gefährlich sind diese Minen nicht, verursachen sie bei Explosionen meistens nur leichte und sehr selten schwere Verwundungen. Trotzdem kann es vorkommen, daß jemand von einer solchen Mine getötet wird. Manche unserer Soldaten wissen das ganz genau, aber nachdem sie die Art der Explosion festgestellt und ihren Wirkungskreis kontrolliert haben, nehmen sie das große Risiko auf sich, durch diese Minen verwundet zu werden. Das gibt ein Bild über das Ausmaß ihrer Niedergeschlagenheit! Bis jetzt sind es vier, denen diese Art von Selbstverstümmelung gelungen ist, so daß sich immer mehr Freiwillige für die Nachtstreifen am Bodrogarm melden und ich gezwungen bin, auf das Ausschicken solcher Streifen zu verzichten.

Mein ungarischer Gastgeber sieht aber, daß mit denen, die sich selbst verstümmelt haben, nichts weiter geschieht und sie als ordentliche Verwundete zum Verbandsplatz des Regiments weitergeschickt werden. Jetzt ist er über meine Einstellung nicht mehr in Zweifel und glaubt, daß er mir ein Geheimnis anvertrauen kann: „Herr Rittmeister, in der verlassenen Scheune auf der Weide habe ich zwei Männer versteckt. Sie sind von sehr weither zu Fuß gekommen, und ich meine, falls Sie damit einverstanden sind, daß man diesen Leuten die sowjetische Gefangenschaft ersparen sollte?!"

Wir gehen zur Scheune. Aus dem Strohhaufen, in dem sie sich versteckt halten, springen zwei rumänische Bauern heraus, ein kleinerer und ein großgewachsener, und grüßen mich mit erhobener Hand. Als ich ihren Gruß auf gleiche Art erwidere, strahlen sie, als ob sie ihren Wunschtraum schon erfüllt sehen. Es sind zwei deutsche Landser, der eine Angehöriger eines Grenadierregiments und der andere Angehöriger der Feldbäckereikompanie der deutschen 376. Infanteriedivision, die nach dem 23. August 1944 im Raum Husi eingeschlossen worden ist. Sie haben zu Fuß ganz Rumänien durchquert, und überall, wo sie hinkamen, wurde ihnen geholfen, sie bekamen zu essen, konnten sich verkleiden, man hat sie versteckt, gelotst und niemals verraten. Wenn sie es bis hierher geschafft haben, muß man diesen Landsern auch helfen weiterzukommen.

Unteroffizier D. holt uns vom Troß zwei rumänische Uniformmäntel. Rumänische Pelzmützen haben sie sowieso. Zwei sichere Männer der Gruppe D. werden noch eingeschaltet und mit uns bei

Nacht im Niemandsland auf Streife gehen. Der Ungar weiß genau, wo ein Kahn liegt. Die beiden Landser steigen ein, ich auch . . . Es ist stockfinster, und die Bodrog fließt ganz still. Der Ungar paddelt lautlos den Kahn, jedoch nicht bis zum anderen Ufer, sondern bis zu einer Stelle, von der er genau weiß, daß das Wasser hier nicht mehr tief ist. Nach all den vielen Strapazen, die sie schon hinter sich haben, sind fünfundzwanzig Meter Marsch bis über die Knie durch kaltes Wasser halb so schlimm. Lautlos steigen sie ins Wasser und waten zum Ufer.

Ich kann eigentlich auch den Absprung riskieren, aber ich will es noch nicht. Meine Männer warten auf mich. Sie haben mich nie im Stich gelassen, und ich werde sie, nur um mich selber zu retten, auch nicht verlassen. Unbemerkt steuern wir zurück . . .

*

Anfang Dezember erhält jedes Regiment unserer Division einen sowjetischen Verbindungsoffizier, eine zarte Umschreibung für die Bezeichnung eines politischen Kommissars. Der erste Eindruck, den unser „Politruk" macht, ist, daß er nach nichts aussieht. Wenn man näher an ihn herankommt, dann kann man feststellen, daß dieser Hauptmann Mischa ein Gemisch von widersprüchlichen Eigenschaften ist: Schlauheit und Naivität, Mißtrauen und Zutrauen, Biederkeit und Härte. Er ist ebenso politischer Kommissar wie russischer Patriot.

Wenn man ihn betrachtet, dann ist er keinen Pfifferling wert. Ein kleingewachsener Mann mit krummen Beinen, einer langen spitzen Nase, einem kleinen Mund und zerzausten hellbraunen Haaren, die von einer zu großen, mit Ohrenschützern versehenen Pelzmütze bedeckt sind. Ein Zelluloidkragen, der ziemlich grau geworden ist, scheint den Hals vom Kopf zu schneiden. Seine alten Stiefel sind zerknittert, die blauen Hosen sind jedoch noch sauber. Der Mantel, der den Boden streift, wird durch das Koppel fest zusammengezogen. An dem Koppel hängt eine „Nagan"-Pistole. Mischas blauen Augen sind lebendig, beweglich und durchdringend.

Darüber hinaus ist er ungeschickt, kippt alles um, verliert leicht sein Gleichgewicht und weiß nicht, was er mit den Händen machen soll. Sehr geschickt ist Mischa aber, als er billigen Tabak, nur drei

Finger benützend, in Zeitungspapier dreht und daraus eine Zigarette anfertigt.

Gleich nach seiner Ankunft beim Regiment pflegt er bei meiner Schwadron Station zu machen. Überrascht stelle ich fest, daß er genügend Rumänisch spricht, und frage ihn, wie er dazu kommt. Er antwortet mir prompt: „Für diese Aufgabe wurde ich seit langem vorbereitet."

Nach dem dritten Glas Tokajer fängt er an, mich zu duzen, wird redselig, und halb scherzend stellt er mir die Frage: „Sag mal, wie viele sowjetische Offiziere des politischen Kaders hast du schon erschießen lassen. Sag es mir jetzt, damit ich später nicht mehr gezwungen bin, dir diese Frage zu stellen."

„Keinen, niemals!"

„Du hast sie den Deutschen gegeben, damit sie von diesen erschossen werden. Das ist genauso schlimm." — „In diesem Fall, wenn du Gelegenheit hast, gehe und frage die Deutschen."

Mischa schlägt sich auf die Oberschenkel und lacht laut auf: „Ha, ha, ha! Ich habe den Eindruck, daß wir uns gut verstehen werden . . ."

Das bezweifle ich allerdings. Glücklicherweise sind noch andere Schwadronen im Regiment, die Mischa besichtigen muß. Dieser Kerl fehlte mir gerade noch!

*

Die deutsch-ungarischen Truppen haben sich auch von der Bodrog zurückgezogen. Jetzt heißt es, daß wir in Richtung Westen zum Hernadfluß vorstoßen werden. Ich weiß nicht, ob ich es Mischa zu verdanken habe oder ob es nur ein Zufall ist, aber ich werde mit meiner Schwadron zu der 176. sowjetischen Infanteriedivision geschickt, die bei der Bezwingung von Bodrog ziemlich viele Federn gelassen zu haben scheint. Ein etwas Rumänisch sprechender „Starschi-Litinant", der aber besser Deutsch kann und den ich deshalb für einen halte, der aus Galizien stammt, führt uns zuerst zum Gefechtsstand dieser Division, die sich in der Nähe von Károlyfalva befindet.

Der Divisionskommandeur, dessen Name Vinogradov oder Vinogradovski ist, sieht eher wie ein zaristischer Gardeoffizier als wie ein

sowjetischer General aus. Elegant angezogen, tadellose Stiefel, Sporen, frisch rasiert und nach Kölnisch Wasser duftend, fehlt ihm nur das Monokel. Übrigens führt er das Leben und hat das Benehmen eines Satrapen. Er findet es unter seiner Würde, mit seinen Untergebenen vom Stab am selben Tisch zu essen, so daß er die Mahlzeiten allein einnimmt, von einer sehr korrekt angezogenen Ordonnanz bedient.

Was unsere Verwendung betrifft, werden zwei widersprüchliche Befehle gegeben, schließlich entscheidet der General, daß wir den linken Flügel seiner Division verlängern sollen. Als wir unterwegs sind, bringt uns ein sowjetischer Major einen anderen Befehl, gemäß dem wir eine sowjetische Kompanie ablösen dürfen, die an einer Bahnlinie Stellung bezogen hat.

Gegen alle Regeln der Kriegskunst hat der Chef dieser Kompanie seine Männer und drei Pakgeschütze direkt hinter den Bahnkörper der Gleise gestellt und seinen Gefechtsstand in einem Bahnwärterhäuschen eingerichtet. Es ist kaum zu begreifen, aber zu unserem Glück geschieht während der Nacht nichts.

Im Morgengrauen setzen wir unseren Vormarsch fort und erreichen gegen Abend Ujhuta, wo wir den westlichen Rand der Ortschaft sichern sollen. Ich denke ständig daran, wie ich meine Männer retten kann, bestimme dementsprechend für die Durchführung der Aufgabe nur einen einzigen Zug und lasse den Rest der Schwadron Quartiere im westlichen Teil der Ortschaft beziehen. Im östlichen Teil liegt eine sowjetische Batterie.

Für meine Unterbringung hat Marin Serdan gesorgt: ein gut geheiztes Zimmer bei einer sehr gastfreundlichen ungarischen Bauernfamilie. Froh, daß ich mich endlich ordentlich ausruhen kann, fange ich an, mich auszuziehen. Jemand klopft an die Tür. Ein sowjetischer Melder, begleitet von meinem Obergefreiten Popescu, der trotz seines Namens bulgarischer Abstammung ist, sich mit den Russen verständigen kann und deshalb auch mein Dolmetscher ist: „Herr Rittmeister, Sie sind vom sowjetischen Artilleriehauptmann zum Abendessen eingeladen."

Gewiß ist es kein Vergnügen, sich mit den Sowjets an denselben Tisch zu setzen, aber um mein Vorhaben durchsetzen zu können, muß ich dieser Einladung Folge leisten.

Der Stab der Batterie hat sich in einem gutbürgerlichen Haus eingenistet, dessen Bewohner geflüchtet sind. Überrascht bin ich, als statt eines Hauptmanns zwei Hauptleute auf mich warten. Auf

meine Frage, wieso die Batterie zwei Hauptleute hat, grinst der eine und, mit dem Finger auf seine Augen zeigend, erklärt er mir freimütig: *„Ja widschu!"* (Ich sehe.)

Das ist also der Politruk. Ob er der Politruk der Batterie oder des Regiments ist oder speziell zu diesem Essen geschickt wurde, kann ich nicht feststellen.

Als er meinen acht Tage alten Bart sieht, scheint er unzufrieden zu sein und äußert die Meinung, daß ich für das Abendessen glatt rasiert sein müsse. Er löst das Problem sofort, indem er dem „Starschiná" der Batterie befiehlt, mich zu rasieren. Dieser geht sofort an die Arbeit, setzt mich auf einen Stuhl, seift mich reichlich, den Pinsel ständig in warmes Wasser steckend, ein, nimmt ein Rasiermesser aus der Brusttasche, schleift es mehrmals an seinem Hosenriemen und fängt an, mich zu rasieren. Der Starschiná hat tatsächlich eine leichte Hand, und die Rasur wird blitzartig und höchst zufriedenstellend durchgeführt. Als er fertig ist, führt er mich zu einem großen Spiegel, was mir nicht nur Gelegenheit gibt festzustellen, daß ich sehr gut rasiert bin, sondern daß meine ersten grauen Haare erschienen sind.

Ich bedanke mich bei ihm, und der Batteriechef ergreift diesmal das Wort, um mir mitzuteilen, daß der Starschiná früher Barbier in Moskau gewesen sei. Wir setzen uns zu Tisch, die beiden Hauptleute, ein Unterleutnant, der Starschiná, Obergefreiter Popescu und ich. Auf die schneeweiße Tischdecke sind Löffel, Messer, Gabeln gelegt und große Weingläser gestellt, jedoch keine Teller. Das Geheimnis wird bald gelüftet, denn der ausgezeichnet vorbereitete „Borsch" mit allerlei Fleisch, Gemüse und viel Sahne wird in einer enormen Waschschüssel gebracht, in der jeder nach Belieben löffelt und sich das gewünschte Stück aussucht. Ich glaube manchmal, daß ich an einem Wettkampf teilnehme, wer am lautesten schmatzt.

Während einer Pause wird in die Gläser nicht etwa Wein, sondern Wodka geschenkt, was den Politruk veranlaßt, eine Diskussion zu eröffnen: „Was wißt ihr rumänischen bürgerlichen Offiziere über uns Russen? Man hat euch nur Lügen erzählt, daß wir blutgierige Barbaren sind!"

Darauf erwidere ich energisch: „Durchaus nicht! Im Gegenteil, russische Literatur wird bei uns viel gelesen: Krylov, Puschkin, Gogol, Lermontov, Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, Gorki . . . Ich liebe die Musik von Tschaikowski und von Glinka, hauptsächlich das Werk des letzteren, ‚Ruslan und Ludmilla'."

Mit Glinka habe ich ins Schwarze getroffen, denn er ist der Lieblingskomponist von Stalin. Der Politruk hebt sein Glas und bemerkt, sich zum Batteriechef wendend: *„Kulturni Tschjolowek!"* (Gebildeter Mann.)

Beim ersten Glas geht es noch, obwohl sich nachher alles um mich dreht, nach dem zweiten aber wird ein schwarzer Vorhang vor mir heruntergezogen, und ich versinke in Finsternis. Ich wache in meinem Quartier auf, wohin die Russen mich gebracht haben.

Marin Serdan erzählt mir entzückt: „Ich hätte nicht erwartet, daß diese russischen Artilleristen so anständig sind. Sie haben Sie auf den Armen getragen und mir empfohlen, Sie mit den Füßen, nicht mit dem Kopf, zum Ofen zu legen. Wie geht es Ihnen, Herr Rittmeister?"

Wie soll es mir gehen nach einer so wilden Sauferei? Ich denke nur, was für ein Teufelsgetränk dieser Wodka ist, daß er imstande ist, mich nach zwei Gläsern ins Koma zu versetzen!

*

Die Verfolgung wird fortgesetzt, und Hauptmann Mischa scheint sich entschlossen zu haben, bis zum Ende des Krieges bei mir zu bleiben, so daß man ihn von nun an als „meinen" Politruk bezeichnen kann.

Wir sind in dem bewaldeten Bergland von Hegyalaja ab und zu auf kleine deutsche Einheiten gestoßen, die unseren Vormarsch verzögern wollen. Wie ich von Mischa unterrichtet bin, sind wir der 40. sowjetischen Armee des Generals Jmatschenko unterstellt.

In den meisten Fällen bleiben wir über Nacht in Ortschaften, und ich muß immer meine Unterkunft mit Mischa teilen. Er pflegt ganz angezogen zu schlafen, was mich einmal dazu bewegt, ihm zu empfehlen, mindestens die Stiefel auszuziehen. Weh mir! Er tut es. Ein unerträglicher Gestank breitet sich im ganzen Zimmer aus. Die Sohlen seiner Strümpfe sind so hart geworden, daß sie auf dem Boden klappern, wenn er herumläuft.

„Mischa, ich denke, daß du dich einmal richtig waschen mußt. Du bist schmutzig." Er schüttelt den Kopf: „Nein, ich bin nicht schmutzig, sondern ich achte die Vorschriften. Im Felde muß ein Offizier des politischen Kaders auch während der Nacht Stiefel und Koppel anbehalten . . ."

Auch in dieser Gegend herrscht kein Mangel an Wein, und mein Spieß Gaston ist bemüht, mich ständig mit guten Flaschen zu versorgen. Der Übergang vom einfachen Rausch zur totalen Betrunkenheit verläuft bei Mischa sehr schnell. Dann verschluckt er die Worte: „Ich weiß, was ich weiß . . . Man hat mich gewarnt, und ich bin auf der Hut. Ich weiß, daß du ein faschistischer Hund bist, aber du gefällst mir!"

Immer wenn er das sagt, pflegt er mich, um mich davon zu überzeugen, daß er die Wahrheit spricht, zu umarmen und mir nach russischer Sitte den Bruderkuß zu geben. Armer Kerl! Vielleicht wird diese Zuneigung uns allen einmal von Nutzen sein . . .

*

Von Vilmány, das bereits im Hernadtal liegt, setzen wir unseren Marsch in Richtung Norden fort, lassen die Ortschaft Gönc zu unserer Rechten und erreichen erneut die Hernad westlich von Hidasnémeti, wo die Vorhut der 1. rumänischen Kavalleriedivision auf hartnäckigen Widerstand gestoßen ist. Ob die Verteidiger von Hidasnémeti Ungarn oder Deutsche sind, wissen wir nicht, nur, daß sie über ein paar Panzer und Sturmgeschütze verfügen.

Mischa, der an meiner Linken mitmarschiert, hat genaue Anweisungen bekommen, was unsere weitere Aufgabe anbetrifft, aber vorläufig hüllt er sich in Schweigen.

Schlecht und recht setzen wir über einen halbzerstörten Brückensteig auf das andere Ufer der Hernad über und rasten ein wenig hinter einer buschigen kleinen Anhöhe. Wir befinden uns etwa drei Kilometer westlich von Hidasnémeti, wo andauernd geschossen wird. Jetzt hält Mischa die Zeit für gekommen, um auszuspuken, was er bisher für sich behalten hat: „Ihr müßt die Flanke des Gegners angreifen und den Ortsteil von Hidasnémeti, der östlich der Straße liegt, die nach Dornyosnémeti führt, so rasch wie möglich besetzen. Befehl vom General."

„Sehen wir uns zuerst das Gelände an, und erst dann werden wir feststellen, ob es überhaupt möglich ist, von hier aus einen solchen Angriff zu unternehmen."

Mischa murmelt etwas, aber er folgt mir bis zu der Stelle, von wo man weit nach Westen blicken kann. Wir sehen ganz gut die Häuser, die den angegebenen Ortsteil bilden, aber bis dorthin sind es fast drei Kilometer flaches Land. Nicht einmal ein Gebüsch und

kein wellenförmiger Boden. Ich bin nicht gewillt, meine Männer hier abschlachten zu lassen, und teile diesen Entschluß Mischa mit: „Der Irrtum deines Generals hat sich gewaschen, Mischa. Keiner von uns wird diese Häuser erreichen. Wir werden alle wie auf dem Schießstand umgelegt. Nein, ich werde der Schwadron den Befehl zum Angriff nicht geben."

Mischas Gesicht wird kreideweiß, er fängt an zu zittern, greift mit der Hand zur Pistolentasche und antwortet stoßweise: „Der Befehl muß durchgeführt werden. Ich habe keine Angst vor euch allen. Glaubst du, daß ich nicht imstande wäre, dir eine Kugel in den Kopf zu schicken?"

„Laß das, Mischa. Du weißt genau, daß meine Leute dich in einem solchen Fall sofort zerfetzen würden. Hör lieber zu. Der Gefechtslärm flaut ab. Die Verteidiger von Hidasnémeti werden sich bald zurückziehen. Wenn es soweit ist, wird die Schwadron im Laufschritt zu den Häusern eilen, und wir werden als erste dort sein. Wir werden dafür sorgen, daß auch die Telefonverbindung funktioniert, so daß du dem General gleich melden kannst, daß wir den westlichen Ortsteil von Hidasnémeti wunschgemäß besetzt haben. Du weißt, ich bin nicht feige, aber ich möchte meine Männer nicht auf eine so blöde Weise opfern. Du behauptest, daß du ein Freund des Volkes, ein Freund des Menschen bist. Hast du nicht Mitleid mit diesen Soldaten, die von Anfang an zum Tode verurteilt sind, wenn sie gegen Sturmgeschütze und Panzer losgehen?"

Mischa scheint zuerst seinen Ohren keinen Glauben zu schenken, ist aber nicht mehr so wütend, denkt ein wenig nach, nimmt seine Mütze ab, rauft sich die Haare und erwidert mir mit gedämpfter Stimme: „Wenn dein Vorschlag eine schlimme Wendung bringt und du mich hereinlegst, dann ist es für dich endgültig aus. Bist du sicher, daß nicht die anderen, die von Süden angreifen, schneller dort sein werden?"

„Absolut sicher, weil wir uns viel näher an diesem Ortsteil befinden. Du wirst sehen, wie schnell wir laufen können."

Mischa rauft sich wieder die Haare, seufzt tief und willigt ein: „Dann tu, wie du gesagt hast, verfluchter Faschist!"

Jetzt heißt es nicht kleinlaut werden und die Entwicklung des Gefechtes an unserer Linken genau verfolgen, auf der Hut sein, um zur gegebenen Zeit entsprechend handeln zu können.

Das Gefecht scheint einen Höhepunkt erreicht zu haben. Ich mache mir Gedanken. Es folgt eine täuschende Stille. Etwas ist aus

dem Kampfkonzert ausgeschaltet, die automatischen Waffen. Es sind nur einige Einschläge der Artillerie zu hören. Dann, nur einzelne Karabinerschüsse. Das ist der Augenblick: „Kalaraschen, mit aufgepflanztem Bajonett, im Laufschritt zur Ortschaft!“

Die Männer, die genau wissen, worum es geht und daß ich sie geschont habe, laufen wie verrückt, als ob sie einen Wettkampf gewinnen müssen.

Wir sind gleich im westlichen Teil von Hidasnémeti, und außer erschreckten Einwohnern ist niemand mehr zu finden. Oh, doch! Ein verlassenes gepanzertes Fahrzeug, dessen Motor versagt hat.

Das Telefon klingelt, und Mischa wird von der Division verlangt: „Wie verläuft die Aktion? Wo seid ihr?“

„Es ist alles ausgezeichnet verlaufen. Erstaunlich! Die Rumänen haben Haus für Haus im Sturm genommen. Der Schwadronschef hat einen Panzer geknackt.“

„In Ordnung! Schicken Sie die Gefangenen hierher!“

Daran hat Mischa nicht gedacht, aber er findet gleich einen Ausweg: „Wir haben keinen ausdrücklichen Befehl in bezug auf Gefangene. Alles, was hier noch war, wurde getötet.“

„Schade! Man kann aber nichts ändern. Ende!“

Obergefreiter Popescu, der mir alles Wort für Wort übersetzt hat, ist genauso verblüfft wie ich. Wer hätte gedacht, daß dieser nichtssagende Mischa ein so großer Schlawiner sein kann?

Diesmal bin ich derjenige, der Mischa zuerst umarmt: „Du bist ein großartiger Kerl, Mischa, aber die Geschichte mit dem Panzer hättest du auslassen können. Wenn jemand sieht, daß es sich um einen Panzer handelt, der überhaupt keinen Kratzer abbekommen hat? Auf jeden Fall, wir danken dir alle.“ Er ist ganz verträumt, zerstreut und scheint sich keine Gedanken darüber zu machen, daß er, um uns zu retten, so gewaltig geschwindelt hat.

Gleich danach lasse ich die Offiziere und die Unteroffiziere der Schwadron antreten, um ihnen zu empfehlen, vor Fremden keine lobenden Worte über unseren Politruk auszusprechen. Im Gegenteil, man soll sich ständig über sein Verhalten beklagen und links und rechts erzählen, daß er uns das Leben sauer macht. Anders würden wir ihm einen schlechten Dienst tun und uns selber auch: „Wir wollen ihn behalten, so lange es geht. Wahrscheinlich werden wir ihn noch brauchen.“

Am 24. Dezember 1944 sind wir südwestlich Somody vor Torna blockiert, oder Turna nad Bodvor, wie es Slowakisch heißt, weil

wir die ungarische Grenze schon hinter uns gelassen haben. Unterwachtmeister Basangiu und Unteroffizier Ikonaru ist es gelungen, sich in meine Schwadron versetzen zu lassen. Das ist das einzige Weihnachtsgeschenk, über das ich mich freue.

Zwei Schwadronen unseres Regiments lösen ein ganzes rumänisches Infanteriebataillon ab. An meiner Rechten befindet sich die dritte Schwadron, die sich bis in die Nähe einer Bahnlinie ausdehnen muß. Meine eigene Schwadron soll an ihrem linken Flügel Verbindung mit dem rumänischen Infanterieregiment 4 aufnehmen. Interessanterweise fließt knapp hinter unserer Stellung ein Kanal, Bodva genannt, der nicht zugefroren ist.

In Erwartung des Angriffsbefehls haben wir uns auf dem hartgewordenen Boden hingelegt. Einige versuchen vergebens, sich mit dem Spaten einen Graben zu schaufeln, sie schimpfen, um schließlich zu resignieren. Ausgerechnet in dieser abgeklärten Weihnachtsnacht sollen wir in Richtung Torna angreifen, nach massiver sowjetischer Artillerievorbereitung, wie uns gesagt wird.

Als es soweit ist, müssen wir die traurige Feststellung machen, daß die sowjetischen Artilleristen sich verkalkuliert haben. Ihre ersten Granaten zerplatzen direkt in unserer Mitte und verursachen ein Geschrei, das von allen Seiten kommt: „Die Russen wollen uns niedermetzeln . . .“

Mein Versuch, telefonisch zu melden, was bei uns geschieht, scheitert, weil die Leitung irgendwo zerrissen worden ist. Fernmelder vom Schwadronstrupp machen sich auf den Weg, um die Verbindung wiederherzustellen. Sie ist hergestellt, aber gleich danach hageln auch die „Katjuschkas“, die Stalinorgeln, mit denen wir während des ganzen Ostfeldzuges nur ein einziges Mal zu tun gehabt haben. Ihr kreischendes, peitschendes und ständig sich wiederholendes Tosen wirkt demoralisierend, und das feuerwerkartige Geprassel erschüttert gewaltig die Nerven. Man hat den Eindruck, daß die serienweise zusammenprallenden Blitze mit Gefräßigkeit auf der Suche nach ihren Opfern sind.

Fünf Minuten hat es gedauert, bis die sowjetischen Artilleristen kapiert haben, daß wir in ihrem Schußfeld liegen, sie verzichten darauf, mit steigender Erhöhung zu schießen, und stellen einfach das Feuer ein. Es ist ein Wunder, daß ich nicht einmal verwundet worden bin, denn drei Männer vom Schwadronstrupp sind tot und zwei schwer verwundet, darunter Unterwachtmeister Basangiu, dessen Beine von Dutzenden von Splittern getroffen worden sind,

besonders sein linkes Schienbein, von Fleisch fast entblößt, sieht sehr schlimm aus. Als die Sanitäter ihn auf die Tragbahre legen, verabschiedet er sich mit einem schmerzlichen Lächeln von mir: „Jetzt wird es mir nicht mehr möglich sein, zu gegebener Zeit zu Ihnen zu reisen. Schade, sehr schade, Herr Rittmeister."

Ausgerechnet in diesem Augenblick ruft mich jemand ans Telefon, der mich mit meinem Vornamen anredet, um mir frohe Weihnachten zu wünschen. Es ist Oberst Pambucol, Kommandeur des Jägerregiments 1, den ich seit Jahrzehnten kenne und der mir mitteilt, daß seine Jäger mich bald ablösen werden.

Zu diesem Zeitpunkt muß ich nicht mehr die Meldung der Zugführer abwarten, um festzustellen, daß die Schwadron durch den sowjetischen Feuerüberfall ein Drittel ihres Standes verloren hat.

Um mich nach dem Zustand von Basangiu zu erkundigen, eile ich gleich zum Verbandsplatz, der sich in einer Volksschule befindet. Die zwei Klassenräume sind überfüllt, die Verwundeten werden eng nebeneinander gelegt, ständig Tote weggeschafft und frisch Verwundete hereingebracht.

In den beiden Räumen herrscht ein schrecklicher Gestank von Menschenkot, Blut und verwesendem Fleisch, der die Luft verpestet. Basangiu befindet sich in einem dritten Zimmer, in das eben zwei schwerverwundete Offiziere getragen werden, ein rumänischer und ein sowjetischer Hauptmann, für die wenig Hoffnung besteht, daß sie noch länger als ein paar Stunden am Leben bleiben werden. Man legt den einen neben den anderen auf eine improvisierte Pritsche.

Der Rumäne, ein Hauptmann des Infanterieregiments 4 aus Pitesti, der am Bauch getroffen wurde, ist bewußtlos, und der Oberstabsarzt will sich zuerst mit ihm beschäftigen. Ein Sanitäter ist dabei, ihm die Knöpfe des Mantels, dann die des Waffenrockes aufzumachen. Der Russe schaut interessiert zu . . . Unter dem Waffenrock trägt der Hauptmann auch einen Pullover, dessen unterer Teil voll von Blut ist, aber auf der linken Brustseite des Pullovers ist etwas angeheftet, das alle von uns sehr gut kennen, und auch der Russe kennt es: das Eiserne Kreuz!

Die Augen des Russen werden ganz groß, er versucht, sich auf den Ellbogen zu stützen, sogar aufzustehen, aber er kann es nicht. Er wirft uns allen einen wütenden Blick zu, und, vor Wut schäumend, knirscht er: *„Rumanski Kurva!"* (Rumänische Hure.)

Mehr kann er nicht mehr sagen, denn er verliert das Bewußtsein. Es sind vielleicht seine letzten Worte.

Unsere Lücken werden teilweise ausgefüllt mit Männern der Kalaraschen-Regimenter 4 und 11, die sich wegen ihrer hohen Verluste auflösen. Auf diese Weise „erfrischt", erreichen wir kurz vor Jahreswechsel Jablonow, eine Ortschaft, die ungarisch Szadalmas heißt. Nach einer mysteriösen Abwesenheit taucht Mischa wieder auf, aber nur, um Abschied von uns zu nehmen und das Kommen eines anderen Politruks anzukündigen. Er nimmt mich beiseite, um mir flüsternd etwas anzuvertrauen: „Ich habe Gutes über dich gesprochen, Emilian, obwohl ich ganz genau wußte, daß ich im Unrecht war, aber ich habe es getan."

Wo und wem er alles dies gesagt hat, teilt er mir nicht mit. Nach Umarmung und Bruderkuß steigt er in einen Jeep und verschwindet in Richtung Osten.

Aus diesem Mischa hat auch eine unmenschliche Parteidisziplin keinen Unmenschen schaffen können. Ganz ehrlich, ich werde ihn vermissen. Ohne ihn und vor allen Dingen mit einem anderen Politruk im Rücken muß ich alle meine Pläne nochmals in Erwägung ziehen . . .

*

Nördlich Jablonca und in der Gegend der Höhe 489, wo wir Stellung bezogen haben, verhalten sich die Ungarn, die wir vor uns haben, ganz ruhig, wenn sie nicht bei Nacht in Unkenntnis dessen, daß wir Befehl haben, sie den Sowjets zu übergeben, zu uns überlaufen.

Etwas Ungewöhnliches ereignet sich jedoch auch hier: Zwei rumänische Generäle kommen zu uns, um sich über die Lage zu informieren, General Camenitza, Kommandierender General des II. Armeekorps, der den bei der Truppe sehr beliebten General Dascalescu abgelöst hat, und General Marinescu, Kommandeur der 6. Infanteriedivision, der diesen Abschnitt übernehmen soll. Tief beeindruckt bin ich von dessen Freimütigkeit, mit der er über die politische Entwicklung in Rumänien spricht und über die Bevormundung der Sowjets, die immer deutlicher wird.

Verblüfft bin ich aber, als ich einige Tage später in Silica, wo wir Quartier bezogen haben, zur Division bestellt werde, um aus dem Munde von General Fortunescu ähnliche Worte zu hören: „Beim Theißübergang habe ich Sie beleidigt und Ihnen Unrecht ge-

tan. Bitte, meine Entschuldigung entgegenzunehmen. Der Haß gegenüber den Deutschen hat mich blind gemacht. Man kann mit der Wahrheit nicht mogeln. Tag für Tag bin ich mit höheren sowjetischen Offizieren zusammengekommen und habe auf diese Weise Gelegenheit gehabt, ihren Geist und ihre Absichten kennenzulernen. Sie haben aus ihren Abmachungen mit den Anglo-Amerikanern in bezug auf uns keinen Hehl gemacht. Von den westlichen Alliierten wurden wir abgeschrieben. Die Sowjets werden erbarmungslos mit uns umgehen. Sehen Sie sich an, wie sie ihre eigenen Soldaten behandeln. Sie können sich vorstellen, wie sie uns nach dem ‚Sieg' behandeln werden ... Ich möchte Ihnen außerdem mitteilen, daß General Arama erneut von uns verlangt, daß wir Sie nach Bukarest schicken, damit Sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ich werde genau wie Teodorini handeln und Sie nicht dorthin schicken. Sie bleiben hier ..."

„Ich danke Ihnen ergebenst, Herr General!"

Fortunescu zeigt sich erstaunt über eine andere Feststellung, die er während eines Gespräches mit dem sowjetischen Major, der als Verbindungsoffizier beim Stab der Division fungiert, machen konnte. „Sagen Sie mir, wie ist es Ihnen gelungen, Ihre Gefühle zu verstecken und das Vertrauen der Sowjets zu gewinnen? Ihr Politruk hat Sie für einen sowjetischen Orden vorgeschlagen, der Major hat bereits zugestimmt und das betreffende Papier weitergeleitet."

Verdammter Mischa!

Meine Antwort muß genauso doppelsinnig wie die Frage sein: „Ich unterdrücke meine eigenen Gefühle, um der Lage Herr zu werden, Herr General."

Gleichzeitig stelle ich mir aber selber die Frage, wie lange ich dazu noch in der Lage sein werde und ob es nicht besser wäre, einen großen Teil des Kalaraschen-Regiments 2 aus dieser Klemme herauszuziehen ...

*

In Silica befindet sich auch ein Teil des Roschiori-Regiments 4 mit ihrem Kommandeur, Oberstleutnant Mircea Tomescu, der mein Lehroffizier auf der Kavallerieschule in Targoviste gewesen ist und mit dem ich seit damals in enger Verbindung stehe. Eines Abends bittet mich Tomescu zu sich in sein Quartier.

Mein alter Lehroffizier und guter Freund, der sich nach dem Staatsstreich vom 23. August 1944 zwei Wochen lang in Bukarest aufgehalten hat und dank seiner ausgezeichneten Beziehungen viele Einzelheiten über diesen Putsch und seinen Ablauf sammeln konnte, erzählt mir alles, was er davon weiß, und empfiehlt mir: „Vorläufig sollst du das für dich behalten, aber eines Tages mußt du dafür sorgen, daß alles bekannt wird, damit unsere Nachkommen wissen, von wem und wie wir verraten und dem Weltbolschewismus preisgegeben wurden."

Wir sitzen beide neben dem Herd, in dem das Feuer langsam brennt und dessen Flammen die einzige Beleuchtung des armseligen Raumes sind. Mit ruhiger Stimme fängt Mircea Tomescu an zu erzählen, und ich hänge wie gebannt an seinen Lippen: „Ohne die Mitwirkung von Mihai Antonescu, dem Außenminister des Marschalls [mit dem Staatsführer weder verwandt noch verschwägert], wäre das alles nicht möglich gewesen ..."

Anfang Oktober 1942 besuchte Marschall Antonescu Hitler im Führerhauptquartier und wies auf die krisenhafte Lage bei Stalingrad hin. Antonescu scheute sich nicht, Hitler Vorhaltungen wegen unzureichender Anlieferung moderner Waffen und Geräte zu machen, wies vor allem auf das nahezu völlige Fehlen panzerbrechender Waffen bei den rumänischen Armeen hin und teilte Hitler mit, daß er den Einsatz der 3. rumänischen Armee in der Flankenstellung nordwestlich von Stalingrad für falsch hielte. Auf Anraten des Wehrmachtsführungsstabes hielt Hitler aber an dieser Entscheidung fest, versprach jedoch die Lieferung von panzerbrechenden Waffen und schwerer Artillerie für die 3. rumänische Armee.

Am 19. November 1942 begann die sowjetische Großoffensive, und am 26. November war die 3. rumänische Armee, die die versprochenen Waffen nicht bekommen hatte, bereits völlig zerschlagen. Marschall Antonescu beschwerte sich erneut bei Hitler und schrieb einen tiefergreifenden Brief an Generalfeldmarschall von Manstein.

Außenminister Mihai Antonescu, der davon Kenntnis hatte und auch im Falle eines Machtwechsels weiterhin eine führende Rolle zu spielen gedachte, führte auf Initiative der Königinmutter Helene Anfang Januar 1943 in Predal ein erstes Gespräch mit Iuliu Maniu und Constantin Bratianu, den Führern der beiden bedeutenden Oppositionsparteien, an dem auch General Sanatescu beteiligt war. Über dieses Gespräch informiert, wie auch über einen Vorschlag,

Kontakte mit den Westalliierten aufzunehmen, „um die sowjetische Bedrohung abzuwenden", den Mihai Antonescu Mussolini gemacht hatte, verlangte Hitler von Marschall Antonescu die sofortige Abberufung seines Außenministers. Der Marschall weigerte sich jedoch.

Am 1. Juli 1943, als er von Mussolini empfangen wurde, schlug Mihai Antonescu diesem vor, mit den Westalliierten Friedensgespräche aufzunehmen. Im Laufe desselben Monats wurden eine Anzahl von Sabotageakten gegen die rumänische Ölindustrie und gegen Eisenbahnanlagen, hauptsächlich im Raum Ploesti, verübt. Mitte August 1943 nahm Alexandru Cretzianu, der rumänische Gesandte in Ankara, im Auftrag der Opposition und hinter dem Rücken des Marschalls mit den Botschaftern der USA und Großbritanniens Fühlung auf.

Gleich danach fanden in Rumänien mehrere Koordinierungsgespräche der Opposition, hauptsächlich in Snagov, statt. Diese Gespräche wurden von dem Leiter der Chiffrierabteilung im rumänischen Auswärtigen Amt, Grigore Niculescu-Buzesti, einem Gefolgsmann des ehemaligen Außenministers Nicolae Titulescu, abgeschirmt. Marschall Antonescu wurde darüber falsch informiert, auch unterschätzte er die Bedeutung der rumänischen Opposition. In einem Gespräch mit Hitler anläßlich seines Besuches im Führerhauptquartier am 3. September 1943 zeigte er sich arglos.

Mitte Oktober 1943 führte bereits König Mihai in Anwesenheit von Königinmutter Helene Gespräche mit Oppositionsführern im Königsschloß von Sinaia. Unter den Teilnehmern befand sich auch der Chef der vollkommen unbedeutenden Sozialdemokratischen Partei, Titel Petrescu. Später wurde auch der Salonkommunist Lucretiu Patrascanu eingeschaltet, der selber sehr überrascht war, als man ihn zum König bestellte.

Mitte März 1944 begannen dann schon die Geheimverhandlungen des Prinzen Barbu Stirbey mit Vertretern der USA und Großbritanniens in Kairo. Am 22. April 1944 führte der frühere rumänische Botschafter in Warschau, Constantin Visoianu, ebenfalls ein treuer Diener von Titulescu, erste Gespräche mit dem sowjetischen Botschafter in Ankara. Einige Wochen später fuhr er sogar über Ankara unmittelbar nach Moskau.

Aber schon vor diesem Datum stand die rumänische Opposition, mit Wissen von Außenminister Mihai Antonescu, in Kontakt mit den Sowjets in Stockholm, und zwar über den dortigen rumänischen

Gesandten Frederic Nanu. Die sowjetischen Gesprächspartner, Frau Kolontay und der Botschaftsrat Semenov, zeigten sich eher interessiert, direkt mit Vertretern der Regierung Antonescu zu verhandeln. Ihre Vorschläge und Bedingungen wurden von Marschall Antonescu zurückgewiesen.

Inzwischen übergaben mehrere eidestreue Offiziere, darunter ein Major im Stabe des rumänischen Luftwaffenbefehlshabers, der deutschen Gesandtschaft und der Dienststelle der deutschen Abwehr in der Alexandru-Allee in Bukarest umfangreiche Unterlagen über die geheimen Waffenstillstandsverhandlungen, die Putschpläne und die vollständige Liste der beabsichtigten Regierungsumbildung.

Am 8. Juni 1944 tauchte in Bukarest der ehemalige rumänische Artillerieoberleutnant Emil Bodnaras auf, der vor Jahren in die Sowjetunion desertierte, wo er nach Absolvierung mehrerer Spionageschulen einer der wichtigsten Agenten des Kominform wurde. Unter dem Decknamen „Dipl.-Ing. Ceausu" brachte man Bodnaras in der Wohnung von Grigore Niculescu-Buzesti unter. Die Putschpläne wurden unter seinem Vorsitz am 13. und 14. Juni 1944 in einem konspirativen Haus der Kommunistischen Partei in Bukarest, Strada Armeneasca 15, in allen Einzelheiten festgelegt.

Die sogenannten demokratischen Parteien waren jetzt ausgeschaltet; an der Besprechung nahmen nur folgende Personen teil: General Gheorghe Mihail, der unter Carol II. Chef des Generalstabes war, General Constantin Sanatescu, Angehöriger der Hofkamarilla, Oberst Dumitru Damaceanu, Chef des Stabes des Militärkommandos von Bukarest, Mocsony-Stircea und Mircea Ioanitiu als Vertreter des Königs und Grigore Niculescu-Buzesti. Einige Tage später wurde auch General Constantin Vasiliu-Rascanu, der den Befehl über die Ersatztruppen des V. Armeekorps im Raum Ploesti innehatte, in dieses Gremium aufgenommen.

Ursprünglich war der Staatsstreich für den 26. August geplant, auf Verlangen der Sowjets wurde er aber als Schlußakt ihrer Offensive in der Moldau auf den 23. August vorgezogen.

Für den Zusammenbruch an der Front sorgte General Mihai Racovitza, Oberbefehlshaber der 4. rumänischen Armee. Zwei rumänische Generäle, die ihm unterstellt waren, General Nicolau, Kommandeur der 5. Infanteriedivision (westlich von Iassy), und General Ilie Cretzulescu, Kommandeur der 104. Gebirgsbrigade, übernahmen die Aufgabe, den Russen die Tore zu öffnen. Bei diesem

Verrat war die Haltung von General Nicolau besonders gemein und niederträchtig. Er zog die Infanterieregimenter 9 und 32 aus der Stellung heraus, um den sowjetischen Panzern den Weg freizumachen; doch um die deutschen Nachbarn zu täuschen, befahl er seinem dritten Regiment, dem Infanterieregiment 8 aus Buzau, anzugreifen. Es wurde aufgerieben, und fast alle Offiziere, mit dem Kommandeur an der Spitze, sind bei dem Angriff gefallen.

Ohne die Mitverschwörung zweier weiterer Offiziere, die Schlüsselfunktionen bekleideten, wäre auch die Festnahme von Marschall Antonescu am 23. August 1944 um 17.00 Uhr im Königspalais von Bukarest nicht möglich gewesen; denn es hätten sich noch genug Offiziere gefunden, die bereit gewesen wären, ihn zu befreien. Als die Kommandeure vom Generalstab und von der rumänischen S.S.I. (Spezialnachrichtendienst) Auskunft über den „verlängerten Kronrat" im Palais verlangten, bekamen alle von Oberst Ghitza Zamfirescu, Chef der I. Abteilung des Generalstabes, und von Oberst Traian Borcescu, Chef der Abteilung „G" des Spezialnachrichtendienstes, die gleiche Antwort: „Es ist ein gewöhnlicher Kronrat, der um 20.00 Uhr zu Ende gehen wird ..."

Aber um 20.00 Uhr befand sich Marschall Antonescu bereits in den Händen von Emil Bodnaras, der sich von Anfang an mit einer Bande schwerbewaffneter Kommunisten in einem Nebenraum des Arbeitszimmers des Königs aufhielt. Die Festnahme erfolgte zwar durch einen Hauptmann und sechs Unteroffiziere der königlichen Wache, die Übergabe an die Leute von Emil Bodnaras fand jedoch gleich darauf statt. Marschall Ion Antonescu wurde von diesem in einem Versteck in dem Vorstadtteil Vatra Luminoasa festgehalten, bis die sowjetischen Truppen ihren triumphalen Einzug in Bukarest vollzogen hatten, um gleich danach per Flugzeug nach Moskau transportiert zu werden*.

Als Oberstleutnant Mircea Tomescu mit seiner Erzählung zu Ende ist, brennt das Feuer im Herd nicht mehr, und im Zimmer ist es ganz dunkel geworden ...

*

Im Slanatal, nördlich Solovec und auf den felsigen Anhöhen der Silica Planina, leistet die 4. deutsche Gebirgsdivision erbitterten Widerstand. Die zwei sowjetischen Divisionen, die im Slanatal eingesetzt sind, haben bis jetzt nur geringfügig Gelände gewinnen können; die 11. rumänische Infanteriedivision, die an der linken Flanke der Sowjets angreift, hat ungeheure Verluste erlitten, und anstelle dieser Division werden wir jetzt ins Fegefeuer geschickt. Vielleicht wird das für uns der letzte Einsatz sein!

Wir übernehmen vom rumänischen Infanterieregiment 2, das noch knapp dreihundert Mann zählt, die Stellung, die am Rande eines Tannenwaldes liegt. Vor uns die Höhe 672. In der Mitte des Abhanges dieser Höhe, am Rande eines anderen Tannenwaldes, stehen die deutschen Vorposten. Weiter nach oben eine doppelte Schützenschanze, hinter dem Kamm eine Artilleriestellung, vermutlich 150-mm-Gebirgshaubitzen, wie unsere Vorgänger uns erzählen.

Der Tannenwald bietet uns eine angemessene Ausgangsbasis. Auf dem halben Weg zum bewaldeten Abhang, der vor uns liegt, ist eine Anzahl dicht nebeneinander stehender Holzstapel dafür geeignet, den Angreifern Schutz zu bieten. Wenn man diese Holzstapel hinter sich gelassen hat, gibt es keine Deckungsmöglichkeit

* Fast zwei Jahre lang blieb Marschall Ion Antonescu in Einzelhaft in dem berüchtigten Gefängnis Ljubianka in Moskau. Die Sowjets wollten ihn aber weder vor ein Gericht stellen noch zum Tode verurteilen, das überließen sie der neuen, noch „königlichen" Regierung.
Vor dem sogenannten Volksgericht in Bukarest zeigte sich der Marschall ungebrochen. Seine Verteidigung war eine Anklage gegen die Verräter, gegen die neuen Herren im Lande und gegen die „Sieger". Er nahm allein die Verantwortung für alles auf sich, was unter seiner Regierung geschehen war, und sagte wörtlich:
„Als Verbündeter der Deutschen war ich daran interessiert, daß Deutschland den Krieg gewinnt. Ich habe für das Glück, für die Freiheit und für die Ehre meines Vaterlandes gekämpft, und ich bereue nichts von allem, was ich getan habe. Sie sind nicht zuständig, ein Urteil über mein Verhalten auszusprechen, sondern die Geschichte wird das tun."
Am 1. Juni 1946 brachte man Marschall Ion Antonescu zur Hinrichtungsstätte im Hofe des zu einem Gefängnis umgewandelten Forts von Jilava. Er lehnte es ab, sich die Augen verbinden zu lassen. Der Hinrichtungszug wurde vom Gendarmerieregiment der Hauptstadt gestellt.
In Habtachtstellung rief Antonescu laut: „Es lebe Rumänien!" und befahl selbst den Gendarmen: „Feuer!"
Die braven Gendarmen gehorchten selbstverständlich dem Befehl ihres Marschalls und feuerten die Salve ab, aber ausnahmslos alle daneben. Keine Kugel eines rumänischen Soldaten hat den Marschall Ion Antonescu getroffen ...
Der ganze Hinrichtungszug wurde auf der Stelle entwaffnet und verhaftet. In der Eile wurden anwesende Kommunisten, meist nicht rumänischer Abstammung, in Uniformröcke gesteckt, wobei sie die Zivilhosen anbehielten, und mit Maschinenpistolen bewaffnet. Es folgte eine wilde Schießerei, die den Marschall jedoch ebenfalls noch nicht tötete. Den Gnadenschuß feuerte ein gewisser Frugina, ein Deserteur, ab, der am nächsten Tag direkt zum Milizhauptmann befördert wurde. So endete der große Patriot.

mehr, und die aufgehäuften Leichen der Angehörigen der Einheit, die wir eben abgelöst haben, zeugen davon, daß das flankierende Feuer der Deutschen besonders wirkungsvoll ist. Die toten Infanteristen des 2. Regiments liegen auf einem Streifen von sechshundert Metern in der Länge und mehr als einhundert Metern in der Breite, einer über dem anderen. Wie viele es sind? Vielleicht 250 bis 300, wenn nicht mehr. Schrecklich!

Trotz dieser unnötigen Opfer sind jetzt wir an der Reihe, einen Frontalangriff zu probieren. So wollen es die Russen, und Oberstleutnant Traian Hodos, der neue Ia der Division, den ich schon aus meiner Kinderzeit kenne und dessen Mutter zum engsten Freundeskreis meiner Familie gehört, ist gezwungen, uns den widersinnigen Angriff zu befehlen.

Nach heftiger Artillerievorbereitung kommen wir aus unserer Walddeckung heraus. Jede Gruppe von uns hat als erstes Ziel einen Stapel gefälltes Holz. Aber gleich danach fangen die Deutschen, die sehr wachsam sind, an, die Zwischenflächen mit ihren automatischen Waffen auszufegen. Unter den heftigen Aufschlägen zersplittert das Holz, vibriert. Man könnte sagen, daß es jammert, daß es weint. Wenn man sieht und hört, was jetzt mit diesem Holz geschieht, kann man sich vorstellen, was mit uns geschehen wird, wenn wir den Sprung nach vorne riskieren.

Berceanu, der vor drei Tagen zum Oberleutnant befördert worden ist, wagt es, nach vorne zu springen, und wird gleich niedergestreckt. Glücklicherweise ist ihm kein anderer gefolgt. Zu unserer Linken hat Hodos auch eine Gruppe Flammenwerfer eingesetzt. Sie ist vorläufig nicht im Schußfeld der automatischen Waffen und kann deshalb ein wenig vorrücken, aber nicht lange, denn die deutschen Gebirgshaubitzen versperren ihr den Weg. Dreimal Reihenfeuer, und die ganze Gruppe existiert nicht mehr. Schwarzer Rauch steigt über dem Gelände empor, wie ein Trauerflor.

Wir sind hinter den Holzstapeln im feindlichen Feuer steckengeblieben. Erschüttert sehe ich, wie Leichtverwundete zu uns zurückgeschickt werden. Gleich fünf sowjetische Politruks prüfen in der sogenannten Halte- oder Abfanglinie mit der Pistole in der Hand die Verwundeten, und diejenigen, die sich noch auf den Beinen halten können, werden zur vorderen Linie zurückgeschickt. Zurück oder Genickschuß!

Am nächsten Morgen ruft mich Oberstleutnant Hodos an: „Du übernimmst das Kommando über die ganze ‚Feuerlinie' des Regiments. Das ist die sowjetische Bezeichnung für die vordere Linie, die insgesamt drei Schützenschwadronen und zwei sMG-Züge umfaßt. Du wirst eine nie dagewesene Artillerieunterstützung bekommen. Wir werden die Deutschen auf Leben und Tod niederknüppeln. Dann schreitest du zum Angriff. Genau um 20.15 Uhr rufst du mich an und meldest mir, daß du die Höhe 672 besetzt hast ..."

Ich bin sprachlos. Ekliger Kerl! Mistvieh! Er ahnt nicht, daß er damit ein nicht mehr rückgängig zu machendes Triebwerk ausgelöst hat. Hier und gleich werde ich den Rubicon überschreiten.

Heimlich lasse ich Offiziere und Unteroffiziere der zweiten und vierten Schwadron sowie der sMG-Züge zu mir kommen. Der Chef der dritten Schwadron, ein Rittmeister der Reserve, Gymnasiallehrer von Beruf, dessen ich mir nicht sicher bin, wird nicht verständigt. Meine Aufregung unterdrückend, schildere ich in kurzen Worten die Lage: „Kameraden! Man will aus uns Hackfleisch machen. Ich habe mich entschlossen, zu den Deutschen zu gehen. Es ist ein großes Risiko, so etwas zu unternehmen. Seid ihr damit einverstanden, und wollt ihr mir noch folgen?"

Sie brauchen ihre Meinung nicht mehr untereinander abzustimmen, denn sie haben dies schon getan, bevor sie zu mir gekommen sind, was mir Leutnant der Reserve Dumitrescu Ilie, Student der Rechtswissenschaften, zur Kenntnis bringt: „Herr Rittmeister, wir haben schon unter uns besprochen, daß Sie uns mit umgehängtem Gewehr zu einem neuen Angriff führen sollen. Ein für allemal, wir wollen dieser Dreckarbeit ein Ende machen! Bei der Mannschaft sind alle einverstanden und haben sich auch bereit erklärt, an der Seite der Deutschen den Kampf gegen die Bolschewiken weiterzuführen."

Brave Kalaraschen! Aber gerade ihr Entschluß stellt mein Gewissen auf eine äußerst harte Probe. Sie sind an ihre Scholle gebundene Bauern, die meisten von ihnen haben Frau und Kinder, aus ihrer Gegend ist keiner jemals ausgezogen, sein Glück anderswo zu finden ... Jetzt aber gibt es kein Zurück mehr!

Unterwachtmeister Maria und Unteroffizier Tomescu, beides ehemalige Teilnehmer an einem Panzerabwehrlehrgang der Wehrmacht, die etwas Deutsch sprechen, werden als Aufklärer geschickt. Sie haben den Auftrag, die deutschen Vorposten zu erreichen, sich ihnen zu ergeben und dem ersten deutschen Offizier zu erklären, was wir zu tun beabsichtigen.

Die Aufklärer sind schon gestartet. Das Telefon klingelt, und Oberstleutnant Hodos meldet sich: „Der sowjetische Verbindungsoffizier hat deine Ernennung zum Kommandanten der gesamten ‚Feuerlinie' des Regiments gutgeheißen. Er rechnet damit, daß der Angriff erfolgreich verlaufen wird. Wie ich dir schon gesagt habe, gleich nach der Artillerievorbereitung gehst du los . . ."

Er hat gerade zur rechten Zeit angerufen. Ohne zu schwanken, werfe ich in die Waagschale, was ich schon vorher überdacht habe: „Bei näherer Überlegung will ich diesmal auf die Artillerievorbereitung verzichten. Unsere Erfolgschancen hängen nur von der Überraschung ab. Mit Artillerievorbereitung sind alle Angriffe bisher gescheitert, weil der Feind jedesmal gewarnt war."

Hodos scheint vor Wut zu kochen, daß ich seinen peinlich genauen Plan über den Haufen werfen will, und erwidert lautstark: „Kommt nicht in Frage. Ich untersage dir ausdrücklich, so etwas aufs Spiel zu setzen!"

Auf dem Spiel steht jetzt aber auch unser Schicksal: „Das soll kein übler Scherz sein, Herr Oberstleutnant. Wir sind es, die zum Angriff gehen werden, und Sie wissen besser als ich, daß wir nicht die geringste Chance auf Erfolg haben werden, wenn die Artillerie sich einschaltet. Selbstverständlich ist auch der Überraschungsangriff mit einem großen Risiko verbunden, aber nur auf diese Weise besteht noch eine Möglichkeit, Ihnen heute abend zu melden, daß die Höhe 672 in unserem Besitz ist. Ich glaube, es ist unser Recht zu verlangen, uns ohne Musik sterben zu lassen . . ."

Hodos denkt eine halbe Minute nach und willigt schließlich ein: „Gut! *Norok, Emilian, norok!*"

*

Vorwärts! In der Dunkelheit verlassen wir mit übergehängtem Gewehr die bisherige Stellung und schleichen uns lautlos bis zu den Holzstapeln, um gleich danach auch diesen letzten Schutz zu verlassen. Es folgt ein schwerfälliges, unheimliches Trippeln auf den Leichen unserer Kameraden von der Infanterie, und ich stelle mir dauernd die Frage, ob wir in der nächsten Sekunde nicht auch neben diesen angehäuften Leichen liegen werden. Ist es Maria und

Tomescu gelungen, den Auftrag durchzuführen, oder wurden sie unterwegs umgelegt?

Ein wichtiger Trumpf für uns ist die Tatsache, daß die Reste der drei Schwadronen in völliger Stille vorrücken.

Hier ist die Steigung zu den deutschen Stellungen!

Instinktiv verlangsame ich den Schritt. Ich habe das Gefühl, daß vom Waldrand aus, auf den wir jetzt zugehen, unzählige Deutsche auf uns schauen, um uns aus näherer Entfernung wie Hasen abzuschießen. Es sei denn, daß Maria und Tomescu die Deutschen doch verständigt haben . . .

Jetzt haben wir auch den Waldrand erreicht. Plötzlich bewegt sich etwas im Schnee, gleich vor unseren Füßen. Zwei Gestalten, die weiße Tarnanzüge tragen, stehen mit erhobenen Armen aus ihren Löchern auf. Es sind zwei deutsche Gebirgsjäger eines stehenden Spähtrupps, die sich vollkommen verwirrt und überrascht auf einmal von so vielen „Feinden" überrannt sehen. Ich gebe mir Mühe, ihnen zu erklären, daß im Gegensatz zu dem, was sie glauben, nicht sie unsere Gefangenen, sondern wir alle ihre Gefangenen sind.

Nach ihren verstörten Mienen zu urteilen, kann man annehmen, daß sie mich für einen Spaßvogel halten. Es kommen noch zwei von ihren Kameraden, darunter ein Unteroffizier. Auch dieser kann seine Gemütserregung nicht verbergen. Er versteht aber, worum es geht und daß wir fest entschlossen sind, uns zu ergeben.

Verblüfft läßt der Unteroffizier seine drei Kameraden weiter Posten am Waldrand stehen. Mit ihm an der Spitze marschieren wir weiter zum Gefechtsstand der Kompanie, wo sich zur Zeit auch der Bataillonskommandeur aufhält. Es ist ein Hauptmann, dem ich mich vorstelle: „Rittmeister Emilian mit dem Rest von drei Schwadronen des Kalaraschen-Regiments 2. Wir melden uns freiwillig, um an der Seite der Deutschen Wehrmacht den Kampf weiterzuführen."

„Hauptmann Göttinger. Ihr Regiment ist bei uns bekannt, seit damals . . . !"

Wir sind also beim Gebirgsjägerregiment 91 der „Enzian"-Division gelandet, die während des Ostfeldzuges sehr oft rumänische Nachbareinheiten hatte und jetzt rumänische Angriffe abwehren muß.

Der deutsche Hauptmann teilt mir auch gleich mit, daß es unseren beiden Aufklärern, Maria und Tomescu, gelungen ist, bis zum Bataillonsgefechtsstand vorzudringen, wo sie berichtet haben,

daß wir kommen würden, aber man hat ihnen keinen Glauben geschenkt. Erst durch unser Erscheinen sind ihre Aussagen bestätigt worden.

Als die beiden zu uns gebracht werden, spreche ich ihnen meinen Dank und meinen Glückwunsch aus für die vorbildliche Art, in der sie ihren Auftrag durchgeführt haben.

Hauptmann Göttinger wundert sich, daß hinter mir ein Fernmelder des Schwadronstrupps das Feldtelefon mit sich herumschleppt, und fragt mich, ob ich nicht gedenke, die Verbindung mit meiner Division abreißen zu lassen. Seine Bemerkung ist berechtigt, und er hat auch Grund, mißtrauisch zu sein. Aber als ich ihm sage, weshalb ich mich dieses Telefons ein letztes Mal bedienen möchte, hat er vollkommenes Verständnis dafür und erfüllt auch meine Bitte, ein paar Granaten in Richtung unserer alten Stellung abfeuern zu lassen.

Danach jagen wir unsere Magazine, alles, was wir noch an Munition besitzen, in die Luft. Eine eindrucksvolle Schießerei, die bald darauf das Telefon klingeln läßt.

Am Apparat Oberstleutnant Hodos: „Himmel Kreuz, Emilian, wo seid ihr, was ist dort los?“

„Befehlsgemäß liegt die Höhe 672 schon hinter uns; aber jetzt sind wir in eine Falle geraten. Es sieht so aus, als ob wir umzingelt sind ...“

„Was? Was sagst du? Ihr seid umzingelt?“

In diesem Augenblick mache ich mit den Fingern ein Zeichen, das „abschneiden“ bedeutet. Mit einem Kampfmesser wird das Kabel plötzlich abgeschnitten. Die Verbindung mit der rumänischen Armee, die Verbindung mit den Kameraden, die widerwillig und unter Zwang auf der anderen Seite geblieben sind, besteht nicht mehr.

Jetzt ist die Zeit gekommen anzutreten, um festzustellen, wie viele es sind, die diesen Schritt getan haben. Insgesamt sind es einhundertneunzehn, darunter außer mir noch weitere drei Offiziere, zwei Oberwachtmeister, zwei Wachtmeister, zwei Unterwachtmeister und einhundertneun Unteroffiziere und Mannschaften. Mit Ausnahme der Granatwerferzüge, die sich in der zweiten Linie befunden haben, ist alles von den drei Schwadronen aus der vorderen Linie bei uns.

Der Abstieg zum Tal ist eine richtige alpinistische Leistung, denn der Abhang ist sehr steil, und wir müssen, uns an einem Seil festhaltend, nach unten rutschen. Nach einem kurzen Aufenthalt beim

Stab des Regiments 91, das sich in Vysny Hámor befindet, und zwar in einem sehr ansehnlichen Haus, das man auch als Schloß bezeichnen kann, werden wir zur 4. Gebirgsdivision weitergeleitet, wo uns Generalleutnant Breith willkommen heißt und die Majore Gombarth und Gärtner möglichst viel von uns erfahren möchten.

Generalleutnant Breith stellt mir auch die Frage: „Und jetzt, was gedenken Sie zu tun?“

Meine Antwort lautet: „Ich werde tun, Herr General, was alle meine Kalaraschen wünschen. Mag die Lage für Deutschland auch noch so aussichtslos sein, wir werden den Weltbolschewismus bis zum Schluß bekämpfen. Was mich persönlich betrifft, habe ich eine Bitte, daß man mir zwei Dinge gewährt: Als erstes, daß ich niemals gegen Rumänen eingesetzt, und als zweites, daß ich niemals von meinen Reitern getrennt werde.“

General Breith, der sehr bewegt zu sein scheint, findet die zusichernde Antwort: „Das ist kein Gunstbeweis, sondern Ihr heiliges Recht, das von niemandem mißachtet werden kann. Beim Stab des XVII. Armeekorps werden Sie sicherlich mehr über Ihre zukünftige Verwendung erfahren. Sie sind dort bereits bei Oberst im Generalstab Schönfeld angemeldet.“

*

Die Straßen des Städtchens Brezno, oder auf Deutsch Bries, sind durch sich zurückziehende Wagenkolonnen von Flüchtlingen aus Ungarn, aus der Ostslowakei, sogar aus der Ukraine fast blockiert. Gemischte Streifen von deutschen Feldgendarmen und slowakischen Hlinkagardisten bemühen sich, den Verkehr flottzumachen, und übernehmen auch die Aufgabe einer Auskunftsstelle. Hier in Brezno befindet sich der Stab des XVII. Armeekorps, dessen Generalkommando in Friedenszeiten in Wien lag.

Die Herzlichkeit, mit der mich Oberst Schönfeld empfängt, übertrifft alle meine Erwartungen: „Ich weiß schon, wer Sie sind. Die zwei Landser, die Sie über die Bodrog übergesetzt haben, haben mir alles erzählt. Es ist einmalig, was Sie getan haben. Wir wußten, daß Sie eines Tages kommen würden, aber wir haben nicht damit gerechnet, daß Sie so viele Leute mitbringen. Großartig. Über Ihre Wünsche wurde ich bereits von General Breith unterrichtet. Ein rumänischer Verband innerhalb der Waffen-SS ist schon in Aufstellung. In Wien hat sich eine rumänische Exilregierung gebildet. Sie

werden zuerst dorthin fahren. Im Bereich unseres Korps haben wir zwei rumänische Propagandatrupps eingesetzt, auch ein orthodoxer Pfarrer ist dabei . . . Sie müssen wieder die deutschen Kriegsauszeichnungen tragen!“

Daraufhin ziehe ich die alte Ordensschnalle, das EK und den Krimschild aus der Tasche. Die Ordensschnalle und das EK will mir Oberst Schönfeld anheften, aber der Krimschild muß am linken Ärmel angenäht werden. Dafür sorgt einer seiner Ordonnanzoffiziere, der die Uniform eines ungarischen Leutnants trägt und fließend Rumänisch spricht. Es ist ein Siebenbürger Sachse, der junge Rechtsanwalt Hans Kuales aus Bistritz.

Zum Abendessen bin ich vom Oberst in die Offiziersmesse des Korps eingeladen, die in dem großen Speisesaal eines Hotels untergebracht ist. Oberst Schönfeld hält eine eindrucksvolle Tischrede, die mit folgenden Worten endet: „Rittmeister Emilian und die Kameraden seines Regiments haben den Beweis erbracht, daß uns nicht alle Rumänen verraten haben. Wenn unter den heutigen Umständen rumänische Soldaten sich entschlossen haben, zu uns zu kommen, ist das eine einmalige Bekundung der Treue. Ich hebe mein Glas auf die wiedergefundene Waffenkameradschaft und auf ein neues, vom Bolschewismus befreites Rumänien . . . !“

Es ist bewegend! Die Erinnerung an diesen Abend werde ich immer in meinem Herzen behalten, wie auch die Erinnerung an diesen deutschen Oberst, der mir den schrecklichen, fünf Monate währenden Alptraum zerstreuen hilft.

Wien werde ich durch einen Umweg erreichen, denn die Herren vom Stab der 1. deutschen Panzerarmee bestehen darauf, daß ich auch zu ihnen geschickt werden. Der Armeestab befindet sich in einem herrlichen Luftkurort im Tatragebirge, aber leider zieht sich gleich am nächsten Tag nach meiner Ankunft die 1. Panzerarmee nach Velka Bitča zurück, einem ziemlich tristen Marktflecken.

Der junge Generalstabsmajor, mit dem ich täglich zu tun habe, gibt sich Mühe, liebenswürdig und hilfsbereit zu sein, aber er geht mir auf die Nerven, wenn er versucht, mir klarzumachen, daß Deutschland den Krieg verloren hat. Um mit dem Gespräch auf diesem Gebiet einmal Schluß zu machen, erkläre ich ihm ganz deutlich, daß ich nicht zu den Deutschen gekommen bin, um unter den „Gewinnern“ zu sein, sondern weil ich nicht gewillt bin, an der Seite der „Sieger“ die ethischen Werte und das, was wir unter Abendland verstehen, zu zerstören.

Sonst ist der junge Major sehr nett, sorgt dafür, daß ich vorzüglich untergebracht werde, daß mir ein Zahlmeister auch den Sold für den Monat Januar 1945 aushändigt, und bringt mir schließlich meinen Marschbefehl für Wien.

Die Tatsache, daß ich trotz meiner rumänischen Uniform eine Dienstpistole trage, wundert niemanden, wahrscheinlich, weil die Reisenden jetzt andere Sorgen haben. Als gleich nach Preßburg der Zug die Reichsgrenze erreicht und ein deutscher Polizist sorgfältig meinen Marschbefehl liest, einen Blick auf die deutschen Auszeichnungen werfend, denke ich an den rumänischen Hauptmann, der neben dem sowjetischen Politruk im Sterben lag und das Eiserne Kreuz, versteckt über dem Herzen, an dem von Blut befleckten Pullover trug.

Ich aber trage ein anderes Kreuz, das einer tiefen versteckten Wunde ähnlich ist: Ich habe mein Vaterland verloren, und dieses Empfinden überschattet alle anderen Gefühle.

SOLDAT BIS ZUR LETZTEN STUNDE

Das Wiener SS-Wohnheim in der Bollzmannstraße, in dem ich die erste Nacht verbracht habe, ist vorbildlich in jeder Hinsicht. In zwei Minuten nur ist es der dortigen Vermittlungsstelle möglich, zu erfahren, daß im Hotel „Imperial“ am Kärtnerring die meisten Mitglieder der rumänischen Exilregierung, mit Horia Sima an ihrer Spitze, untergebracht sind.

Mit einem Stadtplan in der Hand gehe ich zu Fuß dorthin, um auf diese Weise gleichzeitig Gelegenheit zu haben, einige Prunkgebäude der alten Reichsstadt Wien aus der Nähe zu betrachten.

Horia Sima ist der Nachfolger von Corneliu Codreanu, den ich sehr gut gekannt habe, wie auch eine Anzahl von führenden Legionären der „Eisernen Garde“, mit denen ich befreundet war. Mitglied der „Eisernen Garde“ bin ich jedoch nie gewesen.

Manche haben sich darüber gewundert, wieso ich dieser Organisation nicht beigetreten bin. Zwei Gründe haben mich dazu bewo-

gen: erstens fühlte ich mich Professor A. C. Cuza, dem Doktrinär der rumänischen nationalen Erneuerungsbewegung, zu eng verbunden, und zweitens konnte ich mich mit der tiefen orthodoxen Religiosität der „Eisernen Garde“ nicht abfinden. Ein wahrer, aufrichtiger Legionär dieser Organisation mußte auch ein praktizierender gläubiger Christ sein. Das bin ich jedoch nie gewesen.

Trotzdem habe ich der „Eisernen Garde“ geholfen, so oft ich konnte, und mit Ion Motza, dem Stellvertreter von Codreanu — der im spanischen Bürgerkrieg bei Majadahonda gefallen ist — in engen Freundschaftsbeziehungen gestanden. Die übrigen namhaften Mitglieder, mit denen ich ebenfalls befreundet war, sind schon Anfang September 1939 auf Befehl von König Carol II. auf abscheuliche Weise umgebracht worden. Als Abschreckung hat man damals ihre Leichen auf Plätzen und Straßen zur Schau gestellt. Nur sehr wenige von der Führungsmannschaft haben dieses Massaker überlebt. Den neuen Chef, Horia Sima, habe ich noch nie kennengelernt.

Bei der ersten Begegnung im Hotel „Imperial“ ist er mir gegenüber äußerst freundlich und ziemlich optimistisch in bezug auf den zukünftigen Verlauf des Krieges. Erwartungsgemäß stellt er mir Frage auf Frage über die Lage in der rumänischen Armee, über die Moral der Truppe, Verluste usw. In die Diskussion schaltet sich auch sein engster Berater ein, Emil Bulbuc, ein sehr intelligenter, gebildeter und höflicher junger Mann, der auf mich einen hervorragenden Eindruck macht.

Schließlich sagt mir Horia Sima mit ernster Miene: „Die Regierung, die wir gebildet haben, ist noch nicht vollständig. Sie steht allen offen, die guten Willens und zur loyalen Mitarbeit bereit sind. Von Anfang an wollte ich, daß diese Regierung nicht allein aus Mitgliedern der ‚Eisernen Garde‘ besteht. Sehen Sie, unter unseren Ministern ist auch Vladimir Christi, ein Parteifreund von Professor Cuza ...“ Dann abrupt: „Was wollen Sie haben?“

Mit diesem „Was wollen Sie haben?“ meint er das Ressort, das mir gefallen würde. Ich als Minister einer Exilregierung? Zum Herumalbern ist nicht die Zeit, und deshalb ist meine Antwort entschieden ernst: „Ich bin als Soldat hierher gekommen und will bis zum Schluß auch Soldat bleiben ... !“

Horia Sima beharrt nicht auf seinem Angebot: „Ich verstehe Sie vollkommen. Dann müssen Sie sich in unserem Kriegsministerium melden. Das ist nicht weit von hier.“

Also auch so etwas gibt es schon. Obwohl in meinem Marschbefehl deutlich steht, daß ich mich im Wiener „Arsenal“ zu melden habe, eile ich aus Neugierde und in der Hoffnung, alte Kameraden zu treffen, zu diesem Kriegsministerium. Es befindet sich im Hinterhof eines alten Gebäudes in der Nähe des Stephansdoms und der Rotenturmstraße. Am Straßeneck ist eine Gaststätte, die den Namen „Zu den drei Husaren“ trägt. Das nehme ich als gutes Vorzeichen.

Als ich den Raum betrete, in dem Oberstleutnant i. G. Ciobanu sein Büro hat, strahlt er vor Freude und umarmt mich. Er ist der Ia der 4. rumänischen Infanteriedivision des Generalmajors Chirnoaga, die den Kern und auch die Masse der neuen rumänischen, auf deutschem Boden zusammengestellten Streitkräfte bildet.

In den anderen zwei Räumen des „Ministeriums“ sitzen noch ein halbes Dutzend Offiziere, aber der Hauptbetrieb findet draußen statt, nämlich in einem Teil des Hinterhofes, der überdacht ist. Dort drängen sich aus den Wiener Lazaretten entlassene rumänische Verwundete, Offiziere, denen es gelungen ist, sich mit den Deutschen aus der Moldau zurückzuziehen, junge Offiziersanwärter und Krankenschwestern des Rumänischen Roten Kreuzes. Ein sympathischer Gebirgsjägermajor namens Ghedeon, der den Orden „Michael der Tapfere“ auf der Brust trägt, gibt gütig und unermüdlich Auskünfte und verteilt Einquartierungsscheine. Ich sehe auch einen alten Kameraden der Kavallerie, Major Botez, der aus einem Lazarett kommt und an der Stelle des linken Auges ein schwarzes Monokel trägt.

Trotz der bescheidenen Verhältnisse, in denen sich dies alles abspielt, trotz der sichtbaren Improvisation und des daraus entstehenden Durcheinanders, erwärmt alles, was ich hier sehe, mein Herz und ermutigt mich. Es geschieht doch etwas!

Im Wiener „Arsenal“ geht alles sehr schnell, eine oberflächliche ärztliche Untersuchung, das Ausfüllen eines Fragebogens und die Unterzeichnung einer Verpflichtung, worauf ich zu einem anderen Büro gehe, in dem ich eine Bestätigung, daß ich als Hauptsturmführer der Waffen-SS eingestuft werde, und gleichzeitig einen Marschbefehl nach Döllersheim erhalte, dem Truppenübungsplatz, auf dem eine rumänische Waffen-Grenadierdivision aufgestellt werden soll.

Ich verlasse Wien in dem Bewußtsein, daß man die Dinge sehen soll, wie sie in Wirklichkeit sind. Es gibt keine rumänische Armee mehr, und es wird lange Zeit auch keine mehr geben. Richtiger ge-

sagt, wir sind Rumänen, die an der Seite anderer europäischer Freiwilliger gegen den Bolschewismus kämpfen werden, aber als Angehörige der deutschen Streitkräfte. Das „Ministerium" beim Stephansdom ist doch nur eine Auskunftsstelle und weiter nichts.

Etwa zwölf Kilometer von Zwettl liegt der Truppenübungsplatz von Döllersheim, ein ausgedehntes Barackenlabyrinth. Außer deutschen Ersatzeinheiten, der Führerreserve und der rumänischen Division befinden sich hier Kosaken, eine ukrainische Einheit, ein bulgarisches Bataillon der Waffen-SS, Teile eines deutschen Polizeiregiments, Flak, eine Fahrschule und verschiedene Magazine.

Das erste rumänische Waffen-Grenadierregiment, das innerhalb der Waffen-SS mit der Nummer 103 bezeichnet wird, ist bereits an die Oderfront geschickt worden. Ein zweites Regiment ist zu jeder Zeit marschbereit, und ein drittes befindet sich noch in Aufstellung im benachbarten Lager Kaufholz. Die Artillerieeinheiten werden erst später aufgestellt, weil dessen Offiziere sich noch auf verschiedenen Lehrgängen befinden, hauptsächlich in Prag.

Divisionskommandeur ist Standartenführer Fortenbacher, ein Deutscher aus der Slowakei, und sein Stellvertreter Standartenführer Ludwig, ein Siebenbürger Sachse, der in der rumänischen Armee Oberst der Gebirgsjäger war.

Als ich mich bei beiden melde, wird mir mitgeteilt, daß ich ein Füsilierbataillon bekommen werde, das eigentlich ein Radfahrerbataillon sein soll. Für den Augenblick bin ich aber bemüht, meine Kalaraschen ausfindig zu machen. Sehr entgegenkommend sagt mir Standartenführer Ludwig, daß die meisten von ihnen dem dritten Grenadierregiment zugeteilt worden sind, aber ich werde sie alle freibekommen, wenn das Füsilierbataillon aufgestellt wird.

„Die anderen sind bei den Pferden", fügt Standartenführer Ludwig hinzu. Tatsächlich, die Division verfügt über dreiundvierzig Pferde, darunter auch Sattelpferde, die von meinem alten Kampfgefährten Oberwachtmeister Jacob betreut werden, der jetzt die Rangabzeichen eines Sturmscharführers (Stabswachtmeister) trägt. Unteroffizier Tomescu, der Aufklärer von der Höhe 672, ist jetzt Scharführer (Unterwachtmeister) und auch bei den Pferden.

Jacob hat schon ein Sattelpferd für mich ausgesucht, einen prächtigen Rappen, den ich gleich reite und der auch geeignet ist, mir die schwarzen Gedanken und das Gefühl der Einsamkeit zu zerstreuen. Jedesmal, wenn ich den Offizieren vom Lager Kaufholz einen Vortrag halten muß, begebe ich mich hoch zu Pferd dorthin.

Die rumänische Division kann man noch nicht als zusammengewachsen betrachten. Es herrscht gegenseitiges Mißtrauen zwischen den rumänischen Offizieren, die am Ostfeldzug teilgenommen haben, und manchen Legionären der „Eisernen Garde", die direkt aus dem KZ-Buchenwald kommen. Ein Vertrauensmann von Horia Sima bemüht sich mit Geschick und viel Takt, Unstimmigkeiten zu verhindern. Der Betreffende, der Ilie Smultea heißt, ist aber nur Scharführer . . . Mehr Erfolg auf diesem Gebiet hat Oberst Dumitru Alexandrescu, der ehemalige Kommandeur des Infanterieregiments 5 aus Giurgiu, der Verbindungsoffizier zur rumänischen Exilregierung in Wien.

Nach einer Woche werde ich zusammen mit sechs anderen Kameraden, darunter ein Sturmbannführer, nach Güstrow in Mecklenburg zur Heeresschule 1 zum Lehrgang für Bataillons- und Abteilungskommandeure geschickt. Auf der Hinfahrt können wir bei strahlendem Sonnenschein das schöne, noch nicht zerstörte Dresden bewundern.

Unter den Teilnehmern des Lehrganges der Heeresschule 1 in Güstrow sind bewährte Flieger- und Marineoffiziere, die jetzt alle als Infanteristen ausgebildet werden. Auch eine Tatsache, die nicht gerade ermutigend auf uns wirkt.

In Vorlesungen trägt man uns die Versorgungsvorteile der neuen „Volksgrenadierdivision" vor, die über ein Versorgungsregiment verfügen soll, und in praktischen Vorführungen im Gelände werden uns neue Waffen vorgeführt, das verbesserte, technisch perfektionierte MG 45, ein vergrößerter „Panzerschreck", Kaliber 100 mm, usw.

Wenn auch dies für den ehemaligen U-Boot-Kommandanten, für den ehemaligen Luftnachrichtenmajor oder Transportflieger — die jetzt als Bataillonskommandeure der Fußtruppe ausgebildet werden — von Nutzen sein mag, ist der fronterfahrene Offizier, der allerhand mitgemacht hat, sehr oft geneigt, wenn ihn der Lehroffizier für einen Neugeborenen auf diesem Gebiet hält, diese Vorlesungen und praktischen Vorführungen als Zeitverschwendung zu betrachten.

Unser Lehrgangs-Kommandeur, Gebirgsjägeroberst Nobis, Ritterkreuzträger und steirischer Abstammung, sowie unser Lehroffizier, Hauptmann Ruprecht Klumpp, der vor dem Krieg Bannführer der HJ gewesen ist, verstehen es aber ausgezeichnet, un-

sere Teilnahme an dem Lehrgang nicht unnötig erscheinen zu lassen und interessant zu gestalten, denn jeder von uns kann seine eigenen Erfahrungen beisteuern, und zwar durch meine Vermittlung, denn ich muß die Funktion eines Dolmetschers für Rumänisch und Französisch übernehmen.

Sieben Rumänen, vier Ungarn von der Division „Hunyadi" und „Gombos" sowie der wallonische Hauptsturmführer Ruelle sind in einer Sonderabteilung zusammengefaßt, deren Lehroffizier Hauptmann Klumpp ist. Alles, was er sagt, muß ich zweimal übersetzen, ins Rumänische für meine Kameraden und ins Französische für Ruelle. Wohl oder übel sind die Ungarn allein auf ihre Deutschkenntnisse angewiesen.

Durch die Tatsache, daß diese zwölf Offiziere sechs Wochen lang bei den Vorlesungen ständig dabei sind, beim Essen am selben Tisch sitzen und auch in derselben Stube die Nächte verbringen, entwickelt sich zwischen ihnen eine wahrhafte Kameradschaft. Obwohl er nur ein paar Worte Deutsch kann, sieht Ruelle wie ein „echter" Offizier der Waffen-SS aus, um so mehr, als er außer dem EK 1 die Nahkampfspange und das Infanteriesturmabzeichen trägt. Er ist mein ständiger Begleiter, wenn ich Spaziergänge in der Stadt unternehme oder das Schloß, in dem auch Wallenstein residierte, besichtige. Von ihm habe ich das französische Kartenspiel „Belotte" gelernt und noch etwas dazu, nämlich wie man die Mütze behandeln muß, damit sie die Form einer SS-Mütze annimmt: den Spanndraht herausnehmen, die Mütze einweichen, unter die Matratze legen und eine Nacht darauf schlafen, was ich auch tue.

Als der Lehrgang zu Ende ist, sorgt Oberst Nobis dafür, daß man uns auch die Gegend zeigt. Einen besonderen Eindruck macht auf uns die Klosterkirche von Bad Doberan, ein einmaliges Monument der Backsteinkunst, mit herzoglichen Grabmälern, die alle mit blau-gelb-roten Schildern geschmückt sind.

Seit Tagen ziehen endlose Trecks deutscher Flüchtlinge durch Güstrow nach Westen, und auch der Donner der Artillerie hat sich der Stadt genähert. Unter solchen Umständen nehmen wir Abschied vom Lehrgang und von Mecklenburg und steigen in den Zug, der uns nach Berlin bringen soll, wo wir uns bei einer Kommandostelle der Waffen-SS zu melden haben.

In Berlin werden bereits Panzersperren aufgebaut, und das Gebäude der Dienststelle, bei der wir uns melden müssen, existiert nicht mehr. Nur ein Funkwagen befindet sich an Ort und Stelle,

in dem uns mitgeteilt wird, daß wir uns nach Fürstenwalde begeben sollen. Trotz ununterbrochener Luftangriffe und trotz der Tatsache, daß die Umgebung von Berlin bereits zum Kampfgebiet gehört, funktionieren die Verkehrsverbindungen vollkommen. Aber auch die Dienststelle in Fürstenwalde ist im Begriff, sich anderswohin zurückzuziehen. Trotzdem bekommen wir Proviant, Uniformstücke nach Auswahl und Marschbefehle für Weimar, wo sich jetzt ein Teil des Führungshauptamtes der Waffen-SS befindet.

Also wieder zurück nach Berlin, zum Anhalter Bahnhof, wo wir ziemlich lange auf den Zug, der uns nach Weimar bringen soll, warten müssen. Auf dem Bahnsteig drängen sich Angehörige aller europäischen Nationen, die deutsche Uniformen tragen, Franzosen von der Division „Charlemagne" und der „Organisation Todt", Dänen, Flamen, Wallonen, Holländer, Russen der Wlassowarmee, aber auch genug Zivilisten.

Auf einmal taucht in dieser Menge ein kleiner, ziemlich dicker und nicht mehr junger Oberstleutnant auf, an dessen Seite zwei riesige Feldgendarmen schreiten. Der Oberstleutnant schaut ringsum, richtet schließlich seinen Blick auf mich und gibt mir ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll.

Ich trete vor ihn, nehme Haltung an, hebe die Hand zum Gruß und bleibe in Habtachtstellung. Eine halbe Minute lang teilt er mir brüllend etwas mit, wovon ich nur die Worte „Transport" und „verantwortlich" heraushöre, dann noch stärker brüllend: „Verstanden?"

„Verstanden", antworte ich, grüße stramm, mache kehrt und gehe zu einer Gruppe deutscher Kameraden vom Lehrgang in Güstrow, die den ganzen Vorfall beobachtet haben, und frage einen Hauptmann, den ich näher kenne, was der dicke Oberstleutnant eigentlich von mir gewollt hat. Grinsend antwortet der Hauptmann: „Mit deiner zerknitterten Mütze, mit deinen sehr kurz geschnittenen Haaren und deiner preußischen Haltung hat er dich von allen, die sich hier herumdrängen, für den ‚Richtigen' gehalten und zum Transportkommandanten ernannt. Das heißt, falls unterwegs Luftalarm gegeben wird, mußt du dafür sorgen, daß alle sofort den Zug verlassen, in Deckung gehen und dann zurückkommen, wenn alles vorbei ist." Diese Funktion habe ich nicht ausüben müssen, denn bis Weimar ist nichts geschehen.

Nachdem unsere Papiere geprüft worden sind, werde ich von meinen rumänischen Kameraden getrennt. Sie werden nach Linz

und ich nach Prag geschickt, um uns letzten Endes alle wieder auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim zu treffen.

So wie die Dinge stehen, ist die Aufstellung der rumänischen Division inzwischen ins Wasser gefallen, und ich warte bei der Führerreserve auf eine andere Verwendung. Nicht lange, denn nach drei Tagen werde ich in Marsch gesetzt zur 6. SS-Panzerarmee, dessen Armeeoberkommando sich in einer Ortschaft bei Melk an der Donau befindet. „Sie melden sich beim Pionierführer des I. SS-Panzerkorps ‚LAH' in Sankt Aegyd", wird mir beim Stab der 6. SS-Panzerarmee mitgeteilt.

Auffallend in Sankt Aegyd ist, daß viele Offiziere vom Stab der LAH ihre Ehefrauen bei sich haben, was mich veranlaßt, an Oberst Virgil Popescu und die anderen rumänischen Offiziere zu denken, die auch ihre Frauen im Herbst 1944 ins Feld mitgenommen haben. Sollte das ein böses Omen sein?

Der Pionierchef des I. SS-Panzerkorps ist ein etwa dreißigjähriger, blonder, netter Sturmbannführer, der mir gleich mitteilt, daß ich als Verbindungsoffizier Verwendung finden werde, weil aus Döllersheim mehrere rumänische Bataillone hierher gebracht werden. Sie sollen nicht als kämpfende Truppe eingesetzt werden, sondern sollen Panzersperren, Stellungen und Unterkünfte bauen.

Über diesen Auftrag bin ich nicht begeistert, denn als überzeugter Kavallerist und Anhänger des Bewegungskrieges habe ich nicht einmal im Traum daran gedacht, daß ich am Ende bei Baupionieren landen werde.

Ein rumänisches Bataillon und nicht mehr kommt tatsächlich nach Sankt Aegyd und wird nach Freiland-Lilienfeld geschickt, um Bäume zu fällen. Was mich anbetrifft, gehe ich täglich in den ersten Stock des Hauses, wo der Pionierchef sein Büro hat, um das Geschehene zu melden und weitere Befehle zu empfangen.

*

Eines Vormittags gegen Ende April sehe ich drei Pkw vor diesem Haus parken, keiner davon hat irgendeinen Kommandowimpel. Ohne mir besondere Gedanken darüber zu machen, will ich hinaufsteigen, aber in demselben Augenblick kommt ein höherer SS-Führer mit einem Begleitoffizier und dem Pionierführer die Treppe herab. Es ist Sepp Dietrich, der Oberbefehlshaber der 6. SS-Panzerarmee.

Ich grüße ihn, mich an die Wand drückend, um ihm Platz zu machen. Unsere Blicke kreuzen sich, und er bleibt auf der Treppe stehen: „Du kommst mir sehr bekannt vor. Sag mal, wo sind wir zusammengekommen?"

„Jawohl, Oberstgruppenführer, ich hatte die Ehre, mich beim Stab der 170. Infanteriedivision während der Schlacht am Asowschen Meer mit Ihnen länger zu unterhalten, aber ich trug damals rumänische Uniform."

„Menschenskind! Richtig! Du bist doch der Maximilian von der rumänischen Kavallerie . . . ?"

„Emilian, Oberstgruppenführer!"

„So ist es, ich erinnere mich ganz genau. Was tust du hier?"

„Praktisch nicht viel, Oberstgruppenführer . . .", und ich erzähle ihm, was für eine unbefriedigende Aufgabe ich habe, und ich verhehle ihm meine Enttäuschung über diesen Auftrag nicht.

„Das gibt's doch nicht. Man muß den Mann dorthin setzen, wo er hingehört!"

Sepp Dietrich wendet sich zu seinem Begleitoffizier, dieser schreibt etwas auf und gibt es dem Pionierführer.

Der Oberbefehlshaber reicht mir die Hand, klopft mir auf die Schulter und verabschiedet sich mit „Mach's gut", geht zu seinem VW und fährt in Richtung Mariazell davon.

„Sie sollen eine Alarmeinheit zusammenstellen aus allen Versprengten und Vagabunden, die sich in der Gegend herumtreiben", teilt mir der Pionierführer lächelnd mit.

Am nächsten Tag packe ich meine neue Aufgabe an und wende mich zuerst an den rumänischen Bataillonskommandeur, der mir sechs Standartenoberjunker (Oberfähnrich) freigibt, darunter drei, die ursprünglich bei der Kavallerie gewesen sind und jetzt den Kern der Truppe, die aufgestellt werden soll, bilden werden.

Am selben Abend schlägt eine Nachricht wie ein Blitz ein und läuft mit elektrisierender Intensität von Mann zu Mann: „Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, daß unser Führer Adolf Hitler heute nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist. Am 30. April hat der Führer Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt . . ."

Meine sechs Oberjunker sind wie ich selbst tief niedergeschlagen, verwirrt . . . Was nun? Wir machen weiter! Die Moral der Truppe im ganzen Abschnitt ist gut, und bei den Sowjets scheint eine Ver-

schnaufpause eingetreten zu sein, denn sie verhalten sich plötzlich sehr schüchtern vor den Stellungen der Leibstandarte.

Für unsere Alarmeinheit bekommen wir auch zwei niederländische „Hünen", die beiden Untersturmführer der Waffen-SS, van Houten. Der eine ist der Sohn des berühmten Kakaofabrikanten und der andere sein Vetter; beide sprechen fließend Deutsch, Französisch und Englisch. Die van Houtens führen uns eine Gruppe europäische Freiwillige der Waffen-SS zu, die nach ihrer Genesung aus verschiedenen Lazaretten entlassen worden sind und ihre Einheiten nicht mehr haben erreichen können: fünf Dänen, zwei Franzosen, ein Schwede, ein Rußlanddeutscher und ein Rumäniendeutscher, der von Beruf Automechaniker in Temeschburg ist. Wir entdecken auch ein Dutzend Angehörige der 10. Fallschirmjägerdivision, ein paar Grenadiere einer Ersatzeinheit, die in Wiener Neustadt stationiert gewesen ist, und mehrere „Einzelgänger".

Keiner wird gefragt, wie er hierhergekommen ist. Es ist jetzt auch uninteressant; wichtig ist, daß man sie alle erfassen kann, obwohl sie alle zusammen doch verdammt wenige sind, etwa fünfzig. Man hat uns mit drei 3-Tonner-Lkw und mit einem Kübelwagen ausgestattet, so daß wir uns als „vollmotorisiert" betrachten.

In der Hoffnung, daß wir unterwegs noch andere aufnehmen können, rücken wir näher an die Front und beziehen bei Lilienfeld Quartier, wo inzwischen ein weiteres, in Baupioniere umgewandeltes rumänisches Waffen-Grenadierbataillon eingetroffen ist. Die Sowjets rühren sich nicht, und es sieht so aus, als ob sich die Lage mindestens in diesem Abschnitt vollkommen stabilisiert hat. . .

*

Es ist der 8. Mai 1945, und es wird uns mitgeteilt, daß die Deutsche Wehrmacht bedingungslos kapituliert hat . . .

Ich verstehe das nicht. Ich will es nicht verstehen. Wieso nur, alles hier ist noch bereit, sich zu opfern, um die letzte Chance zu versuchen, und man spricht von Kapitulation?

In unseren Vorstellungen hat sich seit langem der Gedanke verankert, daß wir die Russen aufhalten müssen, bis die Reichsregierung mit den Anglo-Amerikanern zu Verhandlungen kommt, um dann in einer gemeinsamen Anstrengung die roten Horden in ihre Steppen zurückzuwerfen. Dieser Gedanke hat alle europäischen Freiwilligen angeregt, die bereit waren und noch sind, als Schutzschild für Europa zu dienen. Wieso bieten die Westalliierten die europäische Kultur der Wildheit zur Vergewaltigung an?

Die Lage sieht so verrückt aus, daß eine Kompanie der Leibstandarte es ablehnt zu glauben, daß sie die Waffen strecken muß, und sich erneut darauf vorbereitet, die sowjetischen Stellungen anzugreifen. Nur mit großer Mühe und in letzter Minute können die Männer dieser Kompanie von diesem Schritt abgehalten werden.

Am verbittertsten sind die Dänen, die mir kurz und klar erklären, daß sie ihre Waffen behalten werden. Und van Houten, der sich sein inneres Gleichgewicht bewahrt hat, glaubt dagegen, daß noch nicht alles verloren ist, und teilt mir in seinem perfekten Französisch mit: „Hauptsturmführer, ich habe einen großartigen Plan geschmiedet. Wir können uns davonmachen und den Weg in Richtung Spanien antreten.. Das Risiko ist nicht allzugroß. Die Marschroute, die ich aufgestellt habe, ist prima. *Au poil!*"

Es könnte *au poil* sein, aus eigener Erfahrung weiß ich jedoch, daß man auch ohne einstudierte Pläne durchkommen kann. Am wichtigsten für uns ist jetzt, daß wir uns vom Iwan nicht abkanzeln lassen.

Alles setzt sich nach Westen ab, aber die zurückziehenden Wagenkolonnen verursachen solche Verkehrsstockungen, daß man zu Fuß viel schneller weiterkommt. Bei Hieflau begegnen wir den ersten amerikanischen Jeeps und „Command-cars", die mit hellblaue Halstücher tragenden GI überladen sind. Keiner dieser Amerikaner wagt es, uns zu sagen, die Waffen niederzulegen. Einer von ihnen antwortet freundlich auf eine Frage, die ihm van Houten gestellt hat, und bietet diesem auch eine Zigarette an; er empfiehlt uns, bis Liezen weiterzumarschieren, wo wir angewiesen werden, was wir zu tun haben.

Als wir Admont erreichen, macht van Houten, der an seinem Fluchtplan noch immer festhält, einen Abstecher zu dem berühmten Kloster, und es gelingt ihm, von einem gutwilligen Mönch Zivilkleidung, einen Steireranzug, zu bekommen. So gekleidet Italien und Südfrankreich zu durchqueren und über drei grüne Grenzen nach Spanien zu kommen, das wäre wirklich ein Kunststück . . . ! Vorläufig steckt er den Steireranzug in den Rucksack.

In Liezen schauen die Dinge ganz anders aus. Die ganze Ortschaft ist von amerikanischen Panzern umzingelt, überall sind Posten, Streifen in Gruppenstärke und Lautsprecherwagen, von

denen aus uns mitgeteilt wird, wo wir die automatischen Waffen ablegen müssen. Jede Einheit darf jedoch ein Infanteriegewehr für jeden zehnten Mann, und die Offiziere dürfen ihre Dienstpistole behalten.

Von Zeit zu Zeit ist aus einem Lautsprecher zu hören: „Die Angehörigen der Waffen-SS werden genauso behandelt wie die Angehörigen der Wehrmacht. Es gibt keine Diskriminierung! Nach Erfüllung der Entlassungsformalitäten wird jeder nach Hause gehen. Achtung, Achtung! Die Leibstandarte begibt sich in den Raum Mattighofen-Mauerkirchen ...“

Von hier aus ist es zu Fuß ziemlich weit bis dorthin, aber das Ablegen der Waffen dauert so lange, daß die Wagenkolonne der LAH inzwischen auch Liezen erreicht. Wir verteilen uns auf mehrere Lkw und setzen den Marsch fort.

Die Einwohner von Gmunden grüßen uns herzlich, Frauen und Mädchen winken uns mit ihren Taschentüchern zu, und auch die amerikanischen Schwarzen, die am Straßenrand stehen, begaffen uns freundlich. Weiße GI tragen ganz neue Uniformen, machen den Eindruck von gut ernährten Sonnyboys und scheinen mit der Härte des Kampfes noch nicht Bekanntschaft gemacht zu haben.

Bei Mauerkirchen verbringen wir einige Tage in einem Feldlager. Das Wetter ist schön, und alles läuft normal, auch die Gulaschkanonen werden in Betrieb gesetzt. Amerikanische Uniformierte, die sehr gut Deutsch sprechen, kommen zu uns und wollen uns davon überzeugen, daß die Waffen-SS genauso wie die Wehrmacht behandelt wird. Selbstverständlich müssen nun alle Waffen, auch die blanken, abgelegt werden. Statt sie abzuliefern, werfe ich die Pistole in einen Bach.

Gleich danach gibt uns ein Lautsprecher bekannt, daß wir in Gruppen zu zweihundert bis dreihundert Mann zu der Stelle geführt werden, wo die Entlassung stattfinden soll, und daß wir uns vor dem Ausgang melden sollen, sobald unser Heimatort aufgerufen wird.

Fast jede Stunde ruft der Lautsprecher: „Hannover und Umgebung, Sauerland, München-Stadt, München-Land, Oberbayern.“

Viele glauben, daß sie tatsächlich zu der Entlassungsstelle geführt werden. Wir fallen auf diesen Trick nicht herein, aber wir melden uns doch, als Mainz und Wiesbaden aufgerufen werden. Hinter uns bleiben im Feldlager Wagen, Verpflegung, Decken stehen. Jeder nimmt nur das mit, was er selber tragen kann.

Ohne Unterschied der Dienstgrade werden wir in Reih und Glied gestellt und, von mit Maschinenpistolen bewaffneten amerikanischen Soldaten eskortiert, in Marsch gesetzt. Unterwegs werden wir von unseren Bewachern ständig beschimpft, brüskiert und mit „Snell-snell, Waffen-SS mach doppelt snell!“ zum Weitermarschieren angespornt, bis wir schließlich — bei Altheim in der Nähe von Braunau am Inn — auf eine Wiese getrieben werden, wo wir alle Kameraden, die vor uns in Marsch gesetzt worden sind, wie Vieh auf einem Jahrmarkt zusammengepfercht vorfinden.

In den dreieckigen, riesigen Pferch, der von zwei Bächen und einer Anhöhe begrenzt ist, werden ununterbrochen neue Gefangene getrieben, bis 27 000 tatsächliche und angebliche Angehörige der Waffen-SS darin versammelt sind, denn man bringt auch Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaftsdienstgrade der Wehrmacht hierher, die zu einer Einheit der Waffen-SS abkommandiert wurden oder sich nur durch Zufall bei einer solchen Einheit befanden.

Wir trauen unseren Augen nicht, als wir auch Beinamputierte, Armamputierte und andere Invaliden kommen sehen, selbst einen zwölfjährigen Pimpf, der angeblich einen amerikanischen Panzer mit der Panzerfaust geknackt haben soll. Man sollte es nicht glauben, aber die amerikanischen „Spezialisten“ und „Chief Warrant Officers“ haben Lazarette, Krankenhäuser und Erholungsheime durchkämmt und jeden, der ihnen verdächtig erschien, als reif für das Sammellager von Altheim erklärt.

Lager? Es ist eigentlich kein Lager, denn außer einer verfallenen Scheune, die in der Mitte des riesigen Dreiecks steht, muß jeder unter freiem Himmel bleiben und bei Regen versuchen, aus seinem Mantel ein Notzelt zu bauen. Herrscher über den Ort ist einer, der die Uniform eines Artillerieoberleutnants der US-Army trägt und sich Goldenberg nennt. Dies wird mir von van Houten mitgeteilt, der die meiste Zeit in einer anderen Ecke des Areals verbringt, wo sich mehrere Holländer und Flamen zusammengefunden haben.

Wir etwa vierzig Rumänen haben uns einen Platz in der Nähe des Baches gesucht, als unmittelbare Nachbarn zweier Feldgeistlicher, die sich freiwillig zur Betreuung der Insassen dieses einmaligen Lagers gemeldet haben, ein katholischer Pfarrer aus dem Rheinland namens Fuchs und ein evangelischer Pastor, der aus Neuruppin in Brandenburg stammt. Etwa fünfzig Meter weiter befindet sich Generalleutnant Prieß, der Kommandierende General des I. SS-Panzerkorps der Leibstandarte.

Weil unser seelischer Zustand so ist, wie man leicht erraten kann, wird das physische Leben bald unerträglich. 27 000 Männer auf dem Gras zusammengedrängt, ohne Obdach, ohne Decken, den Unbilden des Wetters ausgesetzt, die als Verpflegung manchmal ein dunkelbraunes, lauwarmes Wasser bekommen, das als Suppe bezeichnet wird, ansonsten ein Brot, das auf dreißig Mann verteilt werden muß. Diejenigen, die Verpflegung fassen, haben sich eine primitive Waage gebastelt, um die hauchdünnen Brotscheiben mit der Genauigkeit eine Apothekers abzuwiegen.

Als Priviligierte gelten die, die sich in der Nähe des Wassers befinden; denn sie können mit den amerikanischen Posten Tauschgeschäfte machen. Als Höchsttarif kann man eine gute Schweizeruhr für zwei Brote umtauschen, aber auch Eheringe, Füllfederhalter und Kriegsauszeichnungen, besonders die EK 1, kommen in Betracht.

Meine Enttäuschung ist groß, als ich Soldaten sehe, die sich äußerst tapfer geschlagen haben und nun ihre Auszeichnungen und den Totenkopf von der Mütze für ein wenig Brot hergeben. Lieber den ganzen Tag auf dem Boden liegen, um Energie zu sparen, wie ich es zu tun pflege, als den Magen auf solche Weise beruhigen ...

Die größte Kalamität sind aber die sogenannten Latrinen, die aus einem langen Graben bestehen, vor den man Baumstämme auf Holzblöcke gestellt hat. Dicht nebeneinander verrichten die Leute ihre Notdurft, der Graben ist schon längst voll, und der Hügel von Menschenkot wächst und wächst, ohne daß der amerikanische „Lagerkommandant" sich darüber Gedanken macht.

Innerhalb von zehn Tagen leben wir in einer richtigen septischen Grube, in der Mitte von Exkrementen, die im Regen auseinanderfließen. Wenn die Sonne strahlt, ist die Luft stickig ...

Die ganz jungen Soldaten leiden am stärksten unter dem Hunger. Sie stochern mit dem Taschenmesser in der Erde und suchen nach Würmern, die dann mit Gras als Gemüse zu Suppe gekocht werden. Aus Mitleid oder als Verhöhnung schießen die Neger, die jetzt die Weißen als Posten abgelöst haben, einen Hund ab und werfen ihn über den Bach zu uns. In wenigen Minuten wird der Hund enthäutet und am Spieß über angezündeten Kartonschachteln übers Feuer gehalten.

An diesem Vormittag kommt ein schlanker und sehr hochmütiger amerikanischer Oberst mit einem kurzgeschnittenen Schnurrbart, wahrscheinlich um seine Waghalsigkeit zu demonstrieren oder aus

purer Ahnungslosigkeit, auf die verrückte Idee, unsere dreckige Kloake zu besichtigen. Er wird begleitet von einer „WAC", einer weiblichen Angehörigen der US-Army im Offiziersrang. Die Dame ist nicht mehr ganz jung, jedoch hübsch, gepflegt, kokett und trägt einen erstklassigen Photoapparat mit sich. Von allem, was sie hier gesehen hat, scheint sie tief erschüttert zu sein.

Der Oberst sieht mich und tritt in meine Nähe. Er ist aufgebracht, weil ich den Totenkopf, das Hoheitsabzeichen und die Auszeichnungen immer noch trage. Es ist mir gleich, ob ich Orden trage oder nicht, weil ich genau weiß, daß man vielen, die es verdient haben, vergaß, solche Auszeichnungen zu verleihen. Wenn ich sie heute in der Sonne glänzen lasse, tue ich es eben für die Kameraden, die nicht mehr unter uns sind, für die Toten, für die Besten, die sich geopfert haben, nicht um ein Tapferkeitszeugnis zu erhalten, sondern um frei in einem freien Land zu leben.

Plötzlich schlägt der Oberst mit der Hand nach meinem Kopf, so daß mir die Mütze herunterfällt, und schreit: „Dreckiger Bandit, nimm das alles weg!"

Er versucht, mich ein zweites Mal anzurühren, aber ich wehre den Schlag heftig genug ab und schreie ihn in Französisch an: *„Voyou!"* Gleichzeitig spucke ich ihm mit allen meinen Kräften direkt ins Gesicht.

Untersturmführer Magirescu, der in Rumänien Zollbeamter gewesen ist, nimmt mich am Arm und zieht mich zurück. Das gleiche tut auch die „WAC" mit dem Oberst, der sein Gesicht mit dem Ärmel abwischt. Dann verschwinden die beiden ...

Der Vorfall spricht sich blitzartig herum, so daß van Houten gleich zur Stelle ist. Er schlägt vor, daß ich in seine Ecke übersiedle, wo er mich in seinen Steireranzug stecken will. Magirescu und die anderen Rumänen beschwören mich, das zu tun. Ich lehne es ab, und den ganzen Tag warte ich auf die Züchtigung. Sie kommt nicht.

Falls das dem Einfluß der unbekannten Amerikanerin zuzuschreiben ist, bin ich ihr sehr zu Dank verpflichtet.

*

Bei Nacht, wenn eine bestimmte Gruppe von weißen Amerikanern die Posten ablöst, dann fangen diese an — aus Angst oder aus bloßem Zeitvertreib —, in die Mitte des Lagers zu schießen. Sie töten die Zeit und ... Wehrlose, wie sie eben können. Die Toten

dürfen wir aber nicht außerhalb des Lagers begraben, sondern in unserer Mitte, in der Nähe der verfallenen Scheune. Ich weiß nicht, ob alle von Kugeln getötet oder ob auch manche vor Hunger gestorben sind, aber auf einmal sind siebzehn Gräber bei der Scheune.

Ein amerikanischer Master-Sergeant eilt von Posten zu Posten. Eine ungewöhnliche Aufregung ist in den Reihen unserer Bewacher zu bemerken, und auch der Lagerkommandant Goldenberg scheint in eine ähnliche Gemütsbewegung geraten zu sein. Ein beachtliches Ereignis: General George Patton, der Oberbefehlshaber der 3. amerikanischen Armee ist gekommen. Er will alles besichtigen.

Auch wir sind jetzt erregt. So rasch dies noch geht, sammeln wir uns in Reih und Glied und stellen ganz nach vorne die Beinamputierten, die Armamputierten und die Jüngsten von uns, die wie Skelette aussehen.

General Patton schreitet die Front dieser Gespenster ab, sieht sich alles genau an, stellt keine Fragen, sagt nichts, geht dann zum Zelt des Kommandanten, befiehlt, daß dieses Lager sofort aufzulösen sei, und schickt den Oberleutnant Goldenberg „in die Wüste . . .“

Als uns van Houten diese sensationelle Nachricht bringt, fügt er hinzu: „Patton ist ein Soldat, ein richtiger Soldat!“ Damit hat er alles gesagt: General Patton ist ein Soldat im wahrsten Sinne des Wortes, der es nicht ertragen kann, daß Soldaten, die ihre Pflicht getan haben, so grausam mißhandelt werden.

In der Erwartung, daß wir auf verschiedene Lager verteilt werden, fassen wir zum ersten Mal amerikanische Verpflegung, in Kartonschachteln eingepackte Konserven, Margarine, Käse, Keks und Zigaretten. Die jungen Burschen folgen dem Rat der Älteren nicht, die ihnen Vorsicht und Mäßigung empfehlen, und stürzen sich wie ausgehungerte Wölfe auf den Inhalt der Pakete. Die Gefräßigkeit ist so groß, daß mehrere Dutzend von ihnen die neuen Lager nicht mehr erreichen werden.

Wir gehören zu den 8000 Waffen-SS-Männern, die per Bahn nach Ebensee gebracht werden sollen. Vom Bahnhof Ebensee bis zum KZ, in das wir vorläufig eingeliefert werden, geht die Straße bergauf, und auf beiden Seiten stehen die ehemaligen KZ-Insassen mit Stöcken bewaffnet Spalier. Sie stürzen sich wild auf uns, und Stockschläge fallen.

Da ich von meiner Uniform noch nichts entfernt habe, bin ich ein auserlesenes Ziel, aber der athletisch gebaute Oberscharführer Stoff, Siebenbürger Sachse und Bäckermeister, deckt mich mit seinem kräftigen Körper und kassiert die Stockschläge, die mir eigentlich gelten. Van Houten boxt einen der Schläger, der wie der Typ eines Gewohnheitsverbrechers aus einem kriminalwissenschaftlichen Handbuch aussieht, bis in den Straßengraben. Die amerikanische Eskorte schaut amüsiert zu, greift zuerst nicht ein, aber dann macht sie sich bereit zu schießen, und die wilde Meute zerstreut sich schimpfend . . .

Unser Aufenthalt im KZ-Ebensee ist nur von kurzer Dauer, so lange, bis es den Amerikanern gelingt, uns nach unseren Herkunftsländern zu sortieren. Weil für sie Staatsbürgerschaft mit Nationalität identisch und der Begriff Volkszugehörigkeit vollkommen unbekannt ist, erfolgt die Einteilung nach einem sehr einfachen Schema: die Sudetendeutschen sind für die Amerikaner „Tschechoslowaken“, die Batschka-Schwaben „Jugoslawen“, die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben „Rumänen“, und es gibt auch keine Wallonen und keine Flamen mehr, sondern nur noch „Belgier“.

Auf diese Weise ist die Gruppe der Rumänen jetzt dreitausend Mann stark, bekommt den Namen „Rumänisches Regiment“, an dessen Spitze ich als Rangältester gestellt werde. Es gibt jetzt auch

ein „Ungarisches Regiment", je ein tschechoslowakisches und ein jugoslawisches Bataillon und je eine niederländische und eine französisch-belgische Kompanie. Alle Skandinavier, die weniger als einen Zug bilden, werden „meinem" Regiment zugeteilt.

Alle diese Waffen-SS-Soldaten, die nach amerikanischen Vorstellungen keine Deutschen sind, werden in einer Art Division zusammengefaßt, die von dem ungarischen SS-Obersturmbannführer Ney geführt werden soll. Dieser bildet sofort einen Stab, zu dem auch ein Graf Karoly und ein Baron Somlyosi gehören.

Am nächsten Tag wird dieser Ausländerverband in ein von den Amerikanern aufgestelltes Zeltlager gebracht, das in einer sehr schönen Landschaft liegt. Die Verpflegung ist nicht reichlich, aber gerade ausreichend, besonders wenn man in Betracht zieht, daß wir absolut nichts tun.

Ende Juli werden Ungarn, Jugoslawen, ein Teil der sogenannten Tschechoslowaken und wir, Rumänen und Skandinavier, wieder per Bahn, nach Steyr gebracht und in der dortigen Artilleriekaserne beherbergt. Das ist eine Überraschung! Man stellt mir eine richtige, mit allem Notwendigen ausgestattete Offizierswohnung zur Verfügung, mit Badezimmer und einem Extrazimmer für meinen Burschen, dem Rottenführer Nastase, ehemals Stabsgefreiter im Kalaraschen-Regiment 2.

Sehr höflich bittet mich der amerikanische Lagerkommandant, diesmal ein Rittmeister von der Regenbogendivision, außer den Schulterstücken alles, was an die Waffen-SS erinnert, von der Uniform zu entfernen, und begründet auch seine Bitte: „Ihre Männer werden Schutträumungsarbeiten in den Steyr-Werken durchführen, ein Pkw wird Ihnen zur Verfügung stehen, damit Sie Ihre Männer bei der Arbeit besichtigen können, aber Sie können sich frei in der Stadt bewegen und auch ein Kaffeehaus besuchen. Deshalb müssen Sie jede Provokation vermeiden . . ."

Das ist eine vernünftige Empfehlung, der ich mich nicht entziehe. Der Wunsch des amerikanischen Rittmeisters wird erfüllt. Ansonsten verfliegen die Tage in Steyr wie ein Traum. Zwischen zwei Besichtigungen von Arbeitsplätzen mache ich halt vor einem Kaffeehaus, und wenn auch die Auswahl an Bestellungsmöglichkeiten äußerst gering ist, kann ich mindestens die Zeitungen lesen, obwohl mir bei dieser Lektüre übel wird.

Das Offizierskasino in der Artilleriekaserne ist renoviert worden, und während des Abendessens spielt eine ungarische Kapelle.

Es bleibt jedoch für mich ein Rätsel, wo diese Zigeuner aufgefischt worden sind, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß sie auch bei der Waffen-SS gewesen sein könnten.

Jeden Sonntag kommt Besuch, Frauen aus der Stadt. Eine Blaskapelle spielt im Garten, und ein amerikanischer Sergeant verteilt an der Pforte Eintrittskarten wie für ein Volksfest, ohne den besuchenden Frauen auch nur eine Frage zu stellen, ob sie Ehefrauen, Verlobte oder einfach Verwandte von Gefangenen sind. Das Schloßleben hat mit dem Hundeleben etwas gemeinsam. Es dauert nicht allzulange . . .

*

Oktober 1945. Der Herbst ist nicht geeignet, die Gemüter lustig zu stimmen, und wir — diesmal nur die „Rumänen" — haben am wenigsten Grund zur Fröhlichkeit, denn wir werden in Marsch gesetzt, um in dem Lager Wegscheid bei Linz zu landen. Dem hiesigen amerikanischen Hauptmann steht ein kleiner, dicker, rothaariger Mann zur Seite, der Stiefel, Reithosen und eine graue Joppe trägt. Er heißt Österreicher, und über seine Herkunft sind die Meinungen geteilt. Die einen sagen, daß er ein Emigrant sei, und die anderen, daß es sich um einen ehemaligen Sonderführer bei der Verwaltung der Luftwaffe handele.

Gleich nach unserer Ankunft hält es Herr Österreicher für angebracht, uns antreten zu lassen, damit wir uns anhören, was er zu sagen hat: „Ihr seid eine verbrecherische Bande, und keiner von euch wird früher als in fünfundzwanzig Jahren aus dem Lager herauskommen. Jedem SS-Mann sind die fünfundzwanzig Jahre Gefangenschaft schon zugeschrieben. Ihr werdet alle im Gefängnis verrecken . . . !"

Fünfundzwanzig Jahre hinter Stacheldraht? Nein, das kann nicht wahr sein. Wir müssen von hier ausbrechen.

Weil sich in dem hinteren Teil des Barackenlagers höhere Offiziere der Waffen-SS und auch Generäle der Wehrmacht befinden, ist die Bewachung sehr streng. Zu den Räumungsarbeiten in der Stadt werden nur Mannschaften verwendet. Die Offiziere müssen theoretisch im Lager bleiben, der amerikanische Hauptmann stellt jedoch Ausgangsscheine aus für diejenigen, die zum Zahnarzt gehen müssen, was eine gewisse Lockerung der Bestimmungen darstellt.

Nastase sorgt immer für mich, er hat sogar darauf verzichtet, zu rauchen, damit er mir auch seine drei täglichen Zigaretten geben kann, aber er muß zur Arbeit in die Stadt gehen.

Eines Tages, als er ins Lager zurückkommt, sagt er mir ganz aufgeregt: „Es ist eine rumänische Kommission in Linz eingetroffen, Herr Rittmeister. Diese Kommission will uns freibekommen."

„Ich zweifle sehr daran, Nastase." Ich habe auch Grund, daran zu zweifeln.

Als erster werde ich von der Lagerleitung verständigt, daß ich mich bei dieser Kommission zu melden habe, die in einem Hotel am Hauptplatz untergebracht ist. Ich gehe dorthin, klopfe an eine Tür, gehe in das Zimmer hinein und versuche, mein Gleichgewicht nicht zu verlieren, denn wer sitzt an dem Tisch vor mir? — Oberst Dan Ionescu in Person, mein Regimentskommandeur vom 23. August 1944, der uns damals mitgeteilt hat, daß „Rumänien die Weichen umgestellt hat".

Seine Augen werden, wie mit Kohle gezeichnet, immer größer. Er glaubt in mir ein Gespenst zu sehen: „Emilian, ich kann nicht sagen, daß ich glücklich bin, Sie zu sehen. Glauben Sie mir das. (Und wie ich das glaube!) Für uns sind Sie offiziell tot, aber trotzdem werde ich auch Ihnen gegenüber genauso meine Pflicht tun wie gegenüber den anderen. Sie waren im Irrtum, und Ihre Hoffnungen wurden enttäuscht. So sei es! Jeder kann sich in seinen Berechnungen täuschen. Die Stunde der nationalen Aussöhnung ist gekommen. Wir werden alles vergessen! Kommen Sie mit uns zurück, in aller Seelenruhe. Ich möchte Ihnen auch die Hand reichen, aber das werde ich erst tun, wenn Sie sich entschlossen haben . . ."

Ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll. Ist er ein falscher Fünfziger? „Ich werde darüber nachdenken, Herr Oberst!" Ich schlage die Hacken zusammen und gehe hinaus.

Auf dem Flur wartet jemand auf mich, der auch zu dieser Kommission gehört, ein alter Kamerad und guter Freund, Major Radu Iliescu vom Gardereiterregiment, der die französische Offiziersschule von Saint Cyr als einer der Ersten absolviert hat und in gleicher Weise auch die Militärakademie von Bukarest. Er ist ein offener, mutiger Mensch, auf den man sich verlassen kann. Er nimmt mich am Arm und bringt mich hinaus, damit keine indiskreten Ohren hören können, was er mir sagen will:

„Bei mir hat sich nichts geändert, Emilian, ich habe mich nicht umgedreht. ‚Sie' glauben, daß ich ihr Spiel mitmache, aber ich tue, was ich für richtig halte, und ich will dir und euch allen helfen. Es geht um deine Haut. Komm nicht nach Rumänien zurück. Die jetzige Regierung und auch die Sowjets können es dir nicht verzeihen, daß du sie lächerlich gemacht hast. Man hat dich als einen Helden vorgestellt, der als im Kampf vermißt gilt. Deine Mutter hat deine Auszeichnungen mit Kondolenzen bekommen, und dann hört man plötzlich deine Stimme in Radio Donau, von wo du den Widerstand gegen den Kommunismus predigst. Wie können sie es dir verzeihen, wenn du jetzt aus einem SS-Lager wieder auftauchst? Nein, sie werden dir das Leben nicht schenken. Dan Ionescu fährt übermorgen nach Deutschland, ich werde allein bleiben und alles unternehmen, damit ihr frei seid . . ."

Es geschieht genauso, wie er es gesagt hat. Nachdem die Repatriierungswilligen, die in Rumänien nicht viel zu befürchten haben, erfaßt sind, trägt Major Radu Iliescu* auch unsere Namen auf der Liste ein, die er der amerikanischen Lagerleitung gibt. Auf jener Liste, die er dem rumänischen Hauptmann überreicht, der den Transport nach Rumänien führen soll, fehlen unsere Namen jedoch.

*

Wir gehen zum Bahnhof, nur von einem einzigen amerikanischen Soldaten eskortiert. Siebenundzwanzig Namen von tatsächlich Repatriierungswilligen werden aufgerufen, sie steigen in den Zug ein. Der Amerikaner tritt den Weg zum Lager Wegscheid zurück an. Der Zug setzt sich in Bewegung, und auf dem Bahnsteig bleiben fünfzehn Rumänen, die Soldaten der Waffen-SS gewesen sind und immer noch eine Art Uniform tragen, ohne Papiere und ohne einen Groschen in der Tasche. Wir sind jedoch frei . . .

Jetzt heißt es, getrennt durch die Stadt marschieren, um uns in einem anderen Lager wiederzufinden, im Lager Nr. 63 für „Displaced Persons", denn so werden die Flüchtlinge, die Vertriebenen, die Ausgeraubten und die Entwurzelten bezeichnet, die als Opfer der Teilung Europas, die in Jalta und anderswo beschlossen worden ist, in solchen Lagern auf eine ungewisse Zukunft warten müssen.

Es schneit, und die Berge von Schutt, die links und rechts der Straße liegen, werden langsam in Weiß gekleidet. Vor einem

* Nachdem er viele Jahre in kommunistischen Gefängnissen verbrachte, starb Major Radu Iliescu an den Folgen seiner langen Gefangenschaft.

Lebensmittelgeschäft stehen Frauen und Kinder Schlange, um nur sehr wenig für das bevorstehende Weihnachtsfest zu bekommen.

Die Schneeflocken, die jetzt reichlich vom Himmel fallen, wekken in mir andere Erinnerungen. Ich sehe mich Ende Dezember 1941 auf der Krim, und es klingt mir im Ohr, was mir damals mein Freund, Leutnant der Reserve Mihai Coliopol, gesagt hat, bevor er im Sturm eines Angriffs gefallen ist:

„Wenn wir diesen Kreuzzug gegen den Kommunismus nicht erfolgreich zum Abschluß bringen können . . . dürfen wir trotzdem nicht zweifeln. Es hat sogar Heilige gegeben, die Kreuzzüge verloren haben. Wir sind keine Heiligen . . . Andere werden uns ablösen. Über kurz oder lang werden sie siegen . . . wenn sie den Willen besitzen, sich zu opfern . . .“